EA 1862

8

Die jungen Boers

im

Binnenlande des Kaps der guten Hoffnung.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Höchst elegant ausgestattete Jugendschriften.

Der Waldläufer. Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben von **Gabriel Ferry.** Für die Jugend bearbeitet von **Julius Hoffmann.** Vierte Auflage. 8. Zwei Theile in einem Bande. Mit 12 von **Koska** gezeichneten und von **Loeillot** in Berlin sauber in Farbendruck ausgeführten Bildern, geschmackvoll in einen Band mit eleganter Rückenpressung geb. Preis 2 Thlr. 7½ Sgr.

Die Ansiedler auf Van-Diemens-Land. Eine Erzählung aus dem australischen Ansiedlerleben von **Charles Rowcroft.** Für die Jugend bearbeitet von **Julius Hoffmann.** 8. Mit 4 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr.

Europäische Bilder und Skizzen. Zur Belehrung für die reifere Jugend bearbeitet von **Julius Hoffmann.** 8. Mit 6 Kupfern in Farbendruck nach Original-Zeichnungen von **Th. Hosemann.** Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Schloß und Hütte. Eine Erzählung für die reifere Jugend von **E. Merx.** 8. Mit 4 Kupfern in Farbendruck nach Originalzeichnungen von **F. Koska.** Eleg. geb. Preis 1 Thlr.

Die jungen Büffeljäger auf den Prairieen des fernen Westens von Nordamerika. Ein Naturgemälde zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände von **Karl Müller.** 8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Die jungen Pelzjäger im Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie. Ein Naturgemälde zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände von **Karl Müller.** 8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Esperanza oder die jungen Gauchos in den Pampas am Fuße der Andes. Ein Zonengemälde aus Südamerika zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände von **Karl Müller.** 8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Die jungen Canoéros des Amazonen-Stroms. Ein Naturgemälde aus dem tropischen Südamerika zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände von **Karl Müller.** 8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr

Prairieblume unter den Indianern. Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerika's von **Ch. A. Murray.** Für die Jugend bearbeitet von **Wilhelm Stein.** 2te Auflage. 8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Die Storchstraße. Hundert Bilder aus der Kinderwelt in Erzählungen und Liedern für erzählende Mütter und Kindergärtnerinnen und kleine Leser von **Lina Morgenstern.** 8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Der Gnom. Ernst, Scherz und sinnige Spiele. Herausgegeben von **Hübner-Trams.** Jahrgang 1862. 8. Mit 8 in Farbendruck ausgeführten Bildern von **A. Haun.** In Halbleinwand mit eleganter Rückenpressung gebunden. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Samenkörner für junge Herzen von **Hedwig Prohl.** 8. Mit 6 in Farbendruck ausgeführten Bildern von **Louise Thalheim.** Sauber gebunden. Preis 1 Thlr.

Verlag von Trewendt in Breslau.

Die Ankunft der furchtbaren Heerde.

Die jungen Boers

im

Binnenlande des Kaps der guten Hoffnung.

Ein Zonengemälde aus Süd-Afrika

zu

Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände

von

Karl Müller,

Verfasser des „Robinson der Wildniß," der „jungen Büffeljäger,"
der „jungen Pelzjäger," der „Esperanza oder der jungen Gauchos," der „jungen Cancéros des
Amazonen-Stroms" u. s. w.

Mit acht Kupfern in lithographischem Farbendruck.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1862.

H/S 132 000

INTERNATIONALE JUGEND BIBLIOTHEK München

Vorwort.

Ich führe meinen jungen Leser diesmal in das Innere von Süd-Afrika, in einen unabsehbaren Landstrich, welcher eigentlich erst seit einem Jahrzehnt der civilisirten Welt näher bekannt zu werden beginnt und eine Zone bildet, deren ungeheure Schätze und Merkwürdigkeiten kaum erst oberflächlich erforscht sind. Das ungeheuer reiche Thierleben des Binnenlandes von Süd-Afrika allein ist noch lange nicht genügend bekannt, und doch ist es hohe Zeit, daß dasselbe genauer studirt werde, denn schon jetzt schmilzt der Reichthum der Gattungen, Arten und Individuen von Thieren mächtig zusammen vor dem Feuergewehr der Weißen und den Waffen der Eingeborenen, und ein kühnes, ausdauerndes, rühriges Volk, die holländischen Boers, trägt die ersten Anfänge der Civilisation weit hinein in die Wildnisse und Einöden, welche noch vor wenigen Jahrzehnten nur die Heimath der Elephanten, Nashorne, Giraffen, Büffel, Löwen und Antilopen waren.

Die vorliegende Jugendschrift will abermals, wie meine früheren, unter Vermeidung alles Romanhaften nur ein anschauliches und lehrreiches Gemälde des Naturlebens jener Zone geben und versucht dies im Gewande einer einfachen Familiengeschichte. Die besten und zuverlässigsten Quellen sind benützt, und nirgends ist der Natur Zwang angethan, sondern Thiere, Pflanzen und geognostische

Verhältnisse sind genau nach der Wirklichkeit und den besten Gewährsmännern innerhalb ihrer thatsächlichen Verbreitungs-Bezirke und nach ihren wechselseitigen Bezügen zu einander geschildert.

Aber die Zone, deren Bild ich zu entwerfen unternahm, ist zu groß, der Stoff zu gewaltig und überreich, als daß er beim größten Fleiße in den engen Rahmen eines einzigen Bandes zusammengedrängt werden konnte; deshalb soll, wenn der vorliegende Band denselben Beifall findet, wie seine vier älteren Brüder, ein späteres Buch über die Erlebnisse und Thaten der „jungen Elephantenjäger" die noch nördlichere Zone von Innen-Afrika schildern und so mit dem gegenwärtigen Buche dazu beitragen, die genauere Kenntniß eines Erdtheils verbreiten zu helfen, dem gewiß in der Geschichte der Menschheit noch eine eben so merkwürdige Rolle zugedacht ist, wie dem Festlande von Nord-Amerika.

Möge auch dieses Buch unter der deutschen Jugend gebildeter Stände wieder viele aufmerksame Leser finden und diese auch zu meinen früheren Zonengemälden aus Nord- und Süd-Amerika hinleiten, welche mir die Gunst meiner jungen Leser und das Zutrauen so vieler Eltern und Lehrer erworben haben! Und somit lasse ich diese meine fünfte Taube fliegen und grüße meine alten und jungen Freunde damit herzlichst!

Karl Müller.

Inhalt.

		Seite.
1.	Soet-Water-Kraal	1
2.	Eine schreckliche Nacht	26
3.	Was nun thun?	38
4.	Der Auszug	50
5.	Ein Bivouac in der Wüste	59
6.	Jan erlegt den ersten Löwen	66
7.	Der Anstand auf den Strauß	80
8.	Ausblick in die Ferne und ein Abenteuer mit Giftschlangen	90
9.	Ein Gespräch über Strauße	97
10.	Das Nashorn	102
11.	Ein Ritt in der Irre	107
12.	Die Bitterwasserquelle und der Wüstenbrunnen	112
13.	Gerd von der Kolik befallen	115
14.	Eine Antilopenjagd	122
15.	Die Raubameisen	126
16.	Eine Kette der Zerstörung	130
17.	Gerd von einem Gnu belagert	133
18.	Zwischen zwei Feinden	136
19.	Eine Unterhaltung über Termiten und Gnu's	139
20.	Ein südafrikanisches Paradies	149
21.	Die Bäume mit dem Strohdach	159
22.	Ein häßlicher Gast	165

Seite.

23. Etwas von Hyänen 176
24. Die wilden Esel der Wüste 184
25. Klein Paradijs 194
26. Mäuse und ihre Feinde 199
27. Das Kudu und die wilden Hunde 211
28. Am Sumpfe 214
29. Das schwarze Rhinoceros 223
30. Der Löwenritt 231
31. Die Wegzeiger 241
32. Wiedersehen 246
33. Jan's Abenteuer mit Elephanten 251
34. Der todte Elephant 264
35. Der Anstand an der Tränke 273
36. Eine angenehme Entdeckung 279
37. Die Elephantenheerde und Gerd's erste Elephantenjagd 290
38. Ein Geplauder über den afrikanischen Elephanten 297
39. Die Weihen und der Kampf der Trappen 301
40. Ein kapisches Gewitter 308
41. Die Wahl eines Plaats 313
42. Wie man einen Kraal erbaut 316
43. Schluß 330

1. Soet-Water-Kraal.

Die glühend heiße Sonne eines südafrikanischen Nachmittags brannte auf die Hochebenen hernieder, welche sich vom Unterlaufe des Kei Gariep oder Vaal-Riviers, des Grenzflusses der Orangefluß-Republik der freien Boers oder südafrikanischen Bauern, nach dem Betschuanenlande und der großen Wüste Kalahari hinziehen, welch letztere in einer Ausdehnung von mehr als der vierfachen Größe Deutschlands das ganze Binnenland von Südafrika einnimmt. Es ist ein eigen Ding um diese Grasfluren, welche die genannten Hochebenen in unabsehbarer Ausdehnung bedecken, wie ein braungrünes Meer von hohem Grase und niedrigen krautartigen Pflanzen, ohne von einem Baum oder Walde unterbrochen zu werden, außer da wo ein kleiner Wasserlauf oder eine Quelle sich durch den sandigen Boden winden, und die davon befruchtete Dammerde einen spärlichen Kranz von Acacienbäumen nährt, die sich weithin wie eine Landmarke kenntlich machen, denn diese Quellen oder Bäche sind dort sehr selten, und ebenso selten daher auch die Bäume.

Ueber die weite Grasflur heran sprengten zwei Reiter, von einigen großen Hunden gefolgt, durch das halbmannshohe Gras. Roß und Reiter trieften beinahe von Schweiß, und der Huf ihrer Pferde wühlte unter dem von der Sommerhitze schon halb verdorrten Grase einen langen Zug von Staubwolken auf, der sich in der todesstillen schwülen Luft nur langsam legte und weithin ihren Weg bezeichnete. Der ganze Himmel war in einen heißen trockenen gelbrothen Far-

benton gekleidet, der kaum etwas dunkler und bräunlicher gefärbt sich auch auf die Erde ausdehnte und der Landschaft einen eintönigen öden Anstrich gab, wie ihn nur die Wüste haben mag. Die Luft schien zu zittern vor Hitze, und die Ferne war wie von einem leichten röthlichen Dunst verschleiert.

„Haben wir noch weit bis zu Eurem Gehöfte, Baas (Meister) Doorn?“ fragte der eine der Reiter, ein langer hagerer Mann in europäischer Kleidung, seinen Gefährten.

„Nein, Doctor!“ erwiderte der Andere, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren und riesenhaften Körperformen, welche auf eine ungewöhnliche Kraft schließen ließen, und deutete mit seinem Schambok, einer schweren Reitpeitsche aus Nilpferdshaut, gerade vor sich hinaus; „dort unten, wo sich das Gelände etwas senkt und die Gummibäume stehen, liegt mein Gehöfte, Soetwater-Kraal. Noch ein Galopp von zehn Minuten, und wir sind zur Stelle!“

„Soetwater-Kraal! ein schöner aber seltsamer Name,“ sagte der Doctor; „ein Gehöfte also, das an einem süßen Wasser liegt, wenn ich wörtlich übersetze. Ihr habt dort wohl eine Quelle, Baas Doorn?“

„Ja, eine recht frische ergiebige Quelle dazu, welche mich vor Jahren, als wir aus dem „alten Lande,“ dem Kaplande nämlich, auswanderten, bestimmte, mich hier ganz allein niederzulassen, was ich auch gar nicht zu bereuen habe,“ sagte Doorn mit einer sichtlichen Zufriedenheit. „Es ist ein wunderschönes Fleckchen Erde hier, Doctor, das mögt Ihr mir glauben, und ich möchte wetten, daß meine Brüder dort drüben über dem Vaalrivier und am Fuße der Kaschangebirge keinen schönern Weidgrund aufzuweisen haben. Seht her, Doctor! nun kommen wir an meine Felder,“ fuhr er fort und deutete auf die Thalsohle der kleinen Mulde hinab, wo einige Morgen Landes mit Mais, Weizen, Melonen, Gurken, verschiedenen Rüben und dergleichen angepflanzt waren. — „Seht nur,

Doctor, wie schön mein Mais gedeiht, wie groß die Kolben sind, deren Körner schon in der Milch stehen! Noch einige Wochen, und wir sammeln eine wundersam reiche Ernte in unsere Scheunen und Kornschächte ein!"

„Fürwahr, dieses Getreide steht so schön im Felde, wie ich es kaum in Europa irgendwo schöner gesehen habe," sagte Dr. Barth, der Missionär, welcher den Boer auf seinem Ritt nach Hause begleitete. „Und dort ist ja das Haus selbst, umhegt von einem geräumigen Pfahlwerk. Das ist also der Kraal oder das Gehöfte eines südafrikanischen Boers oder Bauers?"

„Ja, Doctor, das ist ein echter Boerenkraal. So sind sie alle vom Orangeflusse an bis in die Kaschanberge hinein und bis an die Algoa-Bucht und nach Port Natal hinab, so weit nur wir altholländischen Bauern uns niedergelassen haben," versetzte Baas Doorn; „das ist Soetwater-Kraal, meine Heimath und mein Besitzthum, auf das ich stolz bin, stolzer als ein König auf sein Reich, weil ich Alles hier mit meinen eigenen Händen geschaffen habe, und weil Alles mein Werk ist: das Haus und die Umzäunung, die Scheunen und die Felder, ja sogar das Bett des Baches selbst, der hier von der Quelle herunterkommt und meine Getreidefelder bewässert, denn wo nun Haus und Aecker liegen, da war vor achtzehn Jahren noch eine heulende Wildniß. Aber durch meinen und der Meinigen Fleiß und Gottes Segen ist hier gottlob ein blühendes Eden!" setzte er wohlgefällig hinzu und nahm bei dem Namen Gottes andächtig den Hut ab.

Mittlerweile waren die beiden Reiter am Eingang der Umzäunung angekommen, welche mit einer Art Schlagbaum von starken Stangen verrammelt war. Einige große Hunde erhoben ein wüthendes Gebell, als sie des fremden Reiters ansichtig wurden; allein Baas Doorn gab seinem Pferde die schweren Sporen, daß es mit einem kecken Sprunge über die hindernde Schranke setzte,

und trieb dann mit Zuruf und mit den Hieben seines Schambok die Hunde zurück, daß ihm sein Begleiter auf ähnliche Weise folgen konnte.

Das Hundegebell hatte eine stattliche dicke Frau von etwa vierzig Jahren unter dem Vordach hervorgelockt, welches die Nordseite des Hauses einnahm. Mit freundlichem Lächeln kam sie herbei, hielt dem Gaste das Pferd und reichte ihm die Hand zum Willkommen.

„Das ist Mutter Martha, meine liebe Hausfrau, Doctor!" sagte der Baas zu dem Gaste, „und dies, meine liebe Frau, ist Doctor Barth, ein britischer Missionär, der auf der Reise in das Betschuanenland begriffen ist, und den ich einlud, heute bei uns zu übernachten, Mutter. Heiße ihn willkommen und rüste das Gaststübchen für ihn. — Und dies hier sind meine beiden jüngeren Kinder, Pieter und Trudje," fuhr Baas Doorn fort, auf einen hübschen Knaben von etwa sieben und ein kleines Mädchen von neun Jahren deutend, welche herbeigesprungen kamen, sobald der Baas den Fuß auf den Boden gesetzt hatte. „Und der Krauskopf hier, der die Pferde wegführt, ist mein Oberknecht Kleinknaep, ein Buschmann, und die dicke Magd dort ist Sally, die Köchin, ein Hottentottenkind, und nun kennt Ihr meinen ganzen Hausstand, Doctor!"

Der Missionär hatte Eines um das Andere freundlichst begrüßt und unterhielt sich mit der Hausfrau, welcher er unter das Vordach gefolgt war. Seinem aufmerksamen Blick entging Nichts von Allem, was ihn hier umgab, und was ihm zum Theil neu war. Er hatte seinen guten Grund, Alles genau zu beobachten, denn er konnte hier Manches lernen, da sein künftiger Aufenthalt unter den Betschuanen vermuthlich nur wenig von demjenigen verschieden sein mochte, was er hier sah.

Das Haus von Soetwater-Kraal war niedrig, einstöckig, langgedehnt, aus lufttrockenen Ziegeln dick aufgemauert und mit schilfartigem Grase und Maisstengeln gedeckt. Der Hofraum oder

eigentliche Kraal mochte etwa einen preußischen Morgen im Umfang haben und war mit eingerammten Palissaden umgeben, hinter welchen ein Erdaufwurf angebracht war. Das Wohnhaus des Boers stand in der Mitte der kleinern Hälfte des eirunden Raumes, und daneben ein offener Schuppen, der als Küche diente. Dahinter stand ein kleineres Gebäude, einem großen Backofen oder Bienenstock nicht unähnlich — das war die Behausung von Kleinknaep und den betschuanischen Knechten. Weiterhin war die Quelle gefaßt, welche dem Gehöfte den Namen lieh und in einem kleinen Hain von Gummibäumen aus dem Boden sprudelte. Dahinter stand ein langes niedriges Gebäude von Lehmwänden, in ähnlicher Weise gedeckt wie das Wohnhaus — das war die Scheune; und daneben stand einer jener großen starkgebauten Ochsenwagen, welche die einzigen zweckdienlichen Fuhrwerke jenes Landes sind und auf Reisen gleichsam als wandernde Zelte dienen. Einige Beete, mit Gemüsen und Blumen bepflanzt, von Weinrebenspalieren umgeben, bildeten einen kleinen Garten. Dicht dabei war eine kreisrunde Tenne von Lehm unter freiem Himmel, und neben dieser zog sich eine andere Verpfählung hin, welche den größeren Theil des Pfahlwerkes abschied und zum Aufenthalt des Viehes und zur nächtlichen Hürde für die in der Nähe des Hauses weidenden Pferde, Zugstiere und Melkkühe diente.

Dies war die ganze Einrichtung des Gehöftes, nach europäischen Begriffen wenig Behaglichkeit und keinen Luxus zeigend, aber für die nüchternen einfachen Boeren doch allen Ansprüchen an eine liebe Heimath und Häuslichkeit genügend.

Kaum war Doctor Barth mit seiner flüchtigen Umschau zu Ende, so trugen die Hausfrau und die gelbe Sally, die Hottentottenmagd, schon einen Imbiß für den Gast auf, und die beiden Männer thaten sich nach dem langen Ritte gütlich, von dem freundlichen Zuspruch der Hausfrau ermuntert.

„Wo sind Jan und Gerd?" fragte Frau Martha ihren Gatten.

„Ich habe Jan auf der Station gelassen bei dem Wagen des Doctors, den er hüten soll, bis die Knechte zur Nacht das Vieh eintreiben. Gerd aber ist auf die Schafstation geritten, um einen Fettschwanzschöps zu holen, damit wir unserm Gaste frisches Fleisch vorsetzen können," erwiderte Baas Doorn. „Mit Einbruch der Nacht wird Jan ankommen, und Gerd kann jeden Augenblick hier sein."

Dies schien Frau Doorn zu beruhigen, und sie setzte sich wieder zum Wollspinnen nieder, das sie vorher betrieben hatte, denn diese Hausfrauen der Boers sind immer fleißig und rührig.

Nach dem Imbiß führte Baas Doorn seinen Gast auf dem ganzen Kraal herum und zeigte ihm seine Kühe, seine Hühner, Pferde, Schafe und Zugstiere, seinen Garten und seine Felder mit dem Wohlbehagen eines Mannes, der mit seinem Loose ziemlich zufrieden ist und der Früchte seines Fleißes sich freut.

„Nun, wie gefällt es Euch bei uns, Doctor?" fragte er den Missionär, als sie wieder unter das breite Vordach zurückkehrten.

„Oh, sehr gut, Baas Doorn," erwiderte der Doctor. „Es ist ein so friedliches, ruhiges Dasein, welches Ihr hier führt, daß ich einigermaßen begreife, wie Ihr Euch zu diesem Leben habt entschließen können, obschon Ihr Eure Jugend in einer Stadt verlebt habt!"

„Ja, es ist nun ein friedliches trauliches Leben, weit natürlicher und glücklicher als dasjenige, welches ich vordem in der Kapstadt führte. Es ist mir lieb und werth geworden eben um seiner Ruhe willen, und es gewährt mir den Vortheil, ganz meiner Familie und meinen Kindern leben zu können, während ich vordem nur meinem Geschäfte und den Sorgen und Wechselfällen des Kaufmannsstandes leben mußte. Ich habe harte bittere Erfahrungen durchgemacht, und diese vergessen sich am leichtesten unter solch einfachen Verhältnissen, wie die eines Boers sind."

„Ich habe von Euren Schicksalen gehört, Baas Doorn," ent-

gegnete Doctor Barth. „Man sagte mir, Ihr wäret früher einer der reichsten Kaufleute der Kapstadt gewesen, aber durch allzu gewagte Spekulationen und das allzu große Vertrauen in einen boshaften Menschen verarmt. Ist dies wahr?"

„Vollkommen," entgegnete der Boer. „Ich ererbte als unerfahrener junger Mann von meinem Vater ein bedeutendes Vermögen, dessen rechten Werth ich nicht zu schätzen wußte. Ich büßte es ein meist durch eigene Schuld und ward Händler; da verlor ich im ersten Kaffernkriege meine beiden älteren Söhne, die mir gestohlen oder erschlagen wurden, und so verließ ich auch diesen Beruf und zog in die Wildniß. Und hier in der Einsamkeit ist die Verbitterung gegen Menschen und Schicksal von mir gewichen, die mich früher quälten. In der Einfachheit meiner neuen Lebensweise habe ich mich selber wieder gefunden und die Kraft der Geduld und der Beharrlichkeit, und dies verdanke ich nächst dem lieben Gott nur meiner trefflichen Gattin hier, meiner treuen frommen Martha!" setzte Baas Doorn hinzu und reichte der wackeren Hausfrau die Hand über den Tisch hinüber.

„Nein, nicht mir, sondern Dir selber und Deinem guten Herzen und geraden Sinne, Hendrick, welcher Dich lehrte, aus den Schicksalsschlägen der Vergangenheit eine weise Lehre zu ziehen und sie in dem eigenen Wandel und Leben zu verwirklichen," sagte Frau Martha.

„Und doch war sicher Ihre Mitwirkung dazu der mächtigste Sporn für ihn, Frau Doorn," sagte der Doctor. „Ich kann mir nicht denken, wie Baas Doorn es fertig gebracht hätte, ein Bauer zu werden, wenn Sie nicht damit einverstanden gewesen wären; und somit ist es jedenfalls ein großes Verdienst von Ihnen, aus dem Wohlleben und den Ueppigkeiten einer großen Stadt hernieder gestiegen zu sein in dieses dürftige Dasein der Urväter, in dieses Leben voll Beschwerden und Entbehrungen."

„Der Tausch war nicht so groß, als Sie meinen, Doctor," entgegnete Frau Martha lächelnd. „Die Rückkehr zur Natur und zur Einfachheit aus der Geschraubtheit und dem Luxus einer unnatürlichen Lebensweise heraus ist ja nur ein Fortschritt, bei welchem der Mensch an leiblicher und geistiger Gesundheit gewinnt. Ich bin zufriedener und von mehr innerem Frieden erfüllt hier in der Wildniß, als zuvor in den Tagen unseres Wohlstandes. Mich dünkt, ich sei dem lieben Gott näher als vordem; wenigstens stellt sich nicht so viel von weltlichen Gedanken und Zerstreuungen zwischen Ihn und mich, und ich kenne keinen Neid und kein Verlangen mehr nach Genüssen und Behaglichkeiten, weil ich sie nicht an Anderen sehe. Meine Kinder und mein Haus liegen mir näher am Herzen als vordem, weil keine fremden Einflüsse meine Pflichten gegen sie beeinträchtigen, und weil sie mir in meinem schlichten Sinne als die höchste Gottesgabe erscheinen."

Der Missionär hätte mit Vergnügen die sanfte gottesfürchtige Frau noch länger so sprechen hören, wenn nicht in diesem Augenblick ein Reiter an den Kraal herangeritten wäre, dessen Ankunft die Hunde mit lautem Gebell verkündigten. Es war Gerd, der sechszehnjährige Sohn des Baas Doorn, ein kräftiger stattlicher Jüngling und gewandter unerschrockener Reiter. Mit einem einzigen Sprung setzte er sein feuriges Pferd über die Schranke und sprengte bis an das Vordach heran, wo er es rasch parirte und leicht aus dem Sattel sprang. Hierauf umarmte er Vater und Mutter stürmisch, begrüßte den Gast und rief dann die kleinen Geschwister herbei.

„Kommt, Kinder," sagte er, „helft mir den Braten hier vom Pferde nehmen! Seht, welch ein prächtiges Fettschwanzschaf!" Und während der kleine Pieter das Pferd am Zügel festhielt, knüpfte er das mit Lederriemen hinten an die Kruppe des Sattels befestigte Schaf los, schwang es leicht auf die Schulter und trug es zum Küchenschuppen, um es zu schlachten und zu zerstücken.

Es war ein sonderbares Thier, dieses Kapschaf. Anstatt der Wolle hatte es ganz straffes dünnes Haar, große Schlappohren und einen breiten dicken Fettschwanz, welcher allein seine 13 bis 14 Pfund wiegen mochte.

„Habt Ihr ausschließlich nur solche Schafe, Baas Doorn?“ fragte der Missionär.

„Nicht doch, Doctor!“ war die Antwort; „wir haben auch feine Merino-Schafe von englischer Zucht, die unsern besten Ertrag an Wolle geben; aber diese schlachten wir nicht, sondern nur die einheimischen Fettschwänze, weil die Zucht derselben leichter und ihr Fleisch weit saftiger und schmackhafter ist. Ihr sollt selber darüber urtheilen, wenn Euch der Braten vorgesetzt wird, Doctor.“

„Aber warum hat Euer Sohn das Thier nicht lieber draußen geschlachtet und es todt hereingebracht?“ fragte der Missionär. „Der scharfe Ritt muß dem armen Schafe doch Schmerz verursacht haben.“

„Allerdings,“ meinte der Baas, „allein es ist nicht rathsam, ein geschlachtetes und frisch aufgebrochenes Thier durch die Grasflur zu schaffen. Das Blut, welches durch den Ritt noch immer vergossen wird, könnte Löwen oder Leoparden heranlocken, und diese Nachbarschaft lieben wir nicht. Die großen Raubthiere sind uns ohnedem schon nahe genug.“

„Wie? Ihr habt auch hier Löwen und Leoparden in der Nähe?“

„Gewiß,“ sagte Baas Doorn. „Gegenwärtig sind sie allerdings hier seltener als vor einem Jahrzehnt, denn unsere Gewehre haben tüchtig unter ihnen aufgeräumt; allein gleichwohl vergeht auch jetzt selten ein Vierteljahr, ohne daß wir einen solchen bösen Gast mit Gewalt vertreiben oder erlegen müssen. Dieser Junge da, mein Gerd, hat selbst schon einige Löwen geschossen!“

Doctor Barth betrachtete mit Interesse den Jüngling, der bei seinem blutigen Geschäft die Aermel seines rothen Flanellhemds zu-

rückgeschlagen und einen starken muskelvollen Arm und Nacken zeigte und in allen seinen Bewegungen eine seltene Kraft, Geschmeidigkeit und Gewandtheit entwickelte.

Beide Männer waren zu dem Jüngling getreten, und der Boer sagte: „Gerd ist unser Nimrod, Jan ist mehr der Vieh- und Kornbauer. Gerd ist einer der besten Reiter und Schützen diesseit der Grenze."

„Dank dem Vater, der mich's gelehrt hat," sagte der Jüngling bescheiden und blickte erröthend auf; und Doctor Barth sah nun, was für ein wunderschönes dunkles Auge, scharf wie das eines Raubvogels, aus Gerd's kühnem, offenem, treuherzigem Antlitz strahlte.

Bald darauf kam auch Jan, der ältere Sohn des Boers, heimgeritten und brachte die Nachricht, daß der Wagen und die Zugstiere des Missionärs sammt seinen Leuten auf der Rinderstation gut untergebracht worden seien und dort übernachteten. Jan glich mehr seiner Mutter; seine Züge waren regelmäßiger und sanfter als diejenigen Gerd's, und in seinen sinnigen Augen lag mehr Ruhe und Nachdenken.

Frau Martha ging nun, die Mahlzeit zu bereiten, während Gerd und Jan frische Pferde bestiegen und wieder hinaussprengten, um das Vieh von den nächsten Heerden in den Kraal hereintreiben zu helfen. Die beiden Männer waren nun allein, und während Baas Doorn seine Abendpfeife rauchte, erzählte ihm Doctor Barth, wie er erst vor Kurzem aus Europa kommend an der Mündung des Orangeflusses auf der Westseite des Kaplandes gelandet, einige Monate auf der Missionsstation Richterfeld beschäftigt gewesen und nun am Orangeflusse herauf bis nach Klaarwater geschickt worden sei, um sich von hier nordwärts nach dem Missionsposten Schoschong im Lande des Betschuanenstammes Bakaa zu begeben.

„So kennt Ihr also noch nicht viel von unserm Binnenlande aus eigener Anschauung, Doctor?" fragte Baas Doorn.

„Nein, mein Freund," erwiderte der Missionär; „eben darum würde ich Euch sehr danken, wenn Ihr meine durch Lesen von Reisewerken und Länderbeschreibungen erworbenen theoretischen Kenntnisse durch einige Mittheilungen aus Eurer praktischen Erfahrung vervollständigen und berichtigen wolltet."

„Mit Vergnügen," versetzte der Baas. „Was wünschet Ihr zunächst zu wissen?"

„Erzählt mir zunächst Einiges von den verschiedenen Völkerschaften, welche dieses große Ländergebiet nördlich vom alten Kaplande bewohnen, Baas."

„Gerne," sagte der Boer; „ich habe sie beinahe alle selber kennen gelernt, als ich nach dem Verlust meines Vermögens das Land durchzog, um Goldstaub, Wolle, Häute, Straußenfedern, Elfenbein und ähnliche Landeserzeugnisse gegen europäische Waaren von den Ansiedlern und Wilden einzutauschen. Es ist ein seltsames Gemisch von Menschen aller Farben und Gestalten, welches diese Ländereien bevölkert. Ich glaube nicht, daß auf irgend einem Fleckchen der Erde sich so vielerlei Farben und Racen begegnen wie hier. Da haben wir zunächst die neu eingewanderten Europäer und die auf dem Kap geborenen Weißen von holländischer und britischer Abkunft, und von diesen herauf alle Schattirungen von Gelb und Braun bis zu Dunkelbraun und Schwarz. Da sind Hottentotten oder Quaequaes, da sind Buschmänner und Betschuanen, Griquas und Blendlinge, Kaffern vom Zulu- und Fingó-Stamme, Neger und Malaien, indische Kulies und Chinesen, und wiederum Mischlinge von all diesen verschiedenen Racen unter einander. Die Hottentotten habt Ihr selbst schon kennen gelernt; es sind armselige schwächliche Geschöpfe, keiner über fünf Fuß hoch, von gelbrother und rother Umber-Farbe und mit plattgedrückten unschönen Gesichtern von abstoßenden Zügen, weßhalb die alten holländischen Kolonisten behaupteten, die Hottentotten seien weder Menschen noch Affen, sondern ein Mittel-

ding zwischen beiden; sie ständen auf der Stufenleiter der Geschöpfe weder so hoch wie die Menschen, noch so tief wie die Affen. Sie sind eine träge, unstäte, unmäßige, unreinliche Race, die in raschem Abnehmen begriffen ist, seit die Weißen nicht mehr für sie sorgen, und sie durch die Aufhebung der Sklaverei auf gleichen Fuß mit den Weißen gesetzt sind. Die Mischlinge von Hottentotten mit Weißen und anderen Racen sind dagegen fleißiger und gescheidter, auch nicht so schmutzig wie die echten Hottentotten. Sie nehmen so ziemlich den westlichen Theil der Kolonie ein, wie die Kaffern den östlichen.

„Die Weißen bestehen vorzugsweise aus holländischen und englischen Kolonisten und deren Abkömmlingen, worunter die Holländer jedoch an Kopfzahl überwiegen. Die Briten wohnen meist in den Städten, als Kaufleute, Krämer, Civil- und Militärbeamte, Handwerker und dergl. Die ländliche Bevölkerung besteht zur größern Mehrheit aus den Nachkommen der ursprünglichen holländischen Kolonisten und heißen Boers oder Buern (Bauern) und sind die eigenthümlichsten unter den Weißen von Südafrika, weshalb ich näher auf ihre Schilderung eingehen will. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als die Holländer noch die Herrschaft zur See ausübten, legte die holländische ostindische Kompagnie eine Kolonie auf dem Kap der guten Hoffnung an, welche vortrefflich gedieh, trotz der fortwährenden Feindseligkeiten zwischen den Ansiedlern und den eingebornen Stämmen. Südafrika versprach unter den Holländern das zu werden, was die amerikanischen Ansiedler aus dem vierten Welttheil für England gemacht haben. Während der langen Kriege, welche Ludwig der Vierzehnte in Mittel-Europa führte, namentlich gegen die Niederlande, gab es sogar eine Zeit, wo die Holländer an eine Auswanderung im Großen nach dem Kap der guten Hoffnung dachten, um daselbst einen neuen Freistaat zu gründen. Allein während des achtzehnten Jahrhunderts ließ der Unternehmungsgeist der Holländer und ihre Freude am Gründen

von Kolonien nach, und der abenteuerliche Sinn der Ansiedler auf dem Kap schien verschwinden zu wollen.

„Als der Zufluß neuer Einwanderer aus Europa abnahm, entwickelten die ursprünglichen Ansiedler der Kapkolonie einen ganz eigenthümlichen Charakter, worin die Bedächtigkeit und Besonnenheit der Holländer sich auf wundersame Weise mit jenen Eigenschaften verband, welche der beständige Verkehr mit einer noch ganz wilden und jungfräulichen Natur und der stete Streit mit kriegerischen wilden Stämmen hervorrief. Die Kolonisten waren kühne, unstete, trotzige Leute geworden, deren zähe unbezwingliche Thatkraft und hartnäckiges Mißtrauen gegen alle Neuerungen stets die mit solchem Aufwand von Mühe und Gefahr künstlich hergestellten geselligen und staatlichen Zustände zu stören drohten. So waren die Boern, als nach mehrfachen politischen Veränderungen die Kapkolonie im Jahr 1814 an die Krone England überging.

„Die Boern waren mit diesem Regierungswechsel gar nicht zufrieden. Sie hingen mit großer Hartnäckigkeit an ihren Bräuchen, Ueberlieferungen und dem Herkommen, betrachteten die Engländer als Eindringlinge und leisteten gegen alle Bemühungen derselben, die Kolonie nach englischem Fuße umzumodeln, einen heimlichen aber beharrlichen Widerstand. Mehrere Gouverneure, welche nicht bemessen wollten oder konnten, wie viel die Boers schon für die Kolonisirung des Landes gethan hatten, verletzten den Stolz und das Rechtsgefühl der Boern durch verschiedene unkluge Regierungs-Maßregeln und bestärkten dadurch die Boern noch in ihrem Widerstande. Namentlich empörte es die weißen Boern, daß die gelben Hottentotten, die braunen Buschmänner, Betschuanen und Kaffern, welche für das Wohl des Landes gar Nichts gethan, sondern eher die Bemühungen der Kolonisten noch gehemmt hatten, vor dem Gesetz ihnen gleichgestellt werden sollten. Jeder, welcher selber mit den Farbigen umgegangen ist, weiß, daß sie der Masse nach geistig wie

körperlich unter dem weißen Manne stehen und daher demselben wie seine gebornen und natürlichen Knechte erscheinen, und daß jeder Versuch, sie zu civilisiren, so gut wie vergeblich ist, so lange man ihnen ihren eigenen freien Willen läßt. Ein Hottentott oder Buschmann thut nur, was er thun muß; ist er sein eigener Herr, so zwingt ihn nur der Hunger, der Trieb zur Selbsterhaltung zum Arbeiten, aber er arbeitet nicht mit Umsicht und Vorbedacht, nicht mit Rücksichtnahme auf die Zukunft, sondern nur unter dem Drange des augenblicklichen Bedürfnisses und zu dessen Befriedigung. Ein Kaffer nimmt sich nicht die Mühe, Viehheerden zu züchten und zu weiden; er zieht es vor, als Räuber über seine friedlichen Nachbarn herzufallen und deren Weiber, Kinder und Vieh hinwegzutreiben. Da nun deshalb zwischen den Boern und den Kaffern, welche von Zeit zu Zeit solche Raubzüge in das Gebiet der Kolonie veranstalteten, von jeher eine tödliche Feindschaft bestand, so mußte es natürlich die redlichen, fleißigen, weißen Kolonisten förmlich beleidigen, daß die unverständigen Gouverneure den räuberischen Kaffer und den schmutzigen Hottentotten, den tückischen Buschmann und den furchtsamen Betschuanen vor dem Gesetz ihm gleichstellten und die Kaffern zu civilisiren und zu bekehren sich vergebens bemühten, während die Boern der Ansicht waren, ein Vertilgungskrieg gegen die viehstehlenden Kaffern wäre das sicherste Mittel gewesen, solcher unangenehmen Nachbarn ledig zu werden. Ja, die Erbitterung gegen die englische Regierung stieg immer mehr, als trotz der Geschenke an die Kaffern und trotz der Missionäre unter denselben die Raubzüge nicht aufhörten, und von Seiten der schwachen Regierung zu wenig gegen diese Diebe geschah, so daß die Boers zu den Waffen griffen, den Feinden nachsetzten, um ihnen das weggetriebene Vieh wieder abzunehmen, und an den Räubern blutige Rache nahmen, und als die Gouverneure dann die Partei der Kaffern nahmen und die ausgezogenen Boern wegen Landfriedensbruch zu strafen drohten. Den

schwersten Schlag gegen die Boers führte aber die Regierung durch die Freilassung der Sklaven, die sogenannte Neger-Emancipation im Jahre 1833, durch welche das ganze häusliche Leben, die Landwirthschaft und der Wohlstand der Boern über den Haufen geworfen zu werden drohte. Die Boern hatten nämlich bis dahin Hottentotten und andere Eingeborene als Sklaven zum Feldbau und zur Hut ihrer Heerden verwendet. Die wohlfeile gezwungene Arbeit dieser Sklaven, welche übrigens zum größten Theil ganz menschlich behandelt, gut genährt und verpflegt und meist auch unterrichtet wurden, bildete die Grundlage des Wohlstands der Kolonisten und war das einzige Mittel, diese Farbigen in einem Klima, wo der Weiße nicht fortwährend im Freien zu arbeiten im Stande ist, ohne zu erkranken, zum Fleiß und zu ausdauernder Arbeit anzuhalten. Es war vorauszusehen, daß die Freigebung derselben, für welche die Regierung noch überdies eine ganz ungenügende Entschädigung leistete, den Wohlstand der Boern plötzlich vernichten müsse, weil die trägen stumpfen Farbigen nicht mehr arbeiten würden, sobald der Zwang hierzu aufhörte, und es dann an Arbeitskräften zur Bestellung der Felder und Weinberge und zur Hut der Heerden fehlen würde. Und so kam es auch wirklich. Tausende von Aeckern konnten nicht mehr bestellt werden, weil die freigelassenen Sklaven nun um Geld nicht halb so viel arbeiteten, wie vordem in der Frohne; und die Kopfzahl der Heerden verminderte sich aller Orten aus Mangel an Hirten.

„Hierzu kam noch, daß die Regierung in unbegreiflicher Schwäche und Ohnmacht den Kaffern ein ziemlich bedeutendes Gebiet voll der schönsten Weidegründe, worauf seither Tausende von Heerden der Boern gehalten worden waren, den sogenannten neutralen östlichen Grenzdistrikt, zurückgab und hierdurch die weißen Ansiedler auch auf andere Weise in Schaden brachte.

„Nun brach den Boern die Geduld. Sie nahmen an, man wolle

sie absichtlich und mit Vorbedacht verderben in dem Lande, welches ihre Vorväter mit Blut und Schweiß erobert hatten, und beschlossen nun, wie die Kinder Israel in Egyptenland und die Mormonen in Amerika, aus dem Lande auszuziehen und in irgend einer fernen Gegend im Innern einen Gemeinde-Verband zu gründen, in welchem sie nach ihren eigenen Lebensansichten und Gewohnheiten leben könnten. Nun begann die Auswanderung oder das sogenannte Trekken[1]) der Boers. Port Natal oder das Küstenland des sogenannten Weihnachts-Hafens an der Ostküste der Südspitze Afrika's war ihr gelobtes Land. Schon im Jahr 1835 setzten die ersten Haufen unter der Führung eines gewissen Trichard von Albany über den Orange-Strom, den damaligen Grenzfluß im Norden; da sie aber mit den wenigen Gebirgspässen, welche über die beinahe senkrechten Felsenmauern der Quaithlamba oder Drachenberge des Natallandes führen, nicht bekannt waren, so zogen sie weiter nach Norden, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten. Ein Theil von ihnen siedelte sich in der Nähe des Zoutpansberg oder Salzpfannenberges an; ein anderer Theil unter der Führung eines gewissen Orich zog nach der Delagoabucht, wo sie bald von bösartigen Küstenfiebern hingerafft wurden. Ein dritter Zug, welcher den anderen im August 1835 folgte, ward von den Matabelee-Kaffern angegriffen und mußte sich wieder bis zum Modderflusse zurückziehen. Hier verstärkten sie sich erst durch neue Zuzüge von Auswanderern, rückten dann unter der Anführung eines gewissen Gerrit Mariz vor und warfen am 17. Januar 1836 die Matabelees zurück. Hiermit begann erst die eigentliche Auswanderung der Boern bedeutend zu werden. Der letzte Haufen, welcher ebenfalls nach Natal hatte ziehen wollen, siedelte sich nun im Gebiet des Orangeflusses an und gründete einen patriarchalischen Freistaat unter einem gewissen

[1]) Trekken heißt im Holländischen Ziehen, Wegziehen.

Pieter Retief. Inzwischen hatte sich eine kleine britische Kolonie zu Port Natal gegründet unter einem Kapitän Gardner, welcher sein Unternehmen aber im Jahr 1836 als hoffnungslos aufgab; die hier zurückbleibenden Kolonisten forderten nun die Boers auf, sich mit ihnen zu vereinigen, und Pieter Retief zog 1837 mit seinem Anhang über die Quaithlambaberge, ward aber bei einer Zusammenkunft mit dem Häuptling der Zulu-Kaffern sammt seinen Gefährten verrätherischer Weise erschlagen. Der Rest seiner Anhänger wandte sich nun in südlicher Richtung, gründete die Niederlassung Pieter-Maritzburg, sammelte sich dann unter der Anführung des tapfern Pretorius, der ein wahrer Josuah dieses Stammes war, und bereitete am 1. Febr. 1838 den Zulu-Kaffern eine blutige vollständige Niederlage.

„Die Boern gründeten nun eine holländisch-afrikanische Republik, aber ihre Prüfungen waren noch nicht am Ende. Der Gouverneur Napier versagte ihnen 1840 durch eine öffentliche Proklamation die Befugniß, selbst jenseit der Grenzen der britischen Besitzungen einen unabhängigen Staat oder Gemeinde-Verband zu gründen. Auf die Einwendungen der Boern dagegen wurde nicht geachtet, weil man sie zwingen wollte, entweder in die britische Kolonie zurückzukehren, oder das theilweise erst von ihnen eroberte Land der Krone Großbritannien zu unterwerfen. Als aber die Boern fortfuhren, sich im Natallande zu halten, wurde 1842 ein kleines britisches Truppen-Corps in Port Natal gelandet. Die Boern schlossen diese ein und hatten sie beinahe ausgehungert, als die Engländer Verstärkungen erhielten und die Boern zwangen, sich von der Küste zurückzuziehen und die Verzeihung anzunehmen, welche ihnen in Tausch gegen ihre Anerkennung der britischen Ober-Hoheit angeboten worden war. Viele jedoch, welche den Versprechen der treulosen Briten nicht trauten, unterwarfen sich nicht, sondern zogen wieder über die Berge und ließen sich im Gebiete des Vaalrivier nieder.

„In der That zeigte sich auch bald, daß die Engländer abermals ein treuloses Spiel mit den Boern trieben, denn kaum hatten jene das Natalland in Besitz genommen, so machten sie auch sogleich den Boers die ihnen zustehenden herkömmlichen Rechte streitig. Früher hatte man einen Flächenraum von 3000 Ackern der Staatsländereien immer als die unentbehrliche Ausstattung für jede einzelne Familie unter den Boers betrachtet. Jeder verheirathete Boer bekam auf sein Ansuchen ein Stück Landes unentgeldlich angewiesen, welches ungefähr fünf englische Quadratmeilen groß war. So viel Grund und Boden war erforderlich, um eine ausgedehnte Viehzucht zu treiben. Allein kaum waren die britischen Beamten wieder zu Macht und Geltung gekommen, so ließen sie das Land vermessen und verkürzten die Lehengüter der Einzelnen. In Folge davon zog abermals eine große Anzahl Boers über den Klipprivier oder Felsenfluß, welcher damals den nördlichen Grenzfluß von Natal bildete, nach Norden. Hier mußten sie sich drei Jahre lang mit den Zulu-Kaffern herumschlagen, ohne daß die Regierung ihnen auch nur einen einzigen Soldaten zu ihrem Schutze zusandte. Sobald aber die Boern im Jahre 1845 durch ihre eigenen, von nirgendsher unterstützten Anstrengungen den Widerstand der Kaffern überwunden hatten, kam die Kolonial-Regierung sogleich und erklärte den weiter nördlich gelegenen Büffelfluß für die neue Nordgrenze von Natal, so daß die Boern gezwungen wurden, sich entweder auf's Neue der britischen Herrschaft zu unterwerfen, oder das von ihnen mit so großen Anstrengungen eroberte Land wieder aufzugeben.

„Diese schreiende Ungerechtigkeit und diese fortwährenden absichtlichen Quälereien erbitterten die Boern nun so sehr, daß sie den zu ihnen gesandten britischen Beamten offenen Widerstand entgegensetzten, worauf die Regierung es abgesehen haben mochte. Die Boern wurden daher für Hochverräther erklärt und mit Strafe bedroht. Statt aller Antwort hierauf wanderten sie nun nach dem

Vaal-Bezirk aus. Der General-Gouverneur des Kaplandes, Sir Harry Smith, sah jetzt den thörichten Streich seines Untergebenen zu Port Natal ein und versuchte die Boern durch das Versprechen vollständiger Abstellung ihrer Beschwerden zurückzuhalten; allein es war nun zu spät. Die Boern zogen daher beinahe allesammt über das Quaithlamba-Gebirge und hofften hier unangefochten zu bleiben, aber die Bedrückung der ränkesüchtigen Regierung hatte noch kein Ende. Die von Pretorius angeführten Haufen der Boern hatten sich in der Nachbarschaft der Griquas und Betschuanen niedergelassen; am 3. Februar 1848 jedoch erließ die Kolonial-Regierung eine neue Proklamation, wodurch sie die Orangefluß-Republik der Boern mit der Kapkolonie vereinigte unter dem Vorwande, sie müsse die wilden Griquas gegen Schmälerungen ihres Gebietes beschützen. Die Boern griffen zu den Waffen, und am 17. Juni vertrieb Pretorius die englische Garnison aus Bloemfontein. Aber am 22. August setzte der General-Gouverneur Smith mit einer starken Heeres-Abtheilung über den Orangefluß und schlug am 29. die Boern bei Boomplaats nach einem langen hartnäckigen Widerstande, wobei die Boern einen sehr großen Verlust erlitten. Pretorius und die Mehrzahl seiner Gefährten wollten sich den Briten nicht unterwerfen, wanderten nach Norden über den Vaal-Fluß und gründeten daselbst die Transvaal'sche Republik. Ungefähr 12,000 Boern blieben im Gebiete des Orangeflusses und stellten sich an, als ob sie sich der Gewalt unterworfen hätten, bewahrten aber noch ihre ganze Erbitterung und Feindschaft gegen ihre wortbrüchigen Besieger.

„Die Krone England wollte aus dem Natalland eine Straf-Kolonie machen, allein die sämmtlichen Ansiedler erhoben sich hiergegen so entschieden, daß die Regierung davon abstehen mußte. Aus Aerger hierüber that die Regierung Alles, was nur den Boern unlieb und ihren Interessen schädlich sein konnte, bis die Noth am

Ende die oberen Beamten auf andere Gedanken und Ueberzeugungen brachte. Im Jahre 1851 brach der Kaffernkrieg aus und nahm anfangs für die britischen Waffen eine solch ungünstige Wendung, daß die ganze Kolonie davon bedroht wurde. Nun erst lernte die britische Kolonial-Regierung begreifen, daß ein festes, einiges, geschlossenes Zusammenwirken der gesammten weißen Bevölkerung nothwendig sei, wenn Südafrika für die europäische Civilisation gerettet und erhalten werden solle; man griff jetzt zu verständigeren Maßregeln und beschloß im Jahre 1853 das ganze Gebiet der Orangefluß-Republik den Boern zu überlassen. Diese Ueberlassung ward am 23. Februar 1854 durch feierlichen Act vollzogen, und die Orangefluß-Republik von England als ein unabhängiger Staat anerkannt. Seit dieser Zeit gedeihen die beiden Bruderstaaten vom Orange-Rivier und die Transvaal'sche Republik ganz trefflich, nahmen von Jahr zu Jahr an Größe und Macht zu und sind nun die Grenzwache gegen das wilde Heidenthum und die Vorhut der voranschreitenden Civilisation, ja vielleicht sogar der Keim zu einem künftigen südafrikanischen Bunde unabhängiger Freistaaten nach Art der nordamerikanischen.

„Die Boers haben nun ein sehr großes und für ihre Zwecke sehr günstiges Gebiet inne. Die Orangefluß-Republik nimmt einen Flächenraum von 60—70,000 englischen Quadratmeilen ein. Der vorherrschende Charakter des Landes sind langgestreckte Hochebenen, welche sich ungefähr 5000 Fuß über die Meeresfläche erheben und ein Klima haben, welches so ziemlich demjenigen von Andalusien gleicht. Unabsehbare „Flats" oder Grasfluren liefern die schönsten Weidegründe für die zahlreichen Viehheerden und bilden die bevölkerteren Theile dieser Republik. Es ist lauter „schweres Grasland," wie man hier zu Lande sagt. Die Grasfluren sind nicht dürre wie die Karroo's oder Hochebenen an der Südküste, sondern haben eine Menge fließendes Wasser von vielen Bächen, Flüssen und Wasser-

läufen, welche man leicht zu künstlicher Bewässerung oder zu gewerblichen Zwecken benützen könnte. Der Boden enthält eine Menge nützlicher Mineralien und Metalle, z. B. Steinkohlen und Eisen, und der Caledon-Fluß führt Gold. Das Klima ist trocken, gemäßigt und gesund. Die unbewohnten Theile wimmeln von Wild, namentlich den verschiedenen Antilopen-Arten, Büffeln, Wildschweinen, sowie von wilden Pferden (Quagga und Zebra), von Spring-Hasen, Ameisenfressern, Pangolins oder Schuppenthieren, neben denen noch Löwen, Leoparden, Hyänen, wilde Hunde, Wildkatzen und dergl., sowie Strauße vorkommen. Da aber die Boern ganz vortreffliche Schützen und Jäger sind, so vermindern sich die wilden Thiere sehr schnell, und manche von ihnen, z. B. das Flußpferd und das Nashorn, sind in dem Gebiet der Boern sehr selten geworden, ja beinahe ausgerottet. Die Boers haben in der Orangerivier-Republik nun auch für gute Schulen und Kirchen gesorgt und halten streng auf Zucht und Sitte, so daß ihr Staat von großer Bedeutung zu werden verspricht, um so mehr als er mit den britischen Kolonien in direkter Verbindung steht.

„Die Transvaal'sche Republik liegt nördlich von derjenigen des Orange-Rivier, nur durch den Vaalfluß von derselben getrennt. Sie begreift einen Flächenraum von ungefähr 80,000 englischen Quadratmeilen in sich und hat nahezu dieselbe Bodengestaltung wie die Orangerivier-Republik, — sie ist nämlich eine Art hohen Tafellandes, das im Osten von parallellaufenden Gebirgsketten durchzogen ist und in der Mitte zwei größere Gebirgszüge, die Kaschan- und die Magalies-Berge, enthält. Doch ist der Boden der Transvaal'schen Republik im Allgemeinen fruchtbarer, und ihre wellenförmigen Wiesenfluren sind mit vorzüglichem hohem Grase bedeckt und wechseln mit Buschwerk und einzeln stehenden prachtvollen Baumgruppen so schön ab, daß man sie für Theile eines englischen Parks halten möchte. Die verschiedenen Acacienarten,

die hier besonders häufig sind, besonders der sogenannte Kameeldoorn oder die Giraffen-Acacie, erreichen eine riesige Größe und liefern beinahe das einzige Bauholz, welches vorzüglich ist und sowohl der Fäulniß als dem Wurmfraße widersteht. In den Schluchten der Gebirge giebt es noch förmliche Urwälder, welche der Fuß des Weißen noch nie betreten hat. Von der Gesundheit des Klimas zeugt das hohe Alter der Bewohner und die rasche Zunahme der Bevölkerung. Wäre die Verbindung dieses Landstrichs mit der Küste nicht so sehr erschwert durch die gewaltigen Felsenmauern des Quaithlamba-Gebirges, so würden sich die reichen Hilfsquellen dieses Gebietes weit leichter benützen und ausbeuten lassen. Allein es kostet eine Reise von vollen drei Wochen, um von den entfernten Niederlassungen des Transvaal-Gebiets nach Port Natal zu kommen. Die vielen Flüsse und Ströme dieses Landstrichs sind vorerst nicht schiffbar, könnten aber leicht dazu gemacht werden, und der hierdurch erleichterte Verkehr würde dann den Wohlstand des Landes rasch mehren. Diese Länder wären ein Paradies, wenn sie nicht ab und zu von einigen Landplagen heimgesucht würden, welche oft den Wohlstand der Einzelnen ganz unverhofft, gleichsam mit einem einzigen Schlage vernichten. Dies sind die in ungeheuren Mengen vorkommenden Wanderheuschrecken, welche oft in einer einzigen Nacht den ganzen Graswuchs auf Meilen weit hin zerstören und die Boers zwingen, mit ihren Heerden weiter zu ziehen, sowie die gefährliche Tse-tse-Fliege, eine Stechmückenart (Glossina morsitans), deren Biß für Pferde und Rinder tödtlich ist, und die in großer Menge vorkommt und zuweilen förmliche Wanderungen macht wie die Heuschrecke, so daß ihr oft der größte Theil einer bedeutenden Heerde zum Opfer fällt.

„Die Verfassung der Boers ist eine rein patriarchalische. Jeder weiße Mann hat ein Anrecht auf einen Ursitz von 3000 Acker Landes von den öffentlichen Ländereien. Steuern und Abgaben

giebt es gar nicht, denn die Staatsausgaben werden mit dem Ertrag der Patente und Gewerbeſcheine für Händler u. ſ. w. beſtritten. Die Sklaverei iſt geſetzlich nicht zuläſſig; aber die Boern kaufen doch gelegentlich Kinder von den benachbarten wilden Stämmen und behandeln ſie wie Sklaven; außerdem aber beſchäftigen ſie eine Anzahl halbciviliſirter Hottentotten als Tagelöhner und Hirten; jeder Anſiedler hat deren fünf bis ſechs in ſeinen Dienſten; kann aber deren auch noch mehr halten, wenn es ihm beliebt, denn das Geſetz beſchränkt ihn in keiner Weiſe.

„Die Boern theilen ſich nach ihrer Beſchäftigung in Vieh-, Korn- und Weinboern, unter welchen die Letzteren die wohlhabendſten ſind. Die Viehboern ſind die am wenigſten gebildeten und civiliſirten und leben meiſt am weiteſten im Binnenlande, auf dem Saume der Wildniß; ſie ſind die kühnſten Reiter und beſten Schützen, rauh und derb, ſtolz und von unabhängigem Sinne, mäßig und ſtark. Die Boern im Allgemeinen ſind rechtſchaffene, ſchlichte, gerade und gaſtliche Menſchen, nüchtern, arbeitſam und gottesfürchtig, voll hartnäckiger Ausdauer und Thatkraft. Gegen Fremde ſind ſie mißtrauiſch, namentlich gegen Engländer. Jeder Familienvater lebt auf ſeinem Plaats oder Urſitz in geräumiger unſcheinbarer Behauſung wie dieſe hier, und jedes Gehöfte heißt Plaats oder Kraal. Nächſt der Viehzucht betreiben ſie beſonders auch die Jagd und legen dabei eine Kaltblütigkeit, Selbſtbeherrſchung, Unerſchrockenheit, Körperkraft und Ausdauer an den Tag, wie vielleicht wenige andere Völker. Gaſthäuſer und Herbergen ſind unter den Boern ſo unbekannt, wie Diebſtahl und Raub; keinem Fremden wird die gaſtliche Aufnahme verweigert, und ein ſolcher kann mit Satteltaſchen voll ungezähltem Golde durch den ganzen weiten Landſtrich reiſen, ohne von Seiten eines Boern Gefahr zu laufen.“ —

„Wie kommt es aber, Baas Doorn, daß Ihr Euch nicht unter

den Boern niedergelassen habt, da Ihr sie doch als solch zuverlässige und wackere Leute schildert?" fragte Doctor Barth.

„Keine Regel ohne Ausnahme, Herr," erwiederte der Boer. „Ich habe unter den Boern gelebt und bin mit ihnen aus der alten Heimath ausgezogen. Ich war einer der Ersten, welche auf die fernste Westgrenze dieses Gebietes zogen, und es gab eine Zeit, wo ich ein gewisses Ansehen unter ihnen behauptete. Allein hier auf der Grenze der Barbarei gab es auch weiße Männer, welche zu halben Barbaren geworden waren und sind. Zu Anfang unserer Niederlassung hier fehlte es uns an Dienstleuten zum Aufbau unserer Wohnstätten und zur Hut unserer Heerden, und die Ansiedelung ging sehr langsam von Statten. Damals ließen sich manche Boers beigehen, über die Grenze zu reiten, friedliche Kraals von Koranas, Betschuanen und anderen Eingeborenen zu überfallen und die überwältigten Weiber und Kinder wegzutreiben und zu Sklaven zu machen.

„Hiergegen erhob ich meine Stimme im Namen der Menschlichkeit und der Religion und machte mir Feinde. Vielleicht war man mir zuvor schon nicht allzu sehr gewogen, weil ich nicht unter den Boern geboren war, sondern in den Städten gelebt hatte, vielleicht verdachte man es mir auch, daß ich diesen Leuten im Allgemeinen an Wissen und Bildung überlegen war, denn der Mann von geringerer Erziehung ist immer mißtrauisch gegen denjenigen, welcher an Bildung und Geist über ihm steht. Genug, als die Anfeindungen kein Ende nehmen wollten und man sich nicht scheute, mir offen zu drohen und bei jeder Angelegenheit Schaden zuzufügen, da trieb ich meine Heerden zusammen, wie einer der Erzväter des alten Testamentes, brach mein Lager ab und zog hierher in die Wildniß, um mir eine neue Heimath zu gründen. Und es ist mir gelungen," setzte Baas Doorn mit sichtlicher Behaglichkeit hinzu; „meine Heerden sind zahlreich und von den besten Racen. Meine

Felder tragen siebzigfältig, meine Reben und Obstbäume beginnen in Ertrag zu kommen. Mein Plaats ist ein kleines Paradies, meine Kinder machen mir die größte Freude. Ich bin ein glücklicher Mann, auf dem besten Wege zu vollkommener Unabhängigkeit und Wohlstand. Ich würde mit keinem Könige der Erde tauschen."

Der Missionär sah den Boer bedenklich an, der sich so mit seinem Glück und Reichthum blähte, und sagte milde: „Es scheint, daß es Euch gut geht, lieber Baas Doorn, und daß Ihr satt seid und die Fülle habt. Aber ich bitte Euch, lieber Wirth, thut nicht groß auf dieses Glück, denn es ist zerbrechlich wie Glas. Der liebe Gott läßt keine Bäume in den Himmel wachsen und kein Glück über Nacht unangetastet bestehen. Ich gestehe, mein lieber Gastfreund, daß Eure Zuversicht mir bange macht!"

„Und weshalb denn?" fragte der Boer. „Mein bescheidenes Glück ist fest gegründet; wer sollte es über den Haufen werfen können? Ich habe meine Maßregeln so getroffen, daß mir Nichts schaden kann. Die Stämme der Betschuanen, welche in dieser Gegend wohnen, sind sanft und nicht kriegerisch. Wir haben hier keine Einfälle von räuberischen Kaffern zu befürchten. Allein wenn sie auch kämen, so sind wir unser vier tüchtige Schützen, haben treffliche Waffen und Schießbedarf in Menge, und der Kraal ist stark genug, daß wir es mit einigen hundert Farbigen aufnehmen könnten."

„Sprich doch nicht so vermessen, lieber Mann," bat Frau Doorn, welche dieser Unterhaltung seither schweigend zugehört hatte; „sind denn die Menschen die einzigen Feinde unseres Glückes, die wir zu fürchten haben?"

„Ah, Du meinst die Springhähne, die Wanderheuschrecken?!" rief Baas Doorn, wider Willen etwas unangenehm berührt. „Nun ja, es wäre freilich ein Unglück für mich, wenn wir von

einem Zuge der Wanderheuschrecken heimgesucht würden; und der Sommer ist trocken genug dazu, daß wir einen solchen Zug zu befürchten hätten. Allein es käme darum mit uns noch nicht zum Aeußersten! Es liegt Grasland genug hier herum, dessen Besitzergreifung kein Vogt noch Feldmesser uns wehren würde, und wir zögen dann auf ein Jahr oder zwei einige Meilen abseits, bis die Grasfluren sich wieder von ihrer Verheerung durch die Heuschrecken erholt hätten. — Aber laßt uns davon abbrechen," setzte er hinzu, als er den unangenehmen Eindruck bemerkte, welchen seine Worte auf den Missionär machten; „dort drüben kommen die Jungen und treiben die Heerden in den Kraal!"

Wirklich hörte man auch bereits in der Ferne den lauten Peitschenknall der jungen Boers wie Pistolenschüsse durch den stillen Abend, und ehe noch die kurze Dämmerung ganz der Nacht gewichen war, sah man die Heerden im Kraal untergebracht, und Mutter Doorn rief die Hausgenossen zur fertigen Mahlzeit.

2. Eine schreckliche Nacht.

Seit jenem Besuche des Missionärs waren kaum fünf oder sechs Tage vergangen. Die Felder des Boers wurden bereits weiß zur Ernte, und er trug sich schon mit dem Gedanken, die Tenne auszubessern und die Silos oder Korngruben aufzudecken, um den Weizen sogleich zu dreschen; da sollte seinen Hoffnungen ein jähes Ende gemacht werden.

An einem heißen Mittag, wo Baas Doorn auf einer gegerbten Ochsenhaut unter dem Vordache lag und sein Mittagsschläfchen hielt, ward er von Frau Martha zur ungewöhnlichen Zeit geweckt.

„Was giebt es, meine Liebe?" fragte er besorgt, als er sich ermuntert hatte und ihre verstörten Züge erblickte.

„Steh' auf, mein Lieber, und betrachte Dir den Himmel gegen Nordwesten hin," erwiederte Frau Martha. „Der ganze Horizont ist mit gelbgrauen Wolken wie von Staub bedeckt, welche von Viertelstunde zu Viertelstunde höher steigen und sogar unserer Sally aufgefallen sind. Und horch nur, welch ein eigenthümliches Getöse die Luft erfüllt! Hörst Du es? Gleicht es nicht dem fernen Donner auf ein Haar?"

Der Boer stand erschrocken an der Brustwehr der Vorhalle und blickte und horchte in der bezeichneten Richtung hinaus. Die Wolken, welche dort gen Nordwest gegen die große Kalahari-Wüste hin aufstiegen, wurde in der That mit jeder Minute größer und kamen näher. Nur noch wenige Viertelstunden, und sie mußten sogar die glühende Sonnenscheibe bedecken. Ein eigenthümliches Getöse füllte die Luft, und der Erdboden zitterte wie in leisen Schwingungen.

„Gerechter Gott! was hat dies zu bedeuten?" rief der Boer. „Wohnten dorthin wilde Kaffernstämme, anstatt weniger zerstreuten Betschuanen-Familien, so würde ich darauf schwören, es sei das Getöse einer furchtbaren Schlacht. Aber nein! solch einen Rauch würde es nicht erzeugen, und wenn Hunderttausende feuerten, und diese Erschütterung des Bodens wie von einem Erdbeben! . . . Ha, wenn es ein Erdbeben wäre! . . ."

„Ein Erdbeben?" rief Frau Martha erschrocken; „Gott steh' uns bei!"

„Nein, es ist auch kein Erdbeben, obschon der Boden zittert und die Sonne sich verfinstert!" rief der Boer. „Ich habe nie gehört, daß ein Erdbeben mit Wind gepaart ist, und ich fühle schon den heißen trockenen Wind, der mit dem Staub und Sand der Wüste geschwängert ist! Um's Himmels Willen, was mag das sein?!"

„Sollten es nicht Heuschrecken sein? ein großer Zug der Springhähne oder Wanderheuschrecken?" fragte Frau Martha mit steigender

Aufregung. „Sieh nur, Hendrick, der ganze Himmel überläuft bleigrau, und die Sonne wird matt!“

„Mit Nichten, meine Liebe! ich kenne das Geräusch, welches die Springhähne machen; es klingt ganz anders und ist nie von diesem fernen Donner und diesem Zittern der Erde begleitet! — Kleinknaep, sattle mein Pferd! ich will hinausreiten nach meinem Lugaus und sehen, was diese räthselhafte Erscheinung zu bedeuten hat.“

Frau Martha wollte anfangs ihren Gatten zurückhalten, denn zum ersten Male in ihrem Leben fürchtete sie sich, mit Pieter und Trudje und den beiden farbigen Dienern allein auf dem Plaats zurückzubleiben. Allein Baas Doorn ließ sich nicht halten.

„Jan und Gerd sind noch draußen, und ich will sie hereinrufen,“ sprach er mit steigender Unruhe. „Ich bin in Sorgen um sie und werde nicht eher inneren Frieden haben, als bis ich sie wieder bei mir weiß. Auch ist es besser, die Gefahr zu kennen, als vor einem Räthsel in Aengsten zu sein.“

Damit nahm er sein „Rohr,“ d. h. eine lange schwere Muskete von großem Kaliber, von dem Haken an der Wand, warf sie über den Rücken, schwang sich in den Sattel und sprengte in die Ebene hinaus, gefolgt von einigen seiner großen Hunde.

Frau Martha sah ihm besorgt und mit klopfendem Herzen nach. Baas Doorn ritt einer ziemlich lang gestreckten Hügelwelle entgegen, welche die anderen Unebenheiten des Geländes überragte, und auf deren höchstem Rücken er einen weithin sichtbaren Flaggenstock angebracht hatte. Frau Martha sah ihren Gatten bei demselben ankommen, hörte dann in gleichmäßigen Zeiträumen den Knall von drei Schüssen über die Ebene hinrollen und sah dann bald die weiße Flagge mit den rothen Streifen nach unten an der Spitze des Flaggenstockes flattern — ein Zeichen für die Söhne, daß sie sich eilends nach Hause begeben sollten.

Als der Boer damit fertig war, nahm er das mitgenommene

Fernrohr und musterte den Horizont in der Richtung, von wo das Getöse und die Staubwolken kamen. Allein das sonst so gute Glas zeigte ihm Nichts als eine lange und breite Wolkenschicht, welche in jener Richtung beinahe den ganzen Horizont einnahm und immer näher zu rücken schien. Noch war sie vielleicht mehrere Meilen weit entfernt, aber der Wind in den oberen Luftschichten trug bereits Sand und Staub herbei, die wie ein feiner Staubregen niederfielen und sich schon den Sinnen fühlbar machten. Der Boer fühlte den heißen feinen Staub in Mund und Nase und in den Augen, und die Thiere schienen ihn nicht minder zu fühlen, denn das Pferd wandte das Kreuz gegen den Wind, wieherte ungeduldig und drückte die Nüstern an den Boden, und die Hunde winselten und liefen verscheucht umher.

„Um Gott, was mag dies nur zu bedeuten haben?" murmelte der Boer nach einer langen vergeblichen Umschau. Aber wie sehr er sich auch besinnen und grübeln mochte, er ward um kein Haar klüger. Endlich sah er einen dunklen Punkt von der entgegengesetzten Seite her in der Richtung gegen Soetwater-Kraal, erkannte in demselben durch das Fernrohr einen Reiter und warf sich nun wieder in den Sattel in der Ueberzeugung, daß dieser Reiter einer seiner Söhne sei. Jan, der ältere, war in der Richtung der Staubwolken hin am Morgen ausgeritten, um nach den Schafheerden zu sehen. Er mußte diese sonderbare Erscheinung schon längst gemerkt haben und war sicher jetzt schon auf dem Heimwege, um sie seinem Vater zu melden, denn Jan war ein besonnener einsichtsvoller Jüngling. Es drängte daher den Boer, so rasch wie möglich wieder nach Hause zu kommen.

Als Baas Doorn dem Kraal nahe kam, sah er auch wirklich Jan in geringer Entfernung heransprengen, und von einer andern Seite her kam auch Gerd herbeigeritten. Die beiden Söhne hatten dieselbe Wahrnehmung gemacht wie ihr Vater, wußten sich jedoch

ebenso wenig zu erklären, woher Staub und Geräusch rührten. Ein Erdbeben war es nicht; denn der Erdboden zitterte noch, und zwar weit heftiger als zuvor, und das Getöse war nun deutlicher vernehmbar. Alles, was Jan und Gerd zu berichten hatten, vermochte diese Sache nicht näher aufzuklären.

„Kinder," sagte der Boer, „ich wollte, die Heerden wären herein, dann würde ich um Vieles ruhiger sein. Hätte ich doch vorhin noch das Signal gegeben!"

„Das kann ja noch eingeholt werden, Vater," sagte Gerd; „ich will hinausreiten nach dem Lugaus und das Signal geben, die Rinder können dann noch vor Nacht hereinfahren, denn sie sind keine Stunde Ritts von hier!"

„So geh', mein Sohn!" sagte der Baas; „und Du, Jan, kannst hinüberreiten nach dem Hügel, wo der uralte Affenbrodbaum steht. Vielleicht siehst Du dort, unter dem Winde, mehr als hier!"

Als die beiden Söhne weggeritten waren, bestürmten allerlei sorgenschwere Gedanken des Boers sonst so gleichmüthigen und gefaßten Sinn. Er kannte eine einzige Erklärung dieser furchtbaren räthselhaften Erscheinung; allein er bebte zurück vor dem Glauben an die Möglichkeit dieser Ursache. Eine dunkle Erinnerung aus seiner Jugend dämmerte in ihm auf, daß damals ganze Landstriche in Zeiten anhaltender Dürre gänzlich verwüstet und niedergetreten worden seien durch wochenlange Züge unabsehbarer wilder Heerden einer großen Antilopenart, des sogenannten Springbocks (Antilope euchore und A. dorcas), welche aus den wasserleeren Hochebenen des Innern herunter kamen bis in die Küstengegend. Diese wandernden Heerden hatten sich der Sage nach auf mehr als hunderttausend Stücke belaufen, und unter den Zähnen und Hufen dieser zahllosen Schaaren waren Weideland, Getreidefelder und Weinberge schlimmer verheert worden, als durch Heuschrecken, und das

blühendste Gelände sah sich über Nacht in eine öde Wildniß verwandelt.

Der Gedanke, wenn es eine solche Heerde Springböcke auf der Wanderung wäre, war daher ein entsetzlicher für den Boer, und seine einzige Hoffnung blieb die, daß der Zug dieser Schaaren eine andere Richtung einschlagen möchte, als diejenige nach Soetwater-Plaats; allein selbst diese Hoffnung war eine sehr geringe. Mit athemloser Spannung blickte er durch das Fernrohr in die Ebene hinaus — mit jeder Minute ward er sich klarer, daß die Staubwolken, welche den Himmel überzogen, der Staub, der die Luft erfüllte, das ferne Getöse und das Beben der Erde wohl von keinem andern Ereigniß herkommen könne, als von solch einer wandernden Heerde.

Jetzt endlich sah er Gerd heransprengen, daß er glaubte, das Pferd jeden Augenblick zusammenbrechen zu sehen. Gerd winkte von weitem mit der Hand, der Vater solle in den Kraal zurückkehren, und schien von einer ungewöhnlichen Angst erfüllt. Im Kraal angekommen, sprang er vom Pferde und rief alle Anwesenden auf einen Punkt vor dem Hause heran, wo man über die nächsten Hügelwellen hinweg in die Ferne sehen konnte. Der Boer, seine beiden jüngeren Kinder und Kleinknaep waren herbeigesprungen, und in die Ferne hinausdeutend sagte Gerd athemlos:

„Nun weiß ich, Vater, was es ist! Thiere sind es, Antilopen oder Büffel in unzähligen Mengen, die gegen uns heransprengen! Barmherziger Gott, es wird keine Stunde mehr vergehen, ehe sie hier sind! Ich zog die Signalflagge auf und ritt so nahe hinaus, daß ich das Getrampel deutlich genug vernehmen konnte. Aber der Staub war so furchtbar, daß man kaum mehr zu athmen, geschweige denn zu sehen vermochte! . . . .

„Helft mir die nächsten Heerden in den Kraal hereintreiben!“

ließ sich in diesem Augenblicke auch Jan's Stimme vernehmen, welcher ebenfalls vom Pferde sprang und herbei kam; „ein unabsehbarer Zug von Thieren sprengt heran und kommt gerade hierher gezogen, von der Witterung des Wassers angelockt. Es sind die Springböcke aus der Kalahari-Wüste! — Nun schnell aufgesessen, damit wir das Zug- und Melkvieh hereintreiben können, oder sie sind verloren, denn die Unzahl der wilden Thiere wird sie mit sich fortreißen! Um's Himmels Willen, sputet Euch und folgt mir!"

„Er hat Recht! Zu Pferde! zu Pferde!" rief der Baas und sprang nach einer der langen Viehpeitschen, die unter dem Vorhause hingen, lief dann nach dem ersten besten Pferde, dessen er habhaft werden konnte, warf ihm den Zaum über und sprengte davon.

Eine mühevolle Stunde genügte, um die kleine Heerde des eigentlichen Hausviehs zusammen zu treiben und in den Kraal zu geleiten. Es war hohe Zeit gewesen, daß der Boer und seine Söhne mit Kleinknaep zur Stelle gekommen waren, denn Pferde, Kühe, Schafe und Ochsen waren schon unruhig und unstät geworden, und die beiden Betschuanenknechte, denen die Aufsicht über die Heerde anvertraut war, hatten den Kopf verloren. Während das Vieh mit gesträubten Haaren und weit aufgerissenen Nüstern im Kreise herumrannte, blökte und brüllte, und in die immer dicker werdende Luft hinein witterte, waren die Bakwên-Knechte stumpfsinnig niedergehockt und stierten schluchzend bald auf den bebenden dröhnenden Boden, bald auf den verfinsterten Himmel und lauschten zitternd auf das immer näher rückende Getöse. Nicht einmal der Zuruf der heraneilenden jungen Boers, sondern erst die Hiebe mit dem Schambok und das Beispiel der Anderen vermochten sie aus ihrem Stumpfsinn aufzuschrecken.

„Rettet Euch! steigt zu Pferde und treibt das Vieh nach dem Plaats, oder Ihr seid verloren!" rief ihnen Baas Doorn zu und trieb sie mit der Peitsche vom Boden auf. Aber sie folgten eigentlich

mehr den ihrer Hut anvertrauten Thieren, auf welche die Nähe ihrer Herren wie belebend und ermunternd wirkte, und die nun nach dem Kraal getrieben wurden.

Kaum war das letzte Stück herein und in der Umzäunung des eigentlichen Viehhofes geborgen, so legten Baas Doorn und seine Söhne mit den Knechten emsig Hand an, um den Kraal fest zu verrammeln, damit die Thiere, von Angst getrieben, nirgends herausbrechen könnten, und fuhren noch den schweren Ochsenwagen vor den Eingang des Viehkraals. Die sämmtlichen Reitpferde wurden angekoppelt und angebunden, damit sie sich nicht losreißen konnten, und die besten davon, die Jagdpferde, sogar in die Scheune gebracht, an den Beinen gefesselt und angebunden.

Erst als diese Vorbereitungen beendet waren, hatten Baas Doorn und seine Söhne wieder Auge und Ohr für die nahende Gefahr. Jeder von ihnen wußte, daß sie ohne ihre Zugthiere und ihr Melkvieh hier in der Wildniß rettungslos verloren wären, denn nicht einmal der Wilde kann daran denken, diese Grasfluren oder gar die Wüste zu Fuße zu durchwandern. Der Kaffer und der Betschuane reitet seinen Büffel, wenn er keinen Esel oder kein Pferd hat, und die armseligsten Stämme der Buschmänner haben noch ihr Melkvieh, um sich ihren nöthigsten Lebensunterhalt zu sichern. Haus und Feld ist eher zu verlieren, als Reit- und Zugthiere und Melkvieh. Das wußten die Boern, und unter diesem Eindrucke handelten sie zunächst.

Jetzt konnte man schon vom Hause aus das Getrappel und den Hufschlag deutlich unterscheiden, deren Gedröhne die Erde erbeben machte. Der Staub war so dicht und erstickend, daß man kaum mehr athmen konnte und die Boern sich Mund und Nase mit ihren Halbmänteln oder Karossen von Leoparden- und Schaffell bedecken mußten, um nur athmen zu können. Ja, dem Geruchssinne selbst gab sich die Nähe der gewaltigen Heerden schon zu erkennen, denn man

roch förmlich die Ausdünstung der keuchenden Thiere, und diese war keine angenehme. Wohin sich das Auge wandte, da wogten und wallten die dichten Staubwolken auf — der Zeitpunkt war nahe, wo dieser lebendige, mit unbeschreiblichem Ungestüm sich fortwälzende Strom von Thieren die Pflanzung von Baas Doorn überfluthen mußte. Das Herz der harrenden Boern bebte besorgt in ihrer Brust bei der Frage: ob unser Pfahlwerk auch stark genug ist, dem Anprall der Massen zu widerstehen.

„Lieber Vater, mir kommt ein Einfall!" sagte Jan plötzlich. „Der Wind weht von unserm Haus und Plaats ab. Wie wäre es, wenn wir Feuer an das dürre Gras legten, um die Heerde der Springböcke von uns abzutreiben?"

„Es wird nichts helfen, mein Sohn," versetzte der Boer. „Was vermag das Feuer gegen solche Massen? Und wäre es eine klafterhohe Gluth von Holzkohlen, diese Mengen würden es auslöschen!"

„Je nun, sei es darum — es gilt wenigstens die Probe," sagte Jan. „Nützt es nicht, so kann es auch nicht schaden!" damit eilte er in's Haus und holte ein Feuerzeug, schwang sich über die Palissaden und eilte auf die nächste Hügelwelle, wo er in einem langen Streifen das dürre Gras nieder trat, dann sein Pulverhorn darauf entleerte, hierauf Feuer schlug und ein langes Stück brennenden Zunders auf das Pulver legte. Noch war er nicht viele Ruthen weit entfernt, so blitzte das Pulver auf, das Feuer lief auf der ganzen Länge fort, theilte sich dem Grase mit, und ehe einige Minuten vergingen, schlug die Flamme, vom Winde fortgetrieben, da und dort auf, leckte weiter und schoß dann in breiten Zungen qualmend und hin- und herwogend wie eine ungeheure Schlange von Feuer in die Gegend hinein, furchtbar schön anzusehen mit den daraus aufwirbelnden rothgesäumten Rauchwolken, die dahinter herzogen.

Es wäre freilich einfacher gewesen, wird mancher meiner jungen Leser denken, wenn Jan nur in die Küche gelaufen wäre, um einen Feuerbrand vom Herde zu holen und damit das dürre Gras zu entzünden. Allein dies wäre ihm unmöglich gewesen, denn in den Wildnissen der Grasfluren von Südafrika ist das Holz ein allzu kostbarer und seltener Artikel, als daß man Klötze verbrennen sollte. Anstatt derselben hat man ein anderes Feuerungsmaterial, nämlich die sogenannten Droppings oder den von der Sonne gedörrten Mist des Hornviehs, welchen man sorgfältig auf den Weiden sammelt und zum Kochen der Speisen u. s. w. verwendet, in Verbindung mit dürrem Gestrüpp von Haidekraut und den trockenen Stengeln der verschiedenen einheimischen krautartigen Pflanzen. Da nun das Klima dort so warm ist, daß man kein anderes Feuer braucht als zu Küchenzwecken und ähnlichem, so ist der Mangel an Brennholz für die wenigen Einwohner minder fühlbar; aber selbst der roheste Boer ist schwer zu bewegen, einen der seltenen Bäume dieser Grasfluren ohne dringende Nothwendigkeit zu fällen, da er instinktmäßig fühlt, daß das Ueberhandnehmen der Bäume das sicherste Mittel ist, um den Boden fruchtbarer und wasserreicher und das Land bewohnbarer zu machen. Deshalb also stand Jan kein Feuerbrand zu Gebot.

Die durch die Staubwolken verfrühte Dämmerung war noch nicht eingetreten, als das weit in's Land hinein laufende Feuer plötzlich verlosch und die höher fliegenden Staubwolken die hochgelegenen Theile der Ebene ganz bedeckt zeigten mit hellen Thieren, so daß die Gegend ganz weiß von denselben erschien. Es währte nicht lange, so trabten sie heran bis dicht in die Nähe der Ansiedelung. Da wo die Thiere den betretenen Pfaden sich näherten, setzten sie gewöhnlich mit gewaltigen Sprüngen über dieselben hinweg — mit Sprüngen, welche das Thier sieben bis acht Fuß vom Boden in die Höhe hoben. Außerdem aber war ihr Gang ein leichter gemächlicher Trab, wobei sie mit etwas gewölbtem Rücken gingen und,

obwohl eigenthümlich unstät durcheinander trippelnd, doch mit einer außerordentlichen Beharrlichkeit die einmal eingeschlagene Richtung verfolgten. Die erste Heerde, welche sich der Ansiedelung auf diese Weise näherte, mochte mehrere tausend Stücke zählen. Die eigentlichen Springböcke oder Euchore-Antilopen waren wunderhübsche Thiere von äußerst sanftem Aussehen und der Größe unsers Edelhirsches; ihre vorzugsweise Körperfarbe ist ein helles Zimmetroth, auf welchem an beiden Seiten zwei dunkelröthliche Streifen hinlaufen, welche die weiße Farbe des Bauches scharf begrenzen. Aber auf dem Rücken läuft eine Hautfalte über das Kreuz hin, die mit langen weißen Haaren besetzt ist und sich bei jedem Sprunge öffnet. Der zierliche Kopf ist zimmetfarben mit einem hellern Backenstreifen, und die hübschen leichtgekrümmten Hörner messen 12 bis 13 Zoll in der Länge. Aber diese Spring- oder Pronk- (Prunk-) Böcke waren noch mit anderen Thieren untermengt, welche sie vielleicht auf ihrem Zuge mit fortgerissen hatten. Da waren einige hübsche Gazellen oder Dorcas-Antilopen, etwa in der Größe und nahezu auch von der Farbe unseres deutschen Rehes, die mit in dem dichten Haufen trippelten und von dem Strome mit fortgerissen wurden. Da waren ferner einige sonderbare Geschöpfe mit flatternden Mähnen und breiten, seltsam geformten Köpfen, welche anzusehen waren wie Blendlinge von Pferd und Stier, mit dem wilden drohenden Blick von Büffeln; das waren Gnus oder Gnu-Antilopen. Da waren ferner einige Bonteböcke (Antilope scripta) in den Haufen mit eingesprengt und einige andere seltenere Arten; endlich aber auch wilde Pferde oder Quaggas, weiße und weißgraue oder blaßfalbe Thiere, mit einzelnen Querstreifen auf der Haut, die wie Falten anzusehen waren, und von lebhaftem Temperament, welche aus der Masse der Springböcke herausragten und durch ihren starken Trott sich selbst mitten in der Heerde einigen Ellenbogenraum wahrten.

Sobald die Springböcke so nahe herangekommen waren, daß

man ihre vordersten Reihen deutlich unterscheiden konnte, hatte sich Baas Doorn mit seinen Söhnen und dem Buschmann-Knechte Kleinknaep auf den Erdauwurf hinter dem Pfahlwerk begeben, um den Versuch zu machen, ob sich die Thiere nicht durch Geschrei und Flintenschüsse abtreiben ließen. Es wäre nicht räthlich gewesen, sie in den Weizen- und Maisfeldern zu erwarten, denn die ungeheure Menge hätte den Menschen überrannt und zu Boden getreten, und doch wollte der Boer seine Felder vor ihnen schützen.

Aber selbst das anhaltende Feuern, wo jede Kugel im dichten Haufen ihr tödtliches Ziel fand, half nichts. Der Blitz und Knall machte zwar, daß die vordersten Thiere „verhofften", d. h. stutzig einen Augenblick stille hielten, allein der nachhaltige ungestüme Druck der dahinter folgenden drängte sie wohl oder übel vorwärts. Die erlegten Thiere wurden niedergetrampelt, und ein Sprung über die Palissaden brachte die vordersten in das Getreidefeld hinein, und mit blutendem Herzen und thränendem Auge mußten Hendrick Doorn und seine Söhne mit ansehen, wie vor ihren Blicken die ganzen der Ernte so nahen Erträgnisse ihrer Felder theils verzehrt, theils ganz in den Boden getreten wurden von dem unaufhaltsam vorwärts dringenden Strom der Springböcke. Kaum, daß der eigentliche Viehkraal von ihnen umgangen wurde, weil die Hausthiere dort zu dicht standen und ein ängstliches Geschrei, Gebrüll und Blöken anstimmten. Ehe die Nacht noch ganz niedergesunken war, stand kein Halm mehr aufrecht, und selbst mitten durch die Umzäunung des Hofes und des Gärtchens hatten die Springböcke ihren Weg genommen, so daß der Boer und seine Söhne nebst Kleinknaep kaum mehr im Stande gewesen waren, sich in den innern Hofraum und in's Haus zurückzuziehen.

Eine entsetzliche Nacht folgte. Unter erstickendem Staub und betäubendem Getrappel zogen die Thiere die ganze Nacht vorüber. Aufregung, Besorgniß, Lärm und Unbehagen wegen des Staubs

ließen keinen der Hausgenossen auch nur einen Augenblick Ruhe finden, und das ferne Gebrüll von Löwen, welche dem Zuge der Springböcke auf dem Saum der Heerde folgten und die Boern für ihre Hausthiere besorgt sein ließen, mehrte noch das Schaurige dieser Lage der im Hause Eingesperrten. Es war ihnen zu Muthe, als ob ein unabsehbares feindliches Heer an ihnen vorüberzöge, das sie selbst mit ungemeiner Gefahr bedrohe, und lautlose Stille herrschte in dem dunklen Hause, denn Baas Doorn und seine beiden älteren Söhne und Frau Martha hatten keinen anderen Gedanken mehr, als stilles Gebet, um die beinahe bis zum Wahnwitz treibenden Befürchtungen abzuweisen, welche das Nachdenken über die möglichen Verheerungen dieser wandernden Antilopen in ihnen erwecken mußte, und um die unbeschreiblich schleppende Zeit hinweg zu täuschen, welche den in der Dunkelheit Eingesperrten noch einmal so lange erschien.

Frau Martha und ihr Gatte waren besonders tief erschüttert. Zu den Sorgen der Eltern gesellte sich bei ihnen noch die Erinnerung an die sorglose Behäbigkeit, welche der Baas erst vor wenigen Tagen gegen den Doctor Barth an den Tag gelegt, und welche dieser so offenkundig mißbilligt hatte.

3. Was nun thun?

Endlich brach der Morgen an, und das betäubende Getrampel schien sich zu verringern. Vorsichtig öffnete der Baas einen Laden im Giebelfelde des Hauses und blickte hinaus. Die Gegend wimmelte noch von den Springböcken, doch zogen dieselben nicht mehr so nahe an dem Kraal vorüber, sondern hatten sich mehr südlich gewendet. Drüben im Viehhof lagen Pferde, Kühe, Zugthiere und Schafe todtmüde und schmachtend am Boden, und weithin war die

Erde nur ein eintönig gelbes Sandgefild. Jede Spur von Vegetation war spurlos verschwunden, zu Staub und Spreu getreten von den zahllosen Hufen der Springböcke. Die Quelle, gestern noch hübsch in Holz gefaßt in einem viereckigen Kasten, speiste nun einen Sumpf, worin sie beinahe verschwand.

Als Baas Doorn aus dem Hause trat, blieb er wie angewurzelt stehen und rang stumm die Hände. Erst lange hernach vermochte er die Worte zu stammeln: „O Gott, mein schöner Plaats! mein kleines Paradies! mein reizendes blühendes Soetwater-Kraal! ... Was soll nun aus uns werden?“

„Eine wandernde Familie, die wieder auszieht, um eine neue Heimath zu suchen!“ flüsterte eine Stimme an seiner Seite, und eine Hand legte sich sanft auf seine Schulter. Es war Martha, seine Gattin. „Hendrick, mein lieber Mann, werde nicht muthlos!“ fuhr sie fort und deutete auf ihre vier Kinder, welche ihr gefolgt waren; „noch sind wir ja nicht arm, so lange wir noch Gott Vater im Himmel und unsere Kinder um uns haben. Das Land ist ja weit, und der Herr läßt seine Sonne scheinen und seine Wasser quellen an mehr als einem Ort. Versuchen wir es, ob wir nicht hier bleiben können. Die Grasfluren werden sich auch wieder erholen.“

„Ja, aber nicht in diesem noch in dem nächsten Jahre,“ versetzte der Boer. „Hörst Du die Rinder nach Wasser blöken und die Pferde nach ihrem Futter wiehern? Wir können nicht drei Tage mehr hier bleiben, ohne zu verhungern. Das Land ist weithin kahl wie meine Handfläche. Wir müssen weiter ziehen!“

„So ziehen wir denn in Gottes Namen — es ist ja Sein Wille; er geschehe!“ sagte Frau Martha. „Kommt herein und esset die Mahlzeit, die noch von gestern Eurer wartet, und dann mit gutem Muth und Gottvertrauen die Hand an's Werk!“

Dieser weise liebevolle Rath ward beachtet. Nach dem Frühstück öffnete der Boer die letzte Korngrube und fütterte seine Haus-

thiere. Jan und Kleinknaep schöpften den Schlamm aus der getrübten Quelle und gruben sie tiefer; dann wurden des Boers und Gerd's Pferde getränkt, diese Beiden hingen ihre Büchsen um und bestiegen ihre Pferde.

„Ich will nach meinen Heerden sehen," sagte Baas Doorn mit männlich fester Ergebung; „wir wollen zusammentreiben, was noch zu retten ist, und dann trekken (fortziehen). Komm', Gerd!"

Und so ritten sie davon. Die letzten kleinen Heerden und Rudel von Springböcken verschwanden gegen Süden, denn die späteren Schaaren schwenken gewöhnlich von dem Wege der ersteren ab, weil sie kein Futter noch Wasser mehr darauf finden, und suchen solches weiter draußen. Es war ein herzzerreißender Anblick für den Boer und seinen Sohn, so über dieses wohlbekannte Gelände hinzusprengen und es ganz verändert zu sehen. So weit das Auge reichte, trug Alles die eintönige Farbe des Staubes — nirgends mehr ein Busch. Gestern noch war fast überall das Gras, wenn auch theilweise schon halb verdorrt, halbmannshoch dagestanden, untermengt mit Haidekraut und anderen krautartigen Pflanzen. Jetzt war Alles zu Spreu in den Boden getreten, und die Bäume sogar ihrer unteren Zweige beraubt und kahl gefressen, so daß sie kaum noch Landmarken waren wie sonst. Da und dort flüchteten sich Hyänen oder Erdwölfe und andere wilde Hunde von den zerfleischten Leichen gefallener Thiere, oder krächzten Geier um ein fettes Aas, und leider sah der Boer, daß unter den gefallenen Thieren auch viele von seinen Rindern und Schafen waren. Je näher er den Weideplätzen kam, auf denen er dieselben erst gestern noch verlassen hatte, desto häufiger wurden diese Ueberreste und die noch unberührten aber halb zertretenen Leichname, und desto fester stand bei Baas Doorn die Gewißheit, daß seine Heerden zersprengt und verloren seien, von den wilden Heerden mit fortgerissen und zertrampelt.

Ehe die Sonne noch im Zenith stand, war er mit der Ueberzeugung heimgekehrt, daß er ein armer Mann sei, dessen ganze Habe sich nur noch auf die wenigen Thiere beschränke, welche er am vorigen Abende im Kraal noch zusammen getrieben. Wäre ihm dies nicht gelungen, oder hätte er dies versäumt, so wäre er nun genöthigt gewesen, als Bettler hinüber zu reiten zu den Boers in der transvaalschen Republik und sich zu verdingen als Knecht sammt allen den Seinigen, oder auf Kredit eine neue Heerde zu kaufen. Er hatte den traurigen Anblick gehabt, die Betschuanenknechte, denen die entfernteren Heerden anvertraut gewesen waren, zum Theil todt und halb in den Boden getreten und von den Hyänen angefressen zu finden, und von den Anderen mußte er annehmen, daß sie geflohen seien. Aber er hatte weder Zeit noch Mittel, um sie aufzusuchen, oder die in der Irre laufenden Thiere zusammen zu treiben, denn um einige Dutzend weiterer zu retten, hätte er vielleicht die werthvolleren Thiere zu Hause dem Hungertode preisgegeben. — „Fort! nur fort von hier, so schnell wie möglich, um jeden Preis!" tönte es in ihm, während er heim ritt.

Der Bericht, welchen der Boer von seinem Ritt nach Hause brachte, kam den Seinigen kaum unerwartet. Nach Demjenigen zu urtheilen, was sie von dem Ungestüm und der Masse der ungeheuren Heerde der Springböcke gesehen hatten, und was sie von der Kopflosigkeit und Furchtsamkeit der Betschuanen wußten, konnten sie kaum noch die Hoffnung hegen, die draußen weidenden Heerden gerettet zu sehen. Jedes begriff daher die Nothwendigkeit eines Wegzuges, und Alle theilten sich mit Eifer in die Vorbereitungen, welche für den Wegzug gemacht werden mußten. Zunächst wurden Jan und Gerd ausgesandt, von den kleineren Rudeln von Springböcken, welche der großen Masse noch nachzogen, einige feiste starke Böcke zu schießen, deren Fleisch an der Luft getrocknet mit auf die Reise genommen werden sollte. Kleinknaep und die beiden anderen

Knechte dagegen mußten mit dem Vieh hinausziehen zu einer einzelnen Gruppe riesengroßer Bäume von der schönen Sophora capensis, deren üppiges Laub vorerst zum Unterhalt des Viehes dienen konnte. Zu diesem Ende mußten die Knechte mit kleinen Handbeilen die sämmtlichen Zweige abhauen, welche man dann den Thieren vorwarf, damit sie sich an den saftigen Fiederblättern derselben gütlich thun sollten. Zu Hause aber drehte die braune Sally die Mühle, um Weizen und Mais in Mehl zu verwandeln, woraus Frau Martha Brod und Zwieback für die Reise backen wollte, und Baas Doorn suchte sein Schmiedehandwerkzeug hervor und besserte den gewaltigen Ochsenwagen aus, welcher das wenige Mobiliar und die Vorräthe der Familie aufzunehmen hatte.

Zu den Vorbereitungen waren nur zwei Tage gegönnt, denn länger konnten die Sophora-Bäume die Heerde kaum ernähren. Alle wetteiferten an Rührigkeit und Fleiß, um ihrer Aufgabe zu genügen, und am Abend des zweiten Tages war so ziemlich Alles fertig, und mit Tagesanbruch sollte aufgebrochen werden, um Soetwater-Kraal zu verlassen, wo man so manche glückliche und zufriedene Jahre verlebt hatte. Jedem ging die Trennung nahe, denn die Boern sind keine Nomaden, und ihre Anhänglichkeit an ihre Gehöfte ist um so größer, weil sie dieselben gewöhnlich ganz gegründet und der Wildniß abgerungen haben. Aber Jedes gebot dem eigenen Schmerz, um den Anderen den Abschied nicht zu erschweren, und Alle fühlten, daß die nächste Zukunft von ihnen ein starkes Herz und einen ungeschwächten vertrauensvollen Muth erheischen werde, und diesen wollten sie sich nicht abschwächen durch nutzlose Trauer und Wehmuth.

Es war später Abend am Vorabend der Abreise. Mutter Martha hatte die beiden jüngeren Kinder schon zu Bette gebracht, und die beiden Söhne sämmtliches Geräthe mit Ausnahme der Betten, eines Tischchens und einiger Schemel schon auf der

Wagen geladen. Baas Doorn flickte beim Schein einer Ampel unter dem Vorhause noch an einem Ochsengespann, Gerd und Jan versicherten sich der Stärke der Zugstränge, und Mutter Martha röstete noch Kaffee über einem Kohlenfeuer, um einen frischen Vorrath davon auf die Reise mitzunehmen. Alle schwiegen und hingen mehr oder minder ihren eigenen Gedanken nach. Endlich, als die Arbeit fertig war, stopfte sich der Boer eine Pfeife und winkte seinen Kindern, sich um ihn her zu setzen.

„Mutter," hub er an, „Du hast noch nicht einmal gefragt, wohin wir ziehen werden!"

„Wozu auch fragen, mein Lieber?" erwiderte sie. „Du führst uns ja an, und Du thust Nichts unerwogen. Das genügt mir, und ich folge Dir als Deine treue Gattin."

Baas Doorn drückte ihr stille die Hand und sagte dann: „Und wenn wir weit fortziehen und vielleicht gar nicht wieder hierher zurückkehren würden, Martha?"

„Nun denn, auch darein ergebe ich mich, mein Lieber! mit Gottes Hilfe werden wir uns überall unser tägliches Brod schaffen können! Ich denke mir aber, Du habest schon einen festen Plan."

„Einen solchen habe ich auch, jedoch nur für die nächste Zeit," erwiederte der Boer. „Vorerst suche ich nur einen guten Weideplatz für meine Heerden: etwas Bäume, gutes Grasland und Wasser genügen vorerst. Aber für später hab' ich einen andern Plaats im Auge, den zu suchen jedoch wahrscheinlich Euch überlassen bleibt, meine Söhne!"

„Uns, lieber Vater?" fragten Jan und Gerd gleichzeitig.

„Ja, meine Jungen! Ihr seid nun in einem Alter, wo die Söhne der Boern meist schon selber für ihr Fortkommen sorgen und sich einen eigenen Heerd gründen. Viele junge Boern heirathen schon mit neunzehn oder zwanzig Jahren und ziehen mit ihren jungen Weibchen und den Heerden, welche beider Mitgift bilden, auf einen

eigenen Plaats, welcher der Ursitz einer neuen Familie werden soll. Nun denk' ich zwar für Euch noch nicht an's Heirathen, noch lange, lange nicht, aber einen Plaats könnt Ihr deshalb doch schon für Euch und mich aufsuchen, einen Plaats, wie man weit und breit zwischen dem Modder- und dem Vaal-Rivier keinen bessern finden soll."

„Und wo wäre ein solcher, lieber Vater?" fragte Jan begierig.

„Hört mich nur aufmerksam an, Jungens," sagte der Boer. „Die Richtung kann ich Euch schon bezeichnen, aber die Stelle selbst zu finden muß Eurem eigenen Scharfsinn überlassen bleiben. Ihr erinnert Euch sicher noch des Händlers Pieter van der Vliet, welcher vor Jahren zuweilen bei uns vorsprach, wenn er aus dem Betschuanenlande kam und mit Elephantenzähnen reich beladen heimzog. Pieter van der Vliet war ein kluger, umsichtiger Mann und dachte weiter, als die Mehrzahl seiner Standesgenossen. Er hatte hochfliegende Pläne und galt daher bei Vielen für einen Träumer, welche ihn nicht begriffen. Schade um ihn, daß er auf einem seiner Wanderzüge über die Grenze von Kaffern erschlagen wurde, kurz bevor er seine langgehegten Pläne ausführen wollte, an denen auch ich vielleicht Theil genommen hätte. Van der Vliet sprach oft mit mir darüber und suchte mich dafür zu gewinnen, und ich begriff ihn vollkommen. Wir theilten dieselbe Ansicht, daß Südafrika noch eine eben so große Zukunft habe, wie Nordamerika, und daß es in nicht ferner Zeit das Ziel einer großen Einwanderung aus Europa werden müsse, wenn erst die englische Regierung ihren Vortheil besser verstehe und vernünftiger zu kolonisiren lerne. Alsdann wird der gewaltige Orangefluß die Pulsader des Verkehrs und die große Wasserstraße werden, welcher die Reichthümer und Erzeugnisse von ganz Südafrika zuströmen. Van der Vliet sah ihn im Geiste schon von einer Menge Dampfschiffe und Dampfflöße befahren, seine Ufer mit Städten und Dörfern besiedelt, sein Thalgebiet gut ange-

baut von emsigen, nüchternen, holländischen und deutschen Einwanderern, und die Thäler seiner Zuflüsse ebenfalls erschlossen durch Schifffahrt und Handel, belebt von Gehöften von Vieh- und Kornbauern, von Tabaks- und Baumwollen-Pflanzungen und anderen Zweigen des Landbaues, die diesem Klima angemessen sind. Vor den Boern hätte er hiervon kein Wort verlauten lassen dürfen; er wäre Gefahr gelaufen, als Narr verhöhnt oder als Spion mißhandelt zu werden, denn die Boern sehen mit Scheelsucht und Mißtrauen auf die fremden Einwanderer. Mit mir aber sprach er gern von seinen Plänen, denn wenn ich auch die Verwirklichung derselben nicht für so nahe hielt als er, so erschien sie mir doch möglich und sehr wahrscheinlich. Bei dem letzten Besuche nun, welchen er uns hier machte, sprach er davon, daß er den Tauschhandel bald aufgeben und mit seiner Familie über die Grenze ziehen und sich an einem Orte niederlassen werde, den er auf einer seiner Wanderungen aufgefunden hatte. Er wollte mir nicht genau sagen, wo diese Gegend liege; das sei sein Geheimniß, sagte er; allein aus den Beschreibungen, die er mir machte, ging hervor, daß dieses kleine Paradies an einem der Zuflüsse des Orangeflusses und wenige Tagereisen nördlich von diesem liegen müsse. Es sei eine wahre Oase in der Wüste, ein kleines Thalgebiet, umsäumt von hohen steilen Schieferbergen, hinter denen die Hochebene der Wüste Kalahari beginne, bedeckt mit Wäldern der schönsten Bäume und mit einem üppigen Graswuchse, der Boden ein fetter sandiger Lehm, halbmannshoch überlagert mit der fruchtbarsten Dammerde, geschützt gegen die kalten Winde, die vom Südpolarmeere herauf wehen, und noch unter dem Striche der vom atlantischen Ocean hereinziehenden periodischen Regen. Das Klima soll überaus lieblich und mild sein, und eine Menge Früchte daselbst wild gedeihen, welche man sonst im Kaplande nicht findet, z. B. Dattelpalmen, aber nicht hochstämmige, wie die Datteln Nordafrikas, sondern niedrige, wenig

höher als die großblätterigen Paradiesfeigen oder Pisange. Das ganze Gelände soll wimmeln von den schönsten Antilopenarten, und Flußpferd und Nashorn, Löwe und Elephant und selbst der behende Leopard sollen dort noch häufig sein.

„Vergebens drang ich damals in van der Vliet, mir den Ort genau zu bezeichnen; er wollte sein Geheimniß nicht mittheilen, aber er lud mich ein, seiner Zeit mit ihm dorthin zu ziehen und dieses Eden mit ihm zu theilen. Er war so unerschöpflich in dem Lobe dieses Paradieses, daß er mir ordentlich den Mund darnach wässern machte, zumal als er erzählte, daß der Fluß, woran es liege, in der Regenzeit tief und breit genug sei, um die größten Schiffe zu tragen. Ich hatte nicht übel Lust mit ihm zu ziehen, aber ich wollte vorerst mich noch durch kein Versprechen binden. Aber ich habe seine Schilderungen nicht wieder zu vergessen vermocht, denn er war ein zuverlässiger glaubwürdiger Mann und sprach mit einer Zuversicht, die mich überzeugte, daß er Alles dies mit eigenen Augen gesehen hatte. Aber ob dieses Eden am Kuruman, Nokaman, Nosop oder Keikop oder an irgend welchem anderen Zuflusse des Orangeflusses liege, darüber bin ich noch nicht im Klaren, und dies zu ermitteln ist eine Aufgabe, welche ich Euch, meine Jungen, zugedacht habe!"

„Ha, das ist vortrefflich!" rief der lebhafte Gerd ganz vergnügt, „wie herrlich, Bruder Jan, daß wir die beiden Späher sein sollen, die Josua und Kaleb, um dieses gelobte Land aufzusuchen."

„Wenn es nur keine Fabel ist, lieber Vater!" erwiderte Jan bedächtig. „Die Erwähnung der Dattelpalmen macht mir die Sache etwas unglaublich," fuhr er fort, „denn soviel ich aus der Naturgeschichte weiß, wächst die Dattelpalme nur in heißen Sandebenen und in Südafrika nicht mehr südlich von dem Wendekreise des Steinbocks."

„Je nun, van der Vliet mag sich hierin getäuscht haben," sagte Baas Doorn; „er war kein Naturforscher und hat vielleicht die

Dattelpalme mit einem ähnlichen Gewächse verwechselt, welches er dort angetroffen hat. Ich aber habe noch einen weiteren Grund, an die Wahrhaftigkeit von Pieter van der Vliet's Erzählungen zu glauben. Früher auf meinen Wanderzügen und auch noch hier in Soetwater-Plaats habe ich mir viele Mühe gegeben, mich mit den Eingeborenen, die ich traf und denen ich mich verständlich machen konnte, über ihre Sagen und Geschichten zu unterhalten und sie über allerlei Dinge auszuforschen, welche ihre eigenen Zustände betreffen. Man lernt daraus viel, denn wenn auch manches Märchenhafte mit unterläuft, so erfährt man doch auch Manches, was aus keinem Buch zu erfahren ist und ein eigenthümliches Licht auf die natürliche Beschaffenheit des Landes oder die Sitten und Zustände des Volkes wirft, über welches man sich erkundigt. So habe ich denn auch gefunden, daß unter den Buschmännern wie unter den Betschuanen die Sage verbreitet ist von einem derartigen wunderschönen blühenden Landstriche, welcher einem alten Könige ihres Volkes vor langen Zeiten angehört habe und von ihm den weißen Männern abgenommen worden sei, die ihn gegründet und bebaut haben. Der Kern der Sage, seiner fabelhaften Ausschmückung entkleidet, geht dahin, daß weiße Männer ohne Frauen dort ein blühendes Gelände inne gehabt haben, das von den Wilden oder einem fabelhaften Könige derselben dann erobert worden sei, der die Weißen gezwungen habe für ihn zu arbeiten, bis sie endlich gestorben und die von ihnen geschaffenen Ländereien zu Grunde gegangen seien."

„Das ist allerdings ein bedeutsamer Fingerzeig," meinte der sinnige Jan; „und ich habe schon den Versuch einer Erklärung dafür parat."

„Wirklich?" fragte Baas Doorn. „Laß einmal hören, Du Bücherwurm, ob sich unsere Muthmaßungen begegnen."

„Die Zeit dieser weißen Kolonisten dürfte wohl nicht so fern sein, als die Eingeborenen sie schildern, welche für Zeitmessung kein rich-

tiges Urtheil haben," erwiderte Jan; „und in diesem Fall möcht' ich vermuthen, daß die angeblichen weißen Ansiedler Missionäre waren."

„Oder ein Militärposten, oder Deserteure, die über die Grenze geritten sind und sich dort versteckt haben!" rief Gerd.

„Nicht doch, Gerd; meines Erachtens kommt Jan's Vermuthung der Wahrheit am nächsten. Nur dürften diese Missionäre keine Protestanten, sondern Jesuiten oder Redemptoristen gewesen sein, welche vielleicht den Orangefluß herauf oder von der Küste von Benguela herabgekommen sind, um den Versuch zu machen, Kolonien hinter der Grenze des Kaplandes zu gründen. Unwahrscheinlich wäre die Sache gar nicht, denn das Gedeihen der Kapkolonie in früheren Zeiten konnte einen solch unternehmenden Orden, wie denjenigen der Jesuiten, schon zu dem Versuche einer derartigen Erforschung und Niederlassung veranlassen. Ohne die Jesuiten wäre das ungeheure Gebiet von Südamerika nicht halb so bekannt und besiedelt worden, wie es früherer Zeit war, und der Gedanke mochte ihnen nahe liegen, Aehnliches auch hier zu versuchen, wo ihnen der Schutz der Portugiesen von den Kolonien an der Westküste Afrika's, von Angola und Benguela her, so leicht zu Theil werden konnte."

„In der That, lieber Vater, für Deine Vermuthung spricht der Umstand, daß die weißen Männer keine Frauen bei sich gehabt haben sollen, wie jene Sage der Eingeborenen besonders zu betonen scheint. Der Gedanke, dort eine frühere Niederlassung wieder aufzufinden, macht mir das Unternehmen noch lockender," sagte Jan.

„Wie dem auch sei, so ist jener Landstrich, wenn ihr ihn auffinden könnt, jedenfalls ein Ursitz von der größten Bedeutung für Euch und Eure Zukunft," sagte der Boer. „Ich bedaure nur, daß ich nicht mehr Söhne habe, oder daß meine beiden Aeltesten nicht mehr am Leben sind," setzte er wehmüthig hinzu. „Auch begehe ich

wohl keinen Raub an van der Vliet's Kindern, wenn sie je ebenfalls dorthin ziehen, denn sicher ist der Landstrich groß genug für uns Alle, und wären ihrer noch so Viele."

„Und wir haben ein gegründetes Anrecht daran, wenn wir es finden," meinte Gerd; „denn das Suchen wird nicht sehr leicht sein. Wann aber sollen wir ausziehen, lieber Vater, um dieses Kanaan zu suchen?"

„Das hängt von den Umständen ab," versetzte Baas Doorn; „laßt uns erst einen neuen Plaats haben, der einstweilen die Heerden ernährt; dann soll es bald entschieden sein, wann Ihr davon reitet! Am liebsten würde ich selber mitgehen, allein ich kann es nicht über mich gewinnen, die Mutter und die Kleinen so allein in der Wildniß zurück zu lassen, und Ihr Beide seid mir noch nicht alt und zuverlässig genug zu ihrem Schutze. Eher kann ich Euch die Reise überlassen, denn das wird Euch zu Männern machen, wenn Ihr so auf Euch selbst gestellt seid und auf eigene Verantwortung."

„Und was sagt die liebe Mutter dazu?" fragte Jan diese und wagte sie nicht merken zu lassen, mit welcher Freude ihn die Zusagen des Vaters erfüllten.

„Ich sage Amen dazu, meine Söhne," erwiderte Frau Martha; „wenn der Vater Euch die Tüchtigkeit zutraut, solch einen Zug zu unternehmen, so soll Eure Mutter Euch nicht weniger zutrauen. — Aber nun ist das Feuer niedergebrannt, und die Lampe droht zu erlöschen. Zu Bette nun Alle mit einander, und schlafet recht aus für das harte Tagewerk, das morgen beginnt!"

Der Boer nahm den Hut ab zum Abendgebet, und nach demselben suchten Alle ihr Lager. Gerd aber fand noch lange den Schlaf nicht vor froher Erregung bei der Aussicht auf die besprochene Erforschungsreise.

4. Der Auszug.

Die erste Morgenfrühe des folgenden Tages fand einen schweren, mit einer weißen Plaue von Segeltuch überspannten Wagen schon unterwegs, welcher von zehn Paaren kräftiger Stiere gezogen wurde. Es war ein schwerfälliges aber solides Fuhrwerk, geräumig genug, nicht nur den ganzen Haushalt eines Boers aufzunehmen, sondern diesem und seiner Familie sogar bei schlechtem Wetter noch ein Nachtquartier zu bieten. Vorerst enthielt er an Passagieren nur Frau Martha und ihre Tochter Trudje. Frau Martha war noch beschäftigt, Ordnung in das Chaos von Kisten und Päcken zu bringen, welche den Inhalt des Wagens bildeten. Ihrem echt holländischen Ordnungs- und Reinlichkeitssinne hätte es widerstrebt, selbst auf der Fahrt eine Unordnung und Verwirrung zu dulden, und Hunderte von verschiedenen Gegenständen mußten an den Bogen, über welche die weiße Plaue ausgespannt war, und in den daran befestigten Netzen, Taschen und Behältern noch untergebracht werden. Vorn auf dem Wagen saß Kleinknaep, der „zahme Buschmann," eine Peitsche mit ungeheuer langem Stiel von Bambus in der Hand, an welcher eine eben so lange Schlinge angebracht war, mit welcher er ganz gut und mit nie fehlender Sicherheit sogar noch das vorderste Paar seiner Zugochsen erreichen konnte. Diese Thiere waren paarweise zusammen gejocht und ihre Joche an einem sehr dicken, aus Riemen von roher Ochsenhaut zusammen geflochtenen Zugstrang angebunden, so daß zwischen den einzelnen Paaren noch einiger Spielraum blieb. Vorne am Zuge, zur Seite des vordersten Gespannes, dessen Richtung er gelegentlich durch Zuruf und durch Hiebe mit seinem Schambok lenkte, ritt Baas Doorn selbst auf einem seiner besten Pferde, und neben ihm trabte auf einem bescheidenen Eselein sein jüngster Sohn Pieter.

Baas Doorn war in seinem Reisekostüm stattlich, ja beinahe

wild anzuschauen. Ein breitkrämpiger Strohhut beschattete sein sonnverbranntes offenes Antlitz; die Beine steckten in weiten Lederhosen von dauerhafter, zäher Antilopenhaut, welche der Boer selbst gegerbt hatte. Ein rothes Flanellhemd und ein langschößiges weites Wams von blauem Tuche bedeckten den Oberkörper, und um die Hüften trug er anstatt Gürtel oder Hosenträger eine jener spanischen Schärpen von karmoisinrother Seide, welche beinahe in allen Erdtheilen so gern getragen werden. In dieser Schärpe aber steckte ein großes Jagdmesser mit einem Griff von Antilopenhorn und mit Messingbeschlag, und Riemen, die sich um beide Schultern schlangen, hielten das geräumige Pulverhorn aus der Kopfzier eines Büffels und die Kugeltasche aus dem Fell einer südafrikanischen Wildkatze. Die Füße steckten in einem Paar derber Schuhe aus ungegerbtem Leder von afrikanischer Arbeit, und quer über seinem Sattelknopfe lag eine lange schwere Kugelbüchse von großem Kaliber, wie sie unter den Boern üblich ist. Da der Morgen etwas frisch war, so hing ein Karoß oder Pelzmantel aus Leopardenfell um die Schultern des Boers, und seine Rechte trug den unvermeidlichen Begleiter des südafrikanischen Reiters, die lange zähe Reitpeitsche aus der Haut des Flußpferds oder Nashorns, den Schambok, um damit das Vieh und die Hunde im gebührenden Respekte zu erhalten.

Hinter dem Wagen, auf einem großen kapischen Büffel hockend, von Kochkesseln und Päcken umgeben, folgte die hottentottische Magd Sally und machte einen gar seltsamen Aufzug, ohne jedoch hiervon eine Ahnung zu haben. Auch sie trug einen Karoß von Schaffell über ihrem Rocke von blauem Fries, und wie sie so droben auf dem stämmigen Büffel hockte und aus der kurzen Thonpfeife blaue Wölkchen von Tabaksrauch in die frische Morgenluft hinaus qualmte, hätte sie für europäische Augen einen höchst komischen Anblick gewährt.

Hinter Sally's Büffel folgte der große stattliche Zuchtstier mit einer Glocke um den Hals und eröffnete den Reigen des Melk- und Zugviehes, welches nun kam, von den Hunden und einem berittenen Betschuanen zu Paaren getrieben. Dann folgten einige Esel mit Päcken und Körben unter der Aufsicht des anderen Betschuanenknechts, der sein besonderes Augenmerk auf einen großen korbartigen Käfig aus Bambusgeflecht haben mußte, worin das Hühnervolk des Boers eingesperrt war, während zwei oder drei ähnliche Körbe mit Gänsen, Enten und Tauben auf einigen anderen Eseln nur als Nebenfracht angesehen zu werden schienen.

Hinter diesen erst kam die eigentliche Heerde von Baas Doorn, oder vielmehr das Wenige, was er von seinem ganzen Viehstand noch gerettet hatte, getrieben und beaufsichtigt von den Söhnen Jan und Gerd, welche ebenfalls gut beritten waren.

Die beiden Jünglinge waren beinahe ganz so gekleidet wie ihr Vater, nur hatte Jan einen Karoß von Schaffell und Gerd einen solchen von der schönen Haut des Bontebocks oder der Antilope picta, welche in dieser Gegend nicht sehr häufig war. Jan trug seine lange Doppelflinte am Bandelier auf dem Rücken und führte statt des Schambók eine lange Peitsche; Gerd aber hatte seine Kugelbüchse in einem sogenannten Büchsenstrumpf von der Haut eines Erdschweins am Sattelknopfe hängen, um sie jeden Augenblick schußfertig zur Hand zu haben. Erdschwein oder Aardvark nämlich nennen die holländischen Ansiedler des Kaplandes den einheimischen Ameisenscharrer, den Orycteropus capensis der Naturforscher, welcher in den Grasfluren wie in der Wüste ziemlich häufig ist, und dessen Fleisch von Weißen und Farbigen gern gegessen wird. Gerd war nämlich ein großer Jäger und trefflicher Schütze und ritt selten aus, ohne irgend eine Jagdbeute mit nach Hause zu bringen. Wenn er nun auch nicht hoffen konnte, jetzt eine Jagdbeute für die Küche liefern zu können, weil er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise der Heerde

widmen mußte, so hielt er es doch andererseits für geboten, schußfertig zu sein, da gar leicht noch einige einzelne Löwen oder Leoparden in der Gegend herumstreifen konnten, um versprengten Springböcken oder anderen Nachzüglern der großen Heerde der Wanderthiere aufzulauern, und da es gar nichts Seltenes war, daß solche Raubthiere dann in den Trieb einer zahmen Heerde einfielen. Deshalb ermunterte er auch stets einige der großen Hunde durch Wink und Zuruf, abseits von dem Zuge herumzurevieren, da er wohl wußte, daß diese jagdgeübten Thiere bei der ersten Witterung eines Raubwildes dasselbe aufjagen würden.

Das Treiben der Heerde war keine sehr schwierige Arbeit mehr, sobald einmal der Zug in Bewegung war. Die größte Mühe bestand darin, die Thiere alle auf einen einzigen Haufen zusammen zu treiben und diesem dann eine bestimmte Richtung zu geben. Sobald dies gelungen war, waren die Thiere nicht mehr so eigensinnig, und ein gewisser Instinkt der Zusammengehörigkeit ließ sie dann auch sich zusammenhalten. Lief ja eines launischerweise abseits, so brachten einige Peitschenhiebe des nachsprengenden Reiters und das Gebell der Hunde es bald wieder zum Gros der Heerde zurück. Die Aufmerksamkeit von Jan und Gerd war daher nicht so vollkommen von der Heerde in Anspruch genommen, daß sie nicht auch ein Augenmerk für die Verheerungen gehabt hätten, deren frische Spuren sich allenthalben zeigten. Soweit das Auge reichte, nach Nordwesten hin sogar auf eine unabsehbare Entfernung, war die Erdoberfläche nur Ein Schauplatz der Zerstörung. Kein Grashalm, kein Kräutchen, kein Busch grünte mehr. Jedes Gewächs, dessen Lebenssaft die Sonnengluth noch nicht vertrocknet gehabt, hatten die vorderen Schaaren der Springböcke abgefressen, und der Rest des dürren Grases war von den nachfolgenden beinahe zu Staub getreten. Und weil ihr Zug gerade aus diesem Grunde mehr breit als lang gewesen war, so ließ sich daraus mit aller

Gewißheit erwarten, daß es nicht rathsam sein würde, mit den Heerden quer über die Straße des Wanderzuges hinüber zu fahren, da man fürchten mußte, derselbe werde eine Breite von mindestens vier bis fünf deutschen Meilen, ja vielleicht noch mehr haben. Der Boden zeigte sich allenthalben abgerieben von den vielen Tausenden von Hufen der darüber gezogenen Thiere, und der ziemlich heftige Nordwestwind wühlte daher fortwährend große Staubwolken auf und trieb sie dem Zug unserer Boers entgegen, welche ohnedem schon genug von dem Staub zu leiden hatten, den ihre eigenen Thiere aufwühlten. Dieser trockene Staub und feine Sand verursachten auf der schweißfeuchten Haut ein unangenehmes Jucken und Beißen und machten den Ritt über die schattenlosen wellenförmigen Ebenen hin noch unangenehmer und mühseliger. Namentlich aber war die Lage unserer beiden Jünglinge, Jan und Gerd, eine unbehagliche, da sie den ganzen Staub der voranziehenden Heerde einathmen mußten, und daher waren ihre Kleider schon nach einem einstündigen Ritt ganz über und über mit Staub bedeckt und wären dies wohl noch mehr geworden, wenn nicht der schützende Pelzmantel noch einen großen Theil abgehalten hätte. So aber kamen sie zu der Ueberzeugung, daß das „Trekken" oder Fortziehen mit dem ganzen Viehstand eine Nichts weniger als lustige Sache sei.

Man glaube jedoch nicht, daß Baas Doorn immer unthätig an der Spitze des Zuges blieb. Im Gegentheile: er ritt bald rechts bald links an der ganzen Marschsäule hinunter, ermuthigte und ermunterte hier und verwarnte und tadelte dort, je nachdem er es für rathsam oder nothwendig hielt. Bisweilen sprengte er auch um eine gute Strecke voraus, um den besten Weg durch das pfadlose Gelände auszusuchen oder sich nach gewissen Landmarken umzusehen, damit er die Richtung nicht verliere. Ein Mann nämlich, welcher in diesen unabsehbaren wellenförmigen Grasfluren sich nur nach dem Stand der Sonne richten wollte, würde wohl kaum vorwärts

kommen, sondern am Ende eines langen Tagmarsches finden, daß er auf einem mehr oder minder großen Kreise am Abend beinahe auf dieselbe Stelle wieder zurück gekommen sei, von welcher er am Morgen ausgezogen. Man kommt auf einem solchen Zuge nur dann sicher vorwärts, wenn man entweder mittelst Kompaß oder Boussole eine bestimmte Richtung consequent verfolgt, oder seinen Marsch genau nach feststehenden Landmarken, z. B. höheren Bergen in der Ferne und dergl. mehr richtet.

Baas Doorn wußte sehr wohl, welche große Verantwortlichkeit für Leben und Wohlfahrt seiner ganzen Familie auf ihm lag. Er mußte vor Allem trachten, seinen Zug aus der Bahn hinauszubringen, welcher die Springböcke gefolgt waren. Daher liefen seine Augen unabläßig mit fieberhafter Spannung umher und musterten bald den Boden, bald den Horizont, um der eingeschlagenen Richtung nach Nordost treu zu bleiben und zugleich am Boden abzusehen, ob er nicht bald den Saum des breiten Pfades der Springböcke erreiche, wo er Futter für seine Thiere und das unentbehrliche Wasser finden würde. Der Weg der Springböcke verlief von Nordwest gegen Südost; in diesen beiden Richtungen also konnte der Boer nicht erwarten, einen passenden Lagerplatz für seine Heerde zu finden. Die Pfade der Wanderheerde aber durchschneiden zu wollen, um jenseit derselben westwärts wieder frisches Wasser und gutes Weideland zu finden, wäre mit großer Gefahr verbunden gewesen, da derselbe mehrere Tagereisen breit sein mochte, und dann gar viele Thiere seiner Heerde dem Hunger und Durst erliegen konnten. In seiner jetzigen Lage aber durfte der Boer um so weniger so viel wagen, als jedes Thier, welches er hierdurch verlor, für ihn auf lange Zeit ein unersetzlicher Verlust war. So hatte er denn keine andere Wahl, als in nordöstlicher Richtung davon zu ziehen, den Kaschanbergen entgegen, von denen viele Wasserläufe herunterkommen und kleine Oasen von Bäumen und Gestrüpp und

üppigem Wuchs kleiner rasenbildender Pflanzen hervorrufen. Allerdings näherte er sich auf diesem Wege wieder den Grenzen der transvaal'schen Republik, aber es gab ja in jenen so dünn bevölkerten Gegenden noch Land genug, um sich eine kleine Niederlassung zu sichern, da ihm Niemand den herrenlosen Boden streitig machen würde.

Des Boers emsiges Augenmerk ging nur dahin, auf dem Boden diejenigen Merkmale zu entdecken, welche ihn vergewisserten, daß er dem Rande des großen Wanderpfades sich nähere. Diese waren ein minder zerstampfter Boden, ein reichliches Vorhandensein von dürrem Gras und krautigen grünen Gewächsen und das häufigere Vorkommen von zerfleischten Thierleichen und frisch abgenagten Skeletten von jenen wandernden Wiederkäuern. An Thierleichen fehlte es zwar auf dem ganzen Pfade nicht. Viele Springböcke, entweder ganz junge Thiere oder trächtige Weibchen oder alte kraftlose Thiere, waren den Strapazen des Zuges, dem Hunger und Durst erlegen oder im Gedränge verletzt worden. Sobald diese liegen blieben, so fielen die Raubthiere, welche dem Zuge folgten, über sie her. Was nicht von den Löwen und Leoparden niedergerissen wurde, das erlag im Verschmachten den Anfällen der Hyänen und kapischen Schakale (Canis mesomelas) oder wurde im Verenden schon von den verschiedenen Geierarten überfallen und verzehrt. Jeder Knall der langen Peitschen trieb da oder dort einige Hyänen oder Schakale oder einige Aasgeier von ihrem Raube auf und verscheuchte oder störte sie wenigstens vorübergehend. Aber die rechten Zeichen, welche der Boer ersehnte, wollten noch immer nicht erscheinen.

Die Sonne stieg immer höher über unseren Wanderern. Der Wind hatte sich gelegt; der glühende Himmelsball sandte versengende Strahlen auf die Erde nieder, und kein einziges Wölkchen trübte das Antlitz des Firmaments. Ueber der ganzen Landschaft lag ein glühend heißer Athem, und der goldgelbe Ton der Luft und der

Lichter fand nur eine trübe Unterbrechung in dem staubigen Graubraun des versengten Bodens. Die Ochsen zogen langsam und verdrossen dahin und gaben von Zeit zu Zeit durch klägliches Pusten und Blöken ihren Durst kund. Es war ein langweiliger eintöniger Marsch, so erdrückend einförmig, daß er sogar dem weißen Menschen eine gewisse Stumpfheit und Abspannung aufprägte, und dieser es nicht wagte, mit seinem Nächsten zu plaudern, aus Furcht noch mehr Staub einathmen zu müssen und die am trockenen Gaumen klebende Zunge noch mehr auszutrocknen.

Mittag war längst vorüber, und die Gegend, wo Soetwater-Kraal lag, war längst hinter den Hügelwellen der Ebene verschwunden. Nur selten begegnete der Zug einigen Bäumen, und diese waren meist an den untersten Aesten ganz von Laub entblöst. Die Luft zitterte von Hitze, und dieser zitternde gelbrothe Dunst verschleierte sogar die Ferne so sehr, daß der steile hohe Gipfel eines sehr entlegenen Berges gen Nordost nicht länger mehr sichtbar war. Da kam der Boer nach hinten geritten zu seinen Söhnen; sein Gesicht drückte ein gewisses Unbehagen aus.

„Jungens," hub er an, „erinnert sich keiner von Euch, jemals in dieser Gegend gejagt zu haben?" — Beide mußten es verneinen.

„Es ist möglich, lieber Vater," sagte Gerd, „daß ich einmal hier war, aber ich würde selbst in diesem Fall den Ort nicht wieder erkennen, so sehr hat diese einzige Nacht das ganze Aussehen der Gegend verändert. Die Hügelwellen haben ganz andere Umrisse, als zuvor, und die Färbung, welche sonst ein solch maßgebendes Kennzeichen zum Zurechtfinden in der Landschaft war, ist nun ganz verschwunden. Auf diesem zerstampften Boden ist kaum mehr zu erkennen, ob ihn Graswuchs, ob ihn Eriken bedeckt hatten."

„Ja mein Kind, es ist ein furchtbar eindringliches Beispiel von der Wahrheit des Wortes: Der Herr verändert die Gestalt der Erde. Aber wenn ich nur wüßte, wo wir Wasser finden könnten.

Die Thiere sind dem Verschmachten nahe. Gerade dieser Landstrich aber ist mir unbekannt, denn ich bin in den langen Jahren unseres Hierseins nicht hierher gekommen."

„Ich war einmal vor Jahren hier," sagte Jan; „wenn ich auch nicht genau zu sagen weiß, ob ich die Gegend wieder erkenne, so weiß ich doch, daß kein Wasser weit und breit hier ist. Dort drüben, weit nach rechts, muß eine Gruppe alter Acacienbäume stehen, hinter denen eine lange kahle Hochebene von mehreren Wegstunden Breite sich hinzieht. Diese bildet die Wasserscheide, und jenseit derselben sind einige Einsenkungen, welche wenigstens nach der Regenzeit lange noch Wasser in Tümpeln enthalten. Dort könnten wir mindestens Futter für die Heerde finden. Weiter hinaus muß sich irgendwo ein fließendes Wasser finden, denn die Rinnen und Höhlungen der Ebene senken sich alle gleichmäßig in einer Richtung."

„Und wo hinaus stehen die Bäume, welche Du zu kennen glaubst?" fragte der Boer.

Jan beschrieb es genau, und sein Vater, der seine Beobachtungsgabe und seinen richtigen Blick für alle Erscheinungen in der leblosen und belebten Natur kannte, hörte ihm aufmerksam zu, nahm dann ein Fernrohr aus seiner Kugeltasche und betrachtete damit aufmerksam den Horizont in der angegebenen Richtung. Aber noch war Nichts von den Bäumen zu entdecken.

„Ich sehe noch Nichts; wir sind noch zu weit davon entfernt; wir müssen mehr nach Osten halten," sagte er dann und sprengte wieder nach vorne, um Kleinknaep die nöthigen Weisungen zu geben.

Dennoch waren Jan's Angaben wegen der Bäume richtig, denn als nach mehrstündigem Weiterwandern die Sonne schon stark nach Westen neigte, und man eben den Rücken einer größern Hügelwelle erklommen hatte, wurde Baas Doorn plötzlich in einer Entfernung von ungefähr zweitausend Schritten eine größere Gruppe uralter Acacienbäume gewahr, auf welche Jan's Beschreibung zutreffen mußte.

Augenblicklich hieß er Kleinknaep auf jene Bäume zuhalten und in deren Nähe Halt zu machen. Dann ritt er zu seinen älteren Söhnen zurück und erhielt von Jan die Bestätigung seiner Vermuthung.

5. Ein Bivouac in der Wüste.

Eine halbe Stunde hatte hingereicht, um die Bäume zu erreichen, allein Baas Doorn hütete sich wohl, unter denselben Halt zu machen. Er wußte wohl, daß solche Bäume ein Lieblings-Aufenthalt der Stechmücken oder Mosquitos sind, welche alsdann von hier aus in Massen über Menschen und Vieh herfallen, die arglos ihren Schatten suchen und dann von den Stichen und Bissen dieser blutgierigen Insekten beinahe zum Wahnwitz getrieben werden. Sind aber Menschen und Thiere ermüdet, so ist eine solche Qual für die Ruhebedürfenden doppelt peinlich und erschlaffend. Baas Doorn ritt daher über die Bäume hinaus bis dahin, wo der Boden sich wieder zu einer Mulde einsenkte und eine sehr geschützte Stelle zum Nachtlager bot, welche noch den weiteren Vortheil hatte, daß sie vor der directen Einwirkung der Südwinde, die hier zu Lande die kältesten sind, vollkommen Schutz bot.

Im Nu waren die Zugochsen ausgespannt und ihrer Joche entledigt und konnten sich nun nach Belieben niederstrecken, denn an Weiden war hier nicht zu denken, da die Springböcke auch hier vorübergezogen waren. Daher öffnete Baas Doorn einige Säcke mit Mais und Hirse, welche er auf den Weg mitgenommen hatte, und ließ den Pferden und Zugstieren je einige Hände voll davon reichen, damit sie wenigstens Etwas zu kauen hatten. Dann aber mußten die beiden Betschuanenknechte zu den Bäumen zurück und von diesen Leguminosen einige größere Aeste fällen, welche herunter-

geschleift wurden, um zuerst von dem Vieh abgeäst zu werden und dann das Lagerfeuer zu nähren.

Der Boer hatte auf seinem Wagen einige Schläuche mit Wasser mitgenommen, allein nicht genug, um seine ganze Heerde damit zu tränken. Ueberdies hätte selbst in diesem Fall die Klugheit geboten, die Thiere nicht damit zu versehen, da nicht abzusehen war, wie bald man wieder Wasser bekommen würde, um den Vorrath zu erneuern, und die Pflicht der Selbsterhaltung gebot, das Wasser für die Menschen zu sparen. Dennoch that es dem Boer wirklich wehe, die armen Thiere so Durst leiden zu sehen und ihr klägliches Wiehern und Pusten zu hören. Er ermahnte aber Frau Martha und Sally, doch ja mit dem Wasserverbrauch vorsichtig zu sein, um den Thieren wenigstens morgen Etwas davon reichen zu können, wenn man keine natürliche Tränke fände.

Ein einfaches Abendbrod aus Zwieback, gesottenem Springbockfleisch und etwas Thee war bald verzehrt, und mittlerweile war die Sonne hinunter und die Nacht nach kurzer Dämmerung eingebrochen. Jan und einer der Betschuanenknechte, dem man eine Hand voll Rauchtabak und einen Topf voll Thee gegeben hatte, bezogen die Nachtwache am mächtig aufgeschürten Feuer, während die Anderen sich schlafen legten. Frau Martha hatte für sich und Pieter und Trudje Betten im Innern des Wagens hergerichtet. Die braune Sally hatte sich zwischen ihre Hühner- und Entenkörbe unter die Hinterräder des Wagens gebettet und tief in eine Antilopenhaut gewickelt. Der Boer aber und Gerd breiteten einige gegerbte Felle zwischen den beiden Rädern auf der einen Seite des Wagens aus, schnallten an der einen Seite der Plane ein aufgerolltes langes Stück Segeltuch los und ließen es auf den Boden herab, wo es mittelst Holzpflöcken und Schnüren ausgespannt wurde und eine Art schrägen Zeltdachs bildete, unter welchem sich's gar nicht so schlecht lagern ließ, zumal wenn man sich recht fest in seinen Karoß wickelte und die Beine mit einem Teppich und

einigen Fellen bedeckte. Hier schliefen auch der Baas und Gerd bald ohne Wiegenlied ein, um so mehr, als Gerd nach Mitternacht mit Kleinknaep die Wacht am Feuer übernehmen mußte. Kleinknaep und Geelhoofd (Gelbkopf), der andere Betschuanenknecht, lagen in ihren Karossen an einem kleinen Feuer abseits bei den Pferden.

Bald war Alles in hehres Schweigen gehüllt. Tiefblau wölbte sich der Himmel über der weiten Landschaft, und an ihm tauchten allmählich Tausende von Sternen aller Größen auf und leuchteten mit majestätischem Glanze und weit heller und prachtvoller als in unserer nördlichen Erdhälfte. Jan hatte zwar schon oft draußen im Freien am Wachtfeuer gelegen, aber dennoch überkam ihn das Gefühl der Erhabenheit einer solchen einsamen Nacht zum ersten Mal in seiner ganzen Fülle. Trotz der Müdigkeit in seinen Gliedern konnte er nicht schlafen, sondern lag in seinen Karoß gewickelt, die Füße und den Rücken gegen das Feuer gekehrt, und blickte hinauf zum Himmelszelt, an welchem die Sterne in ihrer hehren stillen Pracht langsam vorüberzogen, und hinaus in die eigenthümlich bleigraue und doch halb durchsichtige Nacht, die sich über das weite Gelände verbreitete. Nur hier und da störte ihn ein Laut von der Heerde her in seinen einsamen Betrachtungen und stillen träumerischen Gedanken, oder das Feuer, welches Geelhoofd aufgeschürt hatte, knisterte und sprühte Funken, die mit dem Rauch in die Höhe stiegen und dann allmählich erloschen. Kein Vogel, kein Insekt rührte sich, nur bisweilen knurrte einer der Hunde im Schlafe.

So verrann Stunde um Stunde, jede durch andere Sternbilder bezeichnet, die sich am Himmel glänzend entfalteten. Endlich war die Nacht vollkommen. Auf der Erde lag es wie ein greifbares Dunkel, da wohin der Glast des Feuers nicht drang. Aus weiter Ferne scholl das zänkische Heulen der Hyänen und das heisere Bellen der Schakale herüber, die sich um ein Aas stritten. Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber Mitternacht mochte nahe

sein. Da richtete sich Jan auf, nahm sein Gewehr und machte die Runde um das ganze Lager mit einigen der besten Hunde, um dadurch Kunde zu erhalten von einem etwa herumstreifenden Löwen oder Leoparden, der in die Heerde fallen wollte. Zwei, drei Male umkreiste er so das Lager und spähte nach allen Seiten in das Dunkel, um etwa ein Paar funkelnder Augen von einem der nächtlichen Raubthiere zu entdecken. Allein die Löwen und Leoparden mochten satt sein von dem Schmause, welchen sie an den Springböcken gehalten hatten, und waren wohl anderwärts zur Ruhe gegangen. Und als er von seiner Runde zurückkam, weckte er Gerd und Kleinknaep und Bruinneus (Braunnase), den anderen Betschuanenknecht, damit sie ihn und Geelhoofd ablösten, und streckte sich, des Schlafes sehr bedürftig, neben seinem Vater unter dem kleinen Wagenzelte nieder.

Der erste Hahnenschrei des Herrn vom Hühnervolk in dem Korb unter dem Wagen weckte den Boer und seinen ältesten Sohn. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie unter dem Zelte hervorkrochen und weit und breit keine Heerde mehr sahen. Gerd und Kleinknaep und Bruinneus waren ebenfalls fort; nur Geelhoofd lag noch schnarchend in seinem Pelzmantel am niedergebrannten Feuer.

„Was ist das?" fragte der Baas erstaunt; „wo sind die Thiere?"

Jan war an der Lehne der Hügelwelle hinaufgesprungen, um sich weiter umsehen zu können. „Dort sind sie Alle," rief er; „komm herauf, lieber Vater, und sieh' nur, was sie machen. Was hat dies zu bedeuten?"

Baas Doorn kam und war nicht weniger verwundert, als sein Sohn, ob dem seltsamen Treiben der Thiere und Menschen. Die Kühe und Ochsen wühlten mit den Hörnern und scharrten mit den Hufen wie die Pferde und Schafe am Boden, und die ganze Heerde war bei dem noch dürftigen Lichte auf einem Flächenraum von wenigen Morgen zerstreut und wühlte und schnupperte am Boden

in der tiefsten Sohle der Mulde, welche eine Krümmung der Niederung bisher dem Auge des Boers verborgen hatte. Die Thiere ästen offenbar, und Gerd arbeitete mit einem Spaten, Kleinknaep und Bruinneus aber mit ihren Messern im Boden.

„Was haben sie nur dort?" rief der Boer.

„Ich glaube es errathen zu können," meinte Jan. „Komm, lieber Vater, laß uns ihnen helfen!" Damit eilte er nach dem Wagen zurück, nahm aus der Wage unter demselben einen Spaten und eine Hacke und lief zu Gerd hin.

Der Boer und Jan bemerkten nun, daß die Thiere hier eine Art brauner kastanienartiger Nüßchen knupperten, in deren Auffindung besonders die Schafe sehr geschickt schienen, und eine Art rübenähnlicher Wurzeln von rosenrother Farbe, die von einem bis zu anderthalb Fuß lang und drei bis fünf Zoll dick waren, aus dem Boden scharrten und wühlten und mit Begierde verzehrten. Gerd schien es ein wahres Vergnügen zu bereiten, die von ihm aufgegrabenen den Pferden und Ochsen vorzuwerfen, während Kleinknaep und Bruinneus den Thieren nur die größeren reichten, die kleineren aber von etwa Faustgröße sorgsam in ihren Beinkleidern und ihrem Hemde unterbrachten.

„Was grabt Ihr denn da?" fragte der Boer.

„Betschuanenbrod!" sagte Bruinneus mit vergnügtem Grinsen. „Gute Speise das, Baas! Betschuanen es gerne essen, Schaf und Rind und Esel es auch gern essen!"

„Betschuanenbrod?" fragte der Boer; „es ist ja eine Rothrübe!"

„Nein, lieber Vater! es ist die Tama, die ich seither nur der Beschreibung nach kannte, die Wurzel der Bauhinia esculenta, von welcher die Stämme der Kalahari oft Monate lang leben müssen, wenn ihre Ernten durch Dürre fehlschlagen, und die gerade in recht dürren Sommern am Besten gedeiht und eine Menge Feuchtigkeit enthält."

„Wie habt Ihr dieses Gewächs aber aufgefunden?" fragte der

Boer und nahm nun selbst eine der Wurzeln vom Boden auf, welche Gerd aufgegraben hatte.

„Ich weiß es selbst nicht," erwiderte Gerd; „gegen Tag wurden plötzlich die Schafe da unruhig und liefen hin und her und ließen sich auch durch die Hunde nicht hereinbringen. Wir sahen sie scharren und schnuppern und dann Etwas aus dem Staub herauswühlen, das sie verzehrten. Dies bemerkten die Kühe, und es währte nicht lange, so war die ganze Heerde in Bewegung, und als wir herzukamen, sahen wir, daß sie diese Nußfrüchtchen aus dem Staube heraussuchten und weiterhin auch diese Wurzeln herausscharrten. Anfangs wollt' ich ihnen wehren, aber Kleinknaep sagte mir, ich solle sie nur gewähren lassen; sie seien ein gutes, gesundes Futter. Und als ich sah, wie der Boden hier beinahe förmlich davon durchzogen ist, sprang ich nach einem Spaten und half den armen Thieren zu einigem Frühstück."

„Da wollen wir Dir helfen!" sagte der Boer, nahm die Hacke und legte sogleich selbst mit Hand an.

„Behaltet die kleinen Wurzeln nur für Euch, Baas," sagte Kleinknaep. „In der Asche gebraten schmecken sie sehr gut."

In kurzer Zeit war ein langer Streifen Boden umgewühlt und eine große Menge Wurzeln heraus geschafft. Jan meinte, wenn man schnell ein Paar Stiere an den Pflug spannte, so könnte man noch mehr herauspflügen, was zwar der Boer nicht glauben wollte. Als aber die Wurzeln spärlicher wurden, überließ man es den Thieren, sie vollends auszuwühlen, und kehrte zum Wagen zurück, wo Mutter Martha eben erwacht war und nun sich über die Kunde freute, welche der Baas ihr brachte.

„Welch eine willkommene rechtzeitige Hilfe in der Noth!" sagte Frau Doorn mit dankbarer Rührung. „Das ist doch mehr als ein bloßer Zufall, daß wir gerade hier lagern mußten, wo diese Gewächse vorkommen."

„Das ist ein wahres Wunder, nicht wahr, Mama?“ fragte Pieter.

„Nein, ein Wunder ist es nicht, lieber Bruder,“ erwiderte Jan. „Es geht Alles mit sehr natürlichen Dingen zu, und nur der Instinkt und die Sinnesschärfe unserer Hausthiere sind das Wunder, welches wir mit demüthigem Danke und inniger Ehrfurcht gegen Gott erkennen müssen. Ich bin überzeugt, daß diese Pflanze an allen tieferen und feuchteren Stellen der Ebenen häufig vorkommt. Weil aber die Springböcke die Blätter davon abgefressen und zertreten hatten, mögen unsere ermatteten und von Staub halb erstickten Thiere sie gestern Abend nicht mehr entdeckt haben. Heute früh aber, so erkläre wenigstens ich mir die Sache, hat der Hunger den Witz und die Sinne unserer Thiere geschärft, und es genügte vielleicht, daß eines der Schafe bei dem Suchen nach den Samen den Boden etwas aufkratzte und eine der Wurzeln bloßlegte oder gar abbiß, um sogleich auch die Pferde und Rinder auf diese willkommene Kost aufmerksam zu machen.“

„Das klingt in der That wahrscheinlich,“ sagte Gerd; „als ich die ersten Früchtchen oder Samen davon aufhob, glaubte ich anfangs wirklich, es seien von jenen Erdpistazien, die Mama früher im Gärtchen auf Soetwater-Plaats anbaute.“

„Sie sind auch den Erdpistazien nahe verwandt, und die Pflanze der Tama gehört, wie die Arachis hypogaea, deren Samen wir Erdpistazien nennen, zu der natürlichen Familie der Cäsalpinieen, von denen noch mehrere solche große ölige Samen hervorbringen!“ sagte Jan.

„Ei seht doch, unser Naturforscher und Bücherwurm hat schon die Erklärung parat,“ sagte Frau Martha lachend. „Je nun, allen Respekt vor Deiner Gelehrsamkeit, mein lieber Jan; aber kannst Du mir nun auch erklären, warum diese Pflanzen gerade hier in solcher Menge vorkommen?“

„Nichts leichter als dies," versetzte Jan lächelnd. „Ueberall wo ein Same in den Boden fällt und lockere Erde, Feuchtigkeit und Wärme findet, da keimt er, bildet eine solche Wurzel, und diese trägt, weil sie mehrjährig ist, wieder Samen, die, wenn sie nicht von Vögeln, Springmäusen und anderen Thieren verzehrt werden, abermals neue Pflanzen erzeugen. Daher mag es kommen, daß man auf dem kleinen Raume dieser Bodensenkung einige Karrenladungen von diesen Wurzeln herausgraben kann."

„Das klingt fürwahr ganz glaublich und wahrscheinlich," erwiderte Frau Doorn.

„Es ist auch die reine Wahrheit und derselbe Grund, warum wir die Gräser und andere niedere Gewächse rasenbildend auftreten sehen," meinte Jan. „Aber nun möcht' ich einen anderen Vorschlag machen: laßt uns das Frühstück beschleunigen und dann so bald wie möglich aufbrechen! Unsere Tagereise droht lang und mühsam zu werden."

Der Baas war damit einverstanden und hatte seine Anordnungen zur Fortsetzung der Reise bald getroffen, und nachdem das frugale Frühstück eingenommen war, bei welchem die in der heißen Asche gebratenen Tamawurzeln eine gar nicht zu verachtende Beikost lieferten, wurde aufgebrochen. Kleinknaep schwang seine lange Peitsche über seinen Ochsengespannen, und bald hatten diese den Wagen aus der Thalsenkung hinausgezogen und auf die Hochebene gebracht, welche sich gegen Nordost hinzog.

6. Jan erlegt den ersten Löwen.

Unsere kleine Karawane war noch keine Stunde unterwegs, so befand sie sich mitten in einer steinigen sandigen wasserlosen Wüste, die sich unabsehbar gegen Norden und Osten hinzog. Hier waren

die Spuren von dem Zug der Springböcke bald verschwunden, und es war nicht zu verkennen, daß nur der Mangel an Wasser diese Oede und Abwesenheit des Pflanzenwuchses hervorgerufen hatte. Mit Unbehagen und nicht ohne ernste Besorgniß blickte Baas Doorn nach allen Seiten um und entdeckte doch Nichts als nackten Felsboden ohne eine noch so dünne Decke von Gras oder Flechten. Je weiter man gegen Nordosten vordrang, desto kahler und steiniger war der Boden, desto öder und wilder die Gegend. In der Ferne erschienen einige undeutliche Linien von Höhenzügen, deren Entfernung aber sehr schwer anzugeben war, weil die von dem Rückprall der Sonnenstrahlen auf dem harten rothen Gestein erhitzte Luft förmlich zu zittern schien und keine genaue Schätzung zuließ.

Kein Vogel, kein Insekt belebte diese Einöde; nirgends verrieth ein in der Ferne aufwirbelndes Staubwölkchen die Nähe eines lebendigen rührigen Wesens. Es war eine harte Tagereise von unausstehlicher Länge, und die beiden jungen Boers sammt den Knechten hatten alle Mühe, die Heerde vorwärts zu bringen. Vergebens ritt Baas Doorn jede leichte Erhebung des Bodens hinan und sah mit dem Fernrohr weithin, — aber nirgends verrieth ein dunklerer Farbenton in der gleichmäßig rothgelben Färbung der Landschaft eine Spur von Gras- oder Baumwuchs.

Der Abend war nahe und die Zugstiere beinahe nicht mehr vom Platz zu bringen, als Baas Doorn, der vorangeritten war, sein Horn ertönen ließ und die Anderen zu sich heranwinkte. Und in der That hatten unsere Wanderer kaum diese Richtung, welche von ihrem seither verfolgten Kurs etwas ablenkte, eingeschlagen, so schien auf einmal ein eigenthümlicher Muth die Zugthiere wie die Reitpferde und das übrige Hausvieh neu zu beleben. Die Rinder blökten und schnoberten in den leichten Wind, die Pferde wieherten, und die Hunde trabten trotz ihrer Ermüdung rüstig nach der Richtung hin, wo sie die wohlbekannten langgedehnten Hornstöße ihres

Herrn gehört hatten. Alle wandten sich einem Ziele zu, und das Treiben der Heerde hatte nun keine Schwierigkeiten mehr, so daß Gerd sein abgetriebenes Pferd anspornte und dem Zuge weit vorausſprengte nach seinem Vater hin.

„Glück auf! Wasser — Wasser!“ rief er durch die hohlen Hände zurück, und dem Schiffbrüchigen kann der Ruf: „Land! Land!“ nicht lieblicher klingen, als diese Nachricht den Anderen klang. Selbst die Thiere schienen den Ruf zu verstehen und drängten ungeduldiger vorwärts, und als Jan und der Wagen zur Stelle kamen, hatten Baas Doorn und Gerd bereits ihren Durst gestillt und brachten ein langes Trinkhorn voll des köstlichen Nasses zum Wagen zurück.

Jan stand ganz verwundert still ob dem Schauspiel, welches hier seinen Blicken begegnete. Mitten in der steinigen Hochebene eröffnete sich hier eine enge steile Schlucht, etwa eine halbe Wegstunde lang und einige hundert Schritte breit, an deren Sohle ein frischer Bach unter Bäumen und Sträuchern hinlief und dem verwitterten Gestein einen reichen Pflanzenwuchs entlockt hatte. Die Rinder blökten und schnoberten gierig über die steilen Wände hinunter, an welchen Gerd und sein Vater nur mit Mühe und Gefahr hinunter geklettert waren, aber die Ziegen und Schafe wagten sogleich das Hinabsteigen und drängten dem Futter und der Tränke entgegen. Nachdem die Pferde und Rinder eine Weile rathlos am Rande der Schlucht, deren Sohle etwa zweihundert Fuß unter der Oberfläche der Ebene liegen mochte, hingeirrt waren, schlugen einige der ältesten Thiere plötzlich eine westliche Richtung ein und jagten mit hochgeschwungenem Schweife und die Nüstern am Boden davon, den Rand der Schlucht entlang.

„Zu Pferde, Gerd! ihnen nach,“ rief der junge Boer. „Sie drängen sich nach dem Ausgang der Schlucht, wo sie in dieselbe hinabsteigen können. Laß sie nicht aus den Augen, denn ich fürchte, es stecken

einige Raubthiere in diesem kleinen Busche.“ Dabei schwang er sich selber wieder in den Sattel seines ungeduldigen Pferdes, ließ den Ladestock in den Lauf seiner Büchse fallen, um zu sehen, ob die Kugel noch gut auf der Ladung sitze, und folgte Gerd, so rasch er konnte, während Jan neben dem Wagen herritt und sein Auge noch immer nicht von den braungrünen saftigen Bäumen und Büschen fiederblätteriger Leguminosen losmachen konnte, welche drunten auf dem Boden der Schlucht grünten. Plötzlich aber sprang er vom Pferde, eilte zum Wagen und ergriff eine der schweren Kugelbüchsen von grobem Kaliber, welche geladen an den inneren Wänden der Plaue hingen, eilte damit zum Rande der Schlucht, wo er behutsam sich auf den Bauch legte und über den Rand der Schlucht mit dem langen Gewehr hinunter zielte.

Eine halbe Minute später knallte der Schuß und weckte die Echos der einsamen Schlucht und ihrer Seitengänge. Kleinknaep erhob ein wildes Freudengeschrei, das aber sogleich von einem zornigen Knurren und Brüllen übertönt wurde.

„Was giebt es, Kleinknaep?“ rief Frau Martha verwundert.

„Ein Löwe! ein Löwe!“ rief der Knecht. „Jan hat geschossen! prächtig geschossen! er ist buglahm und geht zu Holze!“

Jan hatte mittlerweile eine Kugel in beide Läufe seiner Doppelflinte gesetzt und sich noch einmal schußfertig gemacht, während die beiden Betschuanenknechte große Steine und Rollstücke in die Schlucht hinunter warfen, und die Ziegen und Schafe erschrocken wieder an den steilen Wänden der Schlucht heraufgeklettert kamen.

„Jan, mein Sohn! wie vermessen, so allein auf einen Löwen zu schießen!“ rief Frau Doorn; „rufe doch erst Vater und Gerd herbei!“

„Es wäre wohl zum Schießen zu spät gewesen, wenn ich so lange hätte warten wollen,“ versetzte Jan; „der Löwe hatte eine unserer schönsten Ziegen niedergerissen und schon halb zerfleischt, als

mich die Flucht der übrigen darauf aufmerksam machte, und ein zufälliger Blick zwischen die Büsche hinein mich den Räuber erkennen ließ. — Aber es hat keine Gefahr mit ihm. Hörst Du sein Brüllen? Er würde nicht so sehr schreien, noch sich zur Furcht gewandt haben, wenn er nicht gut getroffen wäre! — Da! da!" und wieder nach dem Rand der Schlucht springend, zog er das Gewehr abermals an die Wange, stemmte beide Füße fest an den Boden und zielte bedächtig. Paff! paff! knallten beiden Schüsse, — ein wildes Schnauben und Gebrüll, dann ein Schnarchen und Röcheln aus dem Grunde der Schlucht und ein lautes Triumphgeschrei Jan's.

„Jetzt hat er den Garaus!" rief Geelhoofd mit schallendem Lachen. „Die letzte Kugel hat ihn hart hinter dem Ohre getroffen! Hurrah!"

„Rasch vorwärts!" rief Jan, schon wieder im Sattel und sein Gewehr wieder ladend; „wer weiß, ob nicht noch mehr Löwen da unten stecken, wie der Baas vermuthete, und dann hervorbrechen werden!"

„Mit dem Hervorbrechen hat es keine Gefahr," sagte Kleinknaep, der sich auf seinem Kutscherſitze ganz toll geberdete. „Alter Buschmann kennt die Löwen. Sie werden davonschleichen wie Erdwölfe, wenn sie Löwenblut riechen. Löwen sind feig bei Tage, elende Katzenthiere — nur bei Nacht frech und kühn, wenn Mensch sie nicht sieht."

„Löwen fürchten das Schießpulver," bestätigte Bruinneus. „Die Brüder von dem Erschossenen werden wegschleichen durch das Gebüsch. Sie riechen das Pulver."

„Geelhoofd ist sehr lüstern nach Löwenfleisch," sagte der andere Betschuanenknecht. „Die Löwentatze schmeckt sehr gut, ist weiß wie Schweinefleisch und zart wie die Hand eines weißen Mädchens."

Und wie vom Appetit nach dem Löwenfleisch getrieben, ritten die Knechte vorwärts ohne alle Furcht vor einem Angriff durch Löwen.

Der Boden senkte sich ziemlich stark nach dem westlichen Ende der Schlucht hin, und als Jan und die Knechte mit dem Wagen dorthin kamen, fanden sie, daß die Schlucht hier beinahe eben mit dem übrigen Boden auslief, und der kleine Bach in einer trichterförmigen tiefen Bodensenkung verschwand. Oberhalb derselben, da wo das Bett des Bächleins sich ziemlich erbreiterte, standen schon Pferde und Rinder, Esel, Ziegen und Schafe, schlürften das klare Wasser oder weideten das Gras, das Laub der Büsche und Bäume und die mancherlei niedrigen kleinen Pflanzen mit dem vielfach zertheilten Laube ab. Baas Doorn aber und Gerd standen mit schußfertigen Büchsen auf einem hohen Felsblock und wachten über die Sicherheit des Viehs.

Im Nu hatten die Knechte auch ihre Zugochsen ausgespannt und ihren Pferden die Zäume abgestreift, und auch diese eilten der willkommenen Weide entgegen, wie ihre Herren dem murmelnden Bächlein. Alle waren wie neu belebt, und es bedurfte keiner langen Weisungen an die Knechte, um hier die Vorbereitungen zum Uebernachten zu treffen. Einige Ruthen breit jungen Buschholzes und Bäume wurden rasch gefällt und ihrer Aeste und Zweige beraubt; dann trieb man die Pfähle schräg in den Boden und bildete daraus eine kleine Umhegung, eben groß genug, daß die Pferde, Rinder und Esel sich darin behaglich ausstrecken konnten. Ein kleinerer Raum ward in ähnlicher Weise für die Schafe und Ziegen abgesteckt. Nicht als ob diese rasch errichteten Umzäunungen fest genug gewesen wären, um dem Andrange so großer Thiere zu widerstehen; — keineswegs; aber selbst diese dünnen Stangen und Pfähle genügten, um dem halbwilden Vieh ein Gefühl von Sicherheit und einen Instinkt der Nothwendigkeit des Beisammenbleibens zu geben. Die drei Knechte wetteiferten heute mit den beiden jungen Boers an Eifer im Aufschlagen des Kraals, denn Baas Doorn hatte, nachdem er die Erlegung des Löwen erfahren, seinen Knechten ange-

kündigt, sie dürften nicht eher die Leiche des Löwen herein holen, als bis die Kraals fertig seien.

Dies war endlich geschehen, und das Vieh stand noch ruhig auf der Weide; da mahnte die Nähe der Dämmerung an das Hereinholen des Wildes. Gerd und Jan begleiteten Geelhoofd und Bruinneus, denn diese hatten sogar noch vor dem todten Löwen einen gewaltigen Respekt. Sie hatten eines der Pferde mitgenommen und mehrere der Hunde, und nachdem sie etwa eine Viertelstunde lang den Krümmungen des Bächleins gefolgt und durch das Gebüsch gedrungen waren, gelangten sie an den Fuß der Schutthalde, wo der Löwe die Ziege niedergerissen hatte, und fanden das Thier zum größten Theil noch vor. Der Löwe hatte die Ziege durch einen Biß in die Kehle getödtet und dieselbe dann vom Euter herauf nach den Lenden verzehrt. Die Keulen und der Rücken waren noch unversehrt und wurden sogleich auf das Pferd geladen. Das Heulen und Bellen der Hunde verrieth den jungen Boers bald den Ort, wo der erlegte Löwe verendet hatte. Er lag unter einem dichten Busch des stacheligen Haakedorn, der Acacia detinens der Botaniker, und erwies sich der dürftigen Mähne nach als ein noch nicht ausgewachsener, etwa vierjähriger männlicher Löwe. Jan's erste Kugel hatte ihm den Armknochen des linken Vorderlaufs zerschmettert, die zweite war hinter dem Schulterblatt, die dritte, wie der Betschuane mit seinem scharfen Auge bemerkt, hinter dem linken Ohr in die Halswirbel gedrungen und hatte durch Verletzung des Rückenmarks seinen Tod herbeigeführt. So schnell auf diese Weise der Tod das Thier auch erreicht haben mochte, so war sein Todeskampf doch nicht leicht gewesen, denn rings umher war der Rasen von den Tatzen des Löwen noch tief aufgewühlt. Aber erst als Jan und Gerd das Thier am Schweif aus dem Busch herausgezogen hatten, waren Geelhoofd und Bruinneus zu bewegen, an dasselbe Hand anzulegen; sie zogen ihm die Haut ab, trennten einige der

leckersten Stücke los und packten sie auf das Pferd, das sogar beim Anblick und Geruch des todten Löwen unruhig ward, zitternd die Haare sträubte und zusammenschauerte.

Die sinkende Dämmerung trieb zur Heimkehr. Nachdem man das Vieh von der Weide herein und in die Kraals getrieben, machten die Knechte neben den Kraals die großen Feuer auf, um die Löwen zu vertreiben, welche sich etwa noch in der Nähe befinden und unter dem Schutze der Nacht einen Ueberfall wagen könnten. Baas Doorn wußte sehr gut, daß die Löwen in der Wildniß selten allein sind, sondern gewöhnlich familienweise zusammen leben und jagen. Es war daher die größte Vorsicht geboten.

Nachdem das Abendbrod verzehrt war, dessen Hauptbestandtheil der Ziegenbraten geliefert hatte, spannten Jan und Gerd die Haut des Löwen mittelst hölzerner Pflöcke auf dem Boden aus, denn Jan wollte sich nicht von seiner Jagdtrophäe trennen. Es war der erste Löwe, den er erlegt hatte, und ein Meisterschuß, der mancher Ziege und vielleicht auch mehreren Rindern und Pferden das Leben gerettet hatte, denn der Löwe mordet nicht nur aus Bedürfniß, um sich Aesung zu verschaffen, sondern gelegentlich auch aus Mordlust und Blutdurst, und nur die Behendigkeit, mit welcher Jan diesem hier das Handwerk gelegt, hatte vielleicht seine Gefährten eingeschüchtert und die Heerde des Boers vor größerer Einbuße bewahrt.

Natürlich drehte sich das Gespräch am Lagerfeuer diesen Abend vorzugsweise nur um den Löwen und seine Lebensweise. Baas Doorn hatte schon viele Begegnungen mit Löwen gehabt und manchem derselben den Garaus gemacht, und es befremdete seine Söhne einigermaßen, daß ihr Vater mit solcher Geringschätzung von dem „Könige der Thiere“ sprach, und daß des Boers Ansichten die geringschätzige Aeußerung der drei Knechte über den Muth der Löwen bestätigten.

„Ich habe immer geglaubt und gelesen, der Löwe sei wirklich sozusagen ein ritterliches Thier, lieber Vater!" sagte Jan. „Alle Naturgeschichten schildern seine Unerschrockenheit, seine Großmuth und Ausdauer, und ich fühlte darum heute ein außerordentliches Herzklopfen, als meine erste Kugel, welche den ruhig fressenden Löwen in's Herz treffen sollte, nur seinen Vorderlauf zerschmetterte und ihn lähmte. Ich erwartete nichts Geringeres, als von dem verwundeten Thiere wüthend angegriffen zu werden."

„Ich weiß, daß eine Menge Märchen über dieses Thier im Umlauf sind, meist erfunden von Solchen, die dieses nur in Menagerieen gesehen haben und es mehr mit Hilfe ihrer Phantasie als auf Grund genauer Beobachtung schilderten," sagte der Baas. „Ich vermesse mich nicht, ein großer Naturforscher zu sein, aber ich habe lange genug unter den Boers und den verschiedenen einheimischen Stämmen gelebt, um den südafrikanischen Löwen zu kennen. Ich kann Euch nur sagen, daß die Boers sich nicht allzu viel aus einem Zusammentreffen mit dem Löwen machen, vorausgesetzt, daß sie mit Schießgewehr bewaffnet und gut beritten sind. Ich maße mir auch nicht an, über den Löwen der Berberei, welcher der größte der vier afrikanischen Spielarten des Löwen sein soll, noch über den Löwen vom Senegal zu urtheilen, die ich beide nicht aus persönlicher Anschauung kenne. Allein da auch diese nur Varietäten einer und derselben Art sind, so dürften sie meines Erachtens von den beiden hier zu Lande heimischen, dem gelben und dem schwarzmähnigen Kaplöwen, nicht sehr bedeutsam abweichen und namentlich weder wilder noch von edlerem Charakter sein. Mir ist wenigstens sehr wahrscheinlich, daß unsere südafrikanischen Löwen die größten und wildesten von allen Spielarten sind, was insbesondere von unserm Kaplöwen gilt.

„Unser südafrikanischer Löwe lebt nicht im Walde, sondern vorzugsweise in der Wüste, auf den unabsehbaren offenen baumlosen

Ebenen des innern Afrika. Seine Hautfarbe zeigt dies schon deutlich an, denn sie unterscheidet sich so wenig von dem gelbgrauen Farbenton des Bodens und namentlich des dürren Rieds und Grases, worin er tief versteckt liegt, um auf Beute zu lauern, daß er auf den ersten Blick kaum von der Umgebung zu unterscheiden ist, wenn er, an den Boden geduckt, sein Wild beschleicht. Allein die Natur hat ihm auch noch eine andere Gabe versagt, welche sie allen anderen waldbewohnenden Katzenthieren verliehen hat, die Gabe des Kletterns nämlich, welche der Tiger, der Panther, der Jaguar und Leopard besitzen, welche vorzugsweise Waldthiere sind. Der Löwe treibt sich am meisten in den niedrigen Büschen und dem Unterholz herum, welche die Eintönigkeit unserer Ebenen unterbrechen, und hält sich am liebsten nicht allzu weit vom Wasser auf, wo er die zur Tränke gehenden großen Wiederkäuer, die zahlreichen Antilopenarten und die verschiedenen Spielarten des zahmen und wilden Rindviehs, am leichtesten beschleichen kann.

„Der Löwe ist nur ausschließlich Fleischfresser und tödtet am liebsten selbst die Thiere, welche er verzehrt, und von denen er meist nur die weicheren fleischigen Thiere auffrißt. Im Hunger aber frißt er auch Aas und jagt selbst kleineren Raubthieren, den Hyänen, Schakalen und Leoparden, ihre Beute ab. Er ist weder ein behender noch ausdauernder Läufer, und die meisten Wiederkäuer sind ihm an Schnelligkeit und Ausdauer überlegen. Es fällt ihm daher auch gar nicht ein, seine Beute zu jagen, wie ein Leopard, sondern er belauert oder beschleicht seine Beute, wirft sie mit einem gewaltigen Ansprung nieder und tödtet sie durch Zerreißen oder Abbeißen der Halspulsadern oder durch Ausrenken der Rückenwirbelsäule, welche einen augenblicklichen Tod oder eine plötzliche Lähmung des überfallenen Thieres zur Folge haben.

„Der Körperbau des Löwen befähigt ihn ganz besonders zu dieser Weise des Angriffs. Dicht an den Boden gekauert, lauert er am

Wasser oder an anderen „Wechseln" wilder Thiere auf diese und beschleicht die arglos nahenden, bis er sie mit einem gewaltigen, überraschend weiten Sprunge erreichen kann. Ein Sprung von zehn bis zwölf Schritten ist nichts Außerordentliches und er richtet seinen Sprung meist nach dem Widerrist oder der Kruppe eines Thieres, so daß es unter dem Gewicht des Räubers zusammenbricht und wehrlos wird. Ueberdem ersieht er sich meist nur jüngere Thiere zur Beute, und es ist überaus selten, daß er z. B. sich an einen ausgewachsenen kräftigen Büffel oder einen Stier wagt, der stark genug wäre, ihn abzuschütteln, und muthig genug, um ihn mit seinen Hörnern anzugreifen.

„Auf Mangel an Muth und Ausdauer deutet es, daß der Löwe, wenn es ihm mißglückt, seine Beute auf den ersten Sprung zu erreichen, nur selten einen zweiten und höchst selten gar einen dritten Sprung wagt, sondern gewöhnlich im Falle des Mißlingens jede Verfolgung aufgiebt und sich eine andere Beute sucht. Gewöhnlich lebt der Löwe nicht in Heerden, sondern höchstens familienweise. In Gegenden jedoch, wo er seine Nahrung namentlich unter größeren Thieren suchen muß, unter dem Nashorn, den jungen Elephanten, dem Flußpferd, der Giraffe und den großen Antilopenarten, jagt der Löwe in Rudeln oder Packen und überfällt jedes Thier von überlegener Körperkraft nur in überlegener Zahl. Der wilde Büffel und das Nashorn gehen aber zuweilen selbst aus dem Kampfe mit mehreren Löwen siegreich hervor und bleiben Herren des Platzes.

„Der Löwe ist, wie aus dem Gesagten hervorgeht, sehr träge. Ist er satt, so versteckt er sich den Tag über in's Ried oder Unterholz, und erst nach Einbruch der Nacht zieht er an die Tränke und auf den Raub aus. Hat er irgendwo einen „Wechsel" von Thieren ausgemacht, denen er überlegen ist, so hält er seinen Standort so lange, als er irgend noch Beute findet. Fällt er in eine Heerde, so trägt er nur bei großem Hunger oder bei nahender Gefahr sein erstes

gefälltes Opfer von dannen und verzehrt es außer dem Bereich der Verfolgung. Hat er aber Muße und glaubt sich vor Verfolgungen sicher, so würgt er erst mehrere Stücke und ersieht sich das jüngste oder feisteste. Daher folgt ihm der Schakal immer in Rudeln nach und nährt sich von den Ueberresten, welche der gesättigte Löwe liegen läßt. Der Löwe beginnt die geworfene Beute gewöhnlich von den Weichen aus zu verzehren, indem er ihr den Bauch aufreißt, das „Gescheide" herauszerrt und gewöhnlich das Herz, die Lunge und Leber zuerst verzehrt. Hierauf reißt er den Lummel oder Schlachtbraten heraus, d. h. das an der Innenseite des Rückgrats wachsende zarte dichte Muskelfleisch, und dann erst verzehrt er den Hals, die Brust, die Rückenstücke und die Keulen. Kopf und „Läufe" seiner Beute überläßt er gewöhnlich seinem Gefolge von Schakalen oder Hyänen oder den zahlreichen Geiern.

„Allein so lecker ist der Löwe nur in Zeiten seiner vollen Kraft. Er ist ungefähr mit fünf oder sechs Jahren ausgewachsen und hat dann seine volle Mähne. Welches Alter er erreichen kann, darüber weiß ich nichts Gewisses. Doch habe ich gesehen, daß die alten Löwen sehr hilflos werden. Wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, was sich an der schwarzen Färbung der Spitzen ihrer Mähnen erkennen läßt, so beginnen ihnen die Zähne auszufallen, und sie werden dann auch etwas lahm. Da können sie natürlich nicht mehr viel Wild werfen, werden in Folge der schlechten Nahrung räudig und schwach und fangen an sich von Mäusen zu nähren oder werden gezwungen, sich in die Nähe der Dörfer zu wagen und den Ziegen aufzulauern. Bei dieser Gelegenheit überfallen sie dann gelegentlich auch Weiber und Kinder, jedoch vorzugsweise von den stark ausdünstenden Farbigen, und dies wiederholt sich, da sich der Löwe nicht anders helfen kann. Hieraus hat sich denn die falsche Vorstellung entwickelt, daß ein Löwe, welcher einmal Menschenfleisch gekostet habe, es jedem anderen Fleisch vorziehe. Der Löwe, welcher

seine natürliche Scheu vor dem Menschen so weit überwunden hat, daß er Menschen anfällt und in die Nähe von deren Wohnsitzen kommt, ist immer ein alter, halb entkräfteter und mit Unrecht so sehr gefürchtet. Lebt er fern von menschlichen Wohnstätten, oder ist er durch das Feuergewehr der Menschen eingeschüchtert, so legt er sich, wenn Alter und Krankheit ihn ereilen, auf den Fang der Mäuse und anderer kleinen Nagethiere, welche beinahe allenthalben häufig sind, und frißt sogar Gras. Finden die Betschuanen Gras in den Excrementen des Löwen oder sonstige unverdaute Pflanzenstoffe, so so verfolgen sie seine Fährte mit der Gewißheit, ihn halb verhungert als leichte Beute unter einem Baum zu finden, und erschlagen ihn ohne große Gefahr.

„Im Allgemeinen hat der Löwe wie die übrigen großen Fleischfresser Grauen vor dem Menschen, zumal vor dem mit Schießgewehr bewaffneten, und die Fälle sind äußerst selten, wo ein kräftiger erwachsener Mann zu Fuß und ungereizt von einem Löwen angefallen worden wäre. Häufiger sind die Fälle, wo Löwen aus einem Hinterhalte einen Berittenen anfallen. Gefährlich ist der Löwe nur in der Zeit der Paarung oder Brunft, wo er so Mensch wie Thiere anfällt. Wenn außerdem ein Löwe unversehens einem Menschen am Tage begegnet, so „verhofft" er gewöhnlich, d. h. er bleibt einige Sekunden gaffend stille stehen, kehrt sich dann langsam um und entfernt sich ebenso langsam ungefähr zwölf Schritte, wobei er sich immer nach hinten umsieht; alsdann setzt er sich in Trab, und wenn er sich außer Gefahr glaubt, sprengt er davon wie ein Windhund. Wenn man sie bei Tage oder selbst in mondhellen Nächten ruhig gehen läßt, so fallen sie selten den Menschen an. Aber selbst verwundet kehren sie sich nicht immer gegen den Feind, sondern suchen eher die Flucht; sind sie geneigt, Stand zu halten, ohne von Hunden verbellt oder von Jägern eingekreist zu sein, so ist dies ein sicherer Beweis, daß sie schon gefährlich verwundet oder zur Flucht unfähig sind.

In mondhellen Nächten überfallen sie sogar nur selten die Zugstiere eines Lagers; in finsteren, regnerischen dagegen kam es schon vor, daß sie einen erwachsenen Farbigen vom Feuer hinweg holten und selbst durch Schüsse nicht vertrieben werden konnten.

„Von dem Adel oder der Majestät des Löwen hab' ich mich nie überzeugen können, so oft ich auch diesen Thieren begegnete. Ich sah in ihnen eben Nichts, als ein wildes Thier mit tückisch funkelnden Augen, etwas größer als der größte Hund, mit einer Physiognomie und einem Benehmen, die mich mehr an eine Hundenatur, als an einen „König der Thiere" erinnerten. Dagegen bin ich über die außerordentliche Körperstärke und Muskelkraft dieses Thieres durchaus nicht in Zweifel, und wenn ich auch nicht glauben kann, daß ein Löwe wirklich eine Färse oder ein Pferd im Rachen frei forttrage, so habe ich doch schon gesehen, wie Löwen mit einer Färse im Rachen, deren Körper sie am Boden nachschleiften, in solch raschem Trott davoneilten, daß sie nicht mit einem trabenden Pferde einzuholen waren. Auf größere Thiere springen sie selten, sondern fallen sie mit den Tatzen an und suchen sie niederzureißen.

„Hat sich der Löwe recht vollgefressen, so verfällt er in einen tiefen Schlaf, worin er leicht zu beschleichen und zu erlegen ist. Von Hunden gejagt, verläßt er gewöhnlich seinen Versteck, ohne die Hunde anzufallen; von ihnen umstellt, besinnt er sich eine Weile, als ob er die Möglichkeit der Flucht erwäge, und der Schütze hat dann Zeit genug, ihm eine Kugel zuzusenden. Je reicher eine Gegend an Wild, desto zahlreicher sind auch die Löwen daselbst. Allein wer nicht gerade eigens auf die Jagd der Löwen ausgeht, der befindet sich nur selten in Gefahr durch dieselben."

Jan's Selbstgefühl über die Erlegung seines Löwen ward hierdurch sehr herunter gestimmt, aber er freute sich doch, durch diese Mittheilungen über manche irrige Ansicht belehrt worden zu sein, welche er seither über den Charakter und die Lebensweise des

Löwen gehegt hatte. Der Baas bestimmte nun die Ordnung der Nachtwachen und legte sich schlafen, während Gerd mit den beiden Betschuanenknechten die erste Wache bezog.

7. Der Anstand auf den Strauß.

Um Mitternacht weckte Gerd seinen Bruder Jan und den alten Kleinknaep, die nun den Wachtdienst am Feuer antraten. Die Unterhaltung über die Löwen hatte noch Jan's Träume erfüllt, und kaum sah er sich dem Betschuanen am Feuer gegenüber, so mußte ihm dieser, welcher drüben im Süden der Kalahari-Wüste beinahe unter den Löwen aufgewachsen war, von seinen Löwenjagden und sonstigen eigenen Erlebnissen mit Löwen erzählen.

So suchten sie sich die träge schleichenden Stunden der Nacht hinweg zu täuschen und zu verkürzen, und der Tag mochte schon nicht mehr ferne sein. Kleinknaep erzählte soeben, wie er einmal auf einem Jagdzuge mit wenigen Gefährten bei Nacht im „Busch" von einem jener furchtbaren Gewitter ereilt worden sei, welche kaum in irgend einem Theil der Erde so schaurig sein können, als im Innern von Südafrika. Er schilderte mit der anschaulichen Lebendigkeit des Naturmenschen alle Schauer und Schrecken dieser pechfinsteren Gewitternacht mit dem strömenden Regen, welcher alle Gewehre unbrauchbar macht, mit dem entsetzlich dröhnenden Donner, den wild zuckenden Blitzen, die das ganze Firmament durchfurchten; er erzählte, wie der Platzregen ihr Feuer verlöscht hatte, und wie sie in ihre Karosse gehüllt auf dem durchweichten Erdboden gelegen und plötzlich durch das schaurige Brüllen einiger Löwen in ihrer nächsten Nachbarschaft erschreckt worden seien. . . .

Gerade ertönte aus geringer Entfernung vom Feuer, jedoch von der Wüste her, ein anhaltender dröhnender Schrei, dem Brüllen des

Löwen nicht unähnlich. Zusammenschreckend sprang Jan auf und griff nach dem Gewehr, das neben ihm lag.

„Ein Löwe!" rief er; „hörst Du, Kleinknaep?"

Dieser blieb ruhig sitzen und schüttelte lächelnd den Kopf. „Kein Löwe," sagte er; „es klingt beinahe so, aber es ist nicht das Gebrüll eines Löwen, sondern so schreit der Strauß."

„Der Strauß? Nicht möglich!"

„Der Strauß ist es — alter Buschmann weiß es gewiß. Junger Baas soll den Strauß schießen können, wenn Baas Doorn erlaubt, daß wir voraus reiten. Kleinknaep kennt die Stimme des Straußes gut."

Der Ruf erscholl noch einige Male, bald näher, bald ferner, und Jan begann nachgerade dem Buschmann Glauben zu schenken, denn der Ton war, wenn auch so laut wie das Gebrüll des Löwen, doch nicht so heiser noch so tief.

Mit Ungeduld erwartete Jan den Tagesanbruch. So lange er auch hier in der Wildniß gelebt, hatte er noch keinen Strauß gesehen, und es verlangte ihn sehr, diesen großen Vogel einmal selber zu beobachten. Sobald der Boer und Gerd munter waren, trug Jan dem Vater seinen Wunsch vor, nach dem Strauß auszureiten. Baas Doorn bedachte sich eine Weile, dann sagte er: „Meinethalben mögt Ihr Jungen reiten, nur stelle ich Euch die Bedingung, daß Ihr nach jenem Kamme von Felsenhügeln hinreitet, welcher dort drüben aus der Wüste ragt. Ich möchte wissen, ob ein fahrbarer Paß über jene Höhen hinweg führt, und wie weit sich jenseits derselben die Wüste noch erstreckt, bevor ich von hier aufbreche und die Heerde den Gefahren des Verschmachtens preisgebe."

„Ei, damit hat es noch keine Gefahr, lieber Vater," meinte Gerd. „Mich dünkt, ein Marsch von einigen Tagen ohne Wasser kann die Thiere noch nicht aufreiben. Sind sie ja doch früher bisweilen in dürren Sommern drei und vier Tage hintereinander ohne Tränke auf der Weide gewesen."

„Das verstehst Du nicht ganz, mein lieber Junge," erwiderte der Boer. „Das war Weidevieh, abgehärtet durch das lange Leben im Freien. Dieses hier aber ist Hausvieh, sorgfältig verpflegt und gut genährt, das just von seiner guten Weide und dem ergiebigen Brunnen der Heimath kommt. Diesem weichlichen Vieh dürfen wir nicht viel zumuthen, wenn es nicht Gefahr laufen soll, den ungewohnten Entbehrungen zu erliegen, zumal wenn dieser öde steinige, an Pflanzenwuchs so arme Landstrich eine größere Ausdehnung haben sollte. Daher will ich lieber heute noch hier liegen und Euch auf Kundschaft voranschicken, um nicht auf's Ungewisse hin in's Land hineinzuziehen."

Diese Gründe leuchteten nun auch Gerd ein, und nachdem er sich die väterliche Erlaubniß erbeten hatte, seinen Bruder begleiten zu dürfen, fütterten die jungen Leute ihre Pferde noch und trafen dann Vorkehrungen zum Ausritt auf ihre Jagd- und Spähe-Expedition. Die Satteltaschen wurden mit Zwieback und getrocknetem Fleisch für mehre Tage gefüllt, und jeder der drei Reiter führte vor sich auf dem Sattel einen kleinen Schlauch aus der halbgahr gegerbten Haut des Erdschweines, die auf der Fleischseite mit dem Gummi der Acacien wasserdicht gemacht und nun mit frischem Wasser gefüllt worden war. Jan führte eine eiserne Pfanne, Gerd einen kleinen eisernen Topf zum Theekochen mit sich, und statt der Trinkgeschirre diente ein Becher von Weißblech, welchen Jeder von ihnen in seiner Kugeltasche trug. Ein Handbeil am Sattelknopf, eine wollene Decke und ein dichter Karoß anstatt des Mantelsacks aufgeschnallt vervollständigten den Aufzug. Nach eingenommenem Frühstück reichte Baas Doorn dem Kleinknaep ein sogenanntes „Rohr," d. h. eine lange schwere Muskete von großem Kaliber, sammt dem nöthigen Schießbedarf auf einige Tage, und nach Empfang der nöthigsten Weisungen und einem herzlichen Abschied von den Eltern und Geschwistern ritten Jan und Gerd in Begleitung ihres Führers

Kleinknaep aus der Schlucht hinauf und dem schon erwähnten fernen Kamm der steilen Felsenhügel entgegen.

Ein Ritt von mehreren Stunden zeigte keine wesentliche Veränderung der Bodenverhältnisse. Es war noch immer dieselbe kahle, sonnverbrannte, steinige Hochebene, hier und da von Klüften und Schluchten durchzogen, in welchen etwas Pflanzenwuchs sich angesiedelt hatte. Doch waren sie jenen Felsenhügeln nun ziemlich nahe gekommen, als die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht hatte, und die sengende Gluth ihrer senkrechten Strahlen unsere drei Reiter nöthigte, auf einige Stunden Rast zu machen. Einige hohe Trümmerblöcke des röthlichgrauen Gesteins boten etwas Schatten und an ihrem Fuße auch einigen Graswuchs, welcher eine dürftige Weide für die drei Pferde abgab. Sie streckten sich in's Gras, verzehrten einen kleinen Imbiß und versuchten zu schlafen: aber die Hitze ließ es nicht zu. Nur Kleinknaep schnarchte bald — ihm war es vielleicht gerade behaglich, in dieser Mittagsgluth zu schlafen. Jan aber beschäftigten jetzt ganz andere Gedanken; die Beschaffenheit dieser Gegend war ihm neu, und mit dem Blicke eines geübten Beobachters musterte er die wenigen Gewächse, welche hier im Schatten dieser Felsenblöcke einen spärlichen Rasen bildeten. Manche derselben waren ihm längst bekannt, viele derselben aber auch neu, obschon er aus ihren botanischen Merkmalen wenigstens ungefähr ersah, welcher natürlichen Familie er sie zuweisen mußte.

„Sieh' nur, lieber Bruder," wandte er sich an Gerd und zeigte diesem eine Handvoll verschiedener Pflanzen, die er bei einem kurzen Rundgang gepflückt hatte, „sieh' nur, welch' merkwürdigen Beweis von der Güte und Weisheit des Schöpfers diese Pflanzen hier uns geben, und wie trefflich sie dem Klima und der Bodenbeschaffenheit und den äußeren Verhältnissen dieser Region angepaßt sind. Bei der dürftigen Schicht nährender Erde, welche sich hier um diese Steinblöcke bildet, und bei der sengenden Gluth, womit die

Sonnenstrahlen hier auf den Boden niederbrennen, würden holzige und krautartige Gewächse mit saftigen dicken Blättern hier bald ganz vertrocknen. Aber diese kleineren krautartigen Pflanzen, welche wir hier sehen, sind durch die vielfache Theilung ihrer kleinen Fiederblättchen, durch deren krausen Bau und durch die eigenthümliche Bedeckung mit weichen filzigen oder flaumigen Haaren ganz besonders geeignet, in einer sehr trockenen Atmosphäre zu leben und der Verdunstung ihrer Säfte zu widerstehen. Desgleichen diese Zwiebelgewächse, die ihren gleichsam unterirdischen Stamm und ihre Saugwurzeln tief in den Boden senken und so auch während der dürren Jahreszeit noch die spärliche Feuchtigkeit der unteren Erdschichten ansaugen und aufbewahren."

„In der That, lieber Bruder," versetzte Gerd voll Interesse, „Du machst mich hier auf Etwas aufmerksam, das ich zwar schon oft bemerkt, allein worüber ich früher nie nachgedacht habe. Nun erst wird mir klar, weshalb wir hier auf den mageren und kahleren Landstrichen auch immer nur Acacien, Bauhinien und andere Gewächse mit Fiederblättern antreffen, deren vielfach getheilte glatte und dünne Blätter der Hitze weit besser widerstehen. Ich begreife nun auch, warum die Bauhinienbüsche, welche ab und zu vorkommen, nur einen so dürftigen Schatten gewähren, weil sie im Sonnenschein ihre Blätter zusammen legen, um dieselben vor dem Verdorren zu schützen, und dieselben nur erst nach Sonnenuntergang wieder öffnen."

„Du hast ganz recht, lieber Gerd; alle diese Erscheinungen haben einen gemeinsamen Grund, zu dessen deutlicherer Erläuterung sogar noch die Gräser dienen können, welche Du hier vorkommen siehst," erwiderte Jan. „Statt der saftigen grünen Gräser mit dickem Halm und breitem Blatt, welche wir an feuchten wasserreichen Orten entdecken, und deren dichte Büschel saftige, beinahe zwiebelartige Wurzelhälse zeigen, finden wir hier in der Steinwüste überall

nur harte steppenartige Gräser, deren engknotige schilfartige Halme mit einem steifen Filz bewachsen sind, so daß sie wie bestaubt gar unscheinbar aussehen, und an deren Basis wir nicht jene weiße saftige zwiebelartige Anschwellung der Gräser fetter Wiesen entdecken, sondern vielmehr einen in hundert Ausläufern verzweigten, unterirdisch fortkriechenden Wurzelstock, welcher sich in allen Ritzen und Spalten des Gesteins eindrängt, allen Unebenheiten des Bodens anschmiegt und so jede Spur von Feuchtigkeit aufzusaugen im Stande ist."

„In der That, so ist es," erwiderte Gerd und betrachtete aufmerksam eines der Gräser, welche ihm Jan gegeben hatte. „Ich sehe nachgerade ein, daß es recht vielen Genuß und Nutzen gewährt, über die Erscheinungen in der Natur nachzudenken und selbst an den unbedeutendsten nicht theilnahmslos vorüberzugehen."

„Das wäre auch ein Frevel gegen den allgütigen Schöpfer, welcher uns einen Geist geschenkt hat, fähig in die Geheimnisse und den Zusammenhang seiner Schöpfung einzudringen und die Wechselbeziehungen der einzelnen Dinge und Erscheinungen zu ergründen. Die Natur ist ein ungeheuer lehrreiches unerschöpfliches Buch, das derjenige gar leicht zu lesen im Stande ist, welcher nur einmal den Blick gehörig geschärft hat, um die Schriftzüge jener stummen aber erhabenen Sprache kennen zu lernen, womit sie uns von der Majestät ihres Schöpfers zeugt." Und Jan ließ es sich nun angelegen sein, seinem jüngeren Bruder eine Reihe naheliegender Beobachtungen über die Bodenbeschaffenheit und das Naturleben dieser Gegend vorzuführen, um hierdurch den Sinn für die Wahrnehmung ihrer Ursachen in Gerd wach zu rufen und seinen Blick zu schärfen.

„Diese Hochebene," sagte er unter Anderem, „scheint in nicht sehr ferner Vorzeit von vulkanischen Ausbrüchen heimgesucht worden zu sein, welche jene starren Felsenhügel dort emporhoben und die Unzahl von Klüften und Schluchten in den Sandstein einsprengten. Jene Hügelkämme dort sind offenbar vulkanischen Ursprungs und

durch plutonische Gewalten aus der Tiefe heraufgehoben, wie mir ihre Gestalt andeutet. So an der wasserlosen Oberfläche bald von der glühenden Sonne verbrannt, bald von den kalten heftigen Stürmen vom Südpole her heimgesucht, entbehren sie des Pflanzenwuchses, und selbst die Verwitterung des Gesteins geht nur langsam vor sich, weil ein Hauptmittel zur Zersetzung des Gesteins, das Wasser, hier fehlt. Daher auch dieser Mangel an Pflanzenwuchs und in Folge hiervon auch an thierischem Leben, denn weit und breit sehen wir auf diesem weiten Gebiet, das unser Blick von hier aus überschaut, auch nicht die leiseste Spur von Thieren. . . ."

„Nicht so ganz, mein Bruder," erwiderte Gerd lebhaft. „Mir ist, als sehe ich dort draußen am Fuß der Hügel einen Punkt, welcher sich bewegt. Was mag das sein?"

Er zeigte diesen Punkt Jan, aber auch dieser vermochte Nichts zu unterscheiden, als daß derselbe in einer bestimmten Richtung immer näher kam und sich als ein größeres Thier erkennen ließ.

„Es ist eine Giraffe," sagte Gerd, und die Jagdlust blitzte ihm aus den Augen.

„Nicht doch," erwiderte Jan; „die Giraffe lebt meist in Rudeln beisammen und kommt in diesem kahlen baumlosen Landstrich nicht vor; sie müßte hier verhungern, da sie nicht gut vom Boden hinweg äsen kann und hier die Bäume fehlen, deren Laub sie verspeist. Wecke Kleinknaep, dessen Augen noch schärfer sind als die unserigen. Ohnedem ist es Zeit zum Aufbruch."

Kleinknaep ward geweckt und auf den beweglichen Gegenstand aufmerksam gemacht. Nachdem er ihn eine Weile beobachtet hatte, sagte er: „Es ist ein Strauß; er kommt auf uns zu und sucht nach Wasser."

„Hier?" fragte Gerd; „da würde er vergeblich suchen."

„Nein, nicht hier; — an dem Bache, wo Baas Doorn ist. Alter Buschmann kennt das."

„Ha, nicht möglich!“ rief Gerd. „Dieser Vogel sollte eine ganze Tagereise weit laufen, um zu trinken?“

„Strauß macht es so; er kommt in einem Tage weiter, als ein weißer Mann auf gutem Pferde,“ sagte Kleinknaep.

„Das will ich doch versuchen!“ rief Gerd; „ich reite ihm entgegen und schieße ihn. Sind wir denn nicht auf Strauße ausgeritten?“

Aber der Buschmann suchte es Gerd auszureden. Er stellte ihm vor, daß wenn er zu Pferde steigen und hinausreiten würde, der Strauß ihn schon aus großer Entfernung sehen und einen anderen Weg nehmen dürfte, und dann jede Aussicht vereitelt wäre, den Vogel zu erlegen. Dort draußen liegen noch einige Steinblöcke, dem graden Weg näher, welchen der Vogel unabänderlich verfolge, wie er immer thue, wenn er Durst habe, weil er ohne Wasser nicht leben könne. Wenn man daher auf dem Boden und von dem umherliegenden Trümmergestein gut verdeckt sich jenen Felsblöcken nähern und sich hinter denselben decken würde, so wäre es unter Umständen möglich, den Vogel im Vorüberrennen zu schießen. Jedoch gehöre hierzu immerhin ein ganz ausgezeichneter Schütze, und es sei bei dem außerordentlich raschen Laufe des Straußes keine Zeit zu verlieren.

Diese Belehrung ging dem jagdeifrigen Gerd nicht verloren, und im Nu hatte er sein Gewehr ergriffen und kroch auf dem Boden und und hinter Steinen und Geröll gedeckt zu den Felsblöcken hinaus, welche einige hundert Schritt weit von dem Lagerplatz in der Ebene draußen lagen. Kleinknaep schloß sich ihm aus Jagdlust an, und Jan, welcher die nutzlose Tödtung eines harmlosen Thiers nicht billigte, folgte in der Hoffnung, wenigstens einen lebendigen Strauß in der Freiheit näher betrachten zu können und in der Ueberzeugung, daß Gerd das flüchtige Thier nicht treffen werde.

Als sie nach einigen Minuten in ihrem Versteck sich wieder vom Boden erhoben, war der Strauß ihnen schon ziemlich nahe gekom-

men. Jan und Gerd bemerkten jetzt, daß er mit einer sehr bedeutenden Geschwindigkeit laufe, und doch war es erst ein gemächlicher Trott. Die hohen kahlen Beine des Vogels bewegten sich so schnell, daß sie so wenig zu unterscheiden waren, wie die Radspeichen eines schnellfahrenden Wagens, und die Schritte des Vogels bei diesem Gang mochten mindestens zehn Fuß lang sein. Die kurzen Schwingen halb entfaltet und wie Segel aufgebläht, lief er mit einer unbegreiflichen Eile und Leichtigkeit, als ob seine Zehen kaum den Boden berührten. In unbegreiflich kurzer Zeit kam er heran, immer eine ganz gerade Linie verfolgend wie im Bienenflug.

„Schieß nicht, Gerd! Du wirst ihn doch nicht treffen," flüsterte Jan seinem Bruder zu, aber der Buschmann meinte: er solle nur feuern und weit vorhalten.

Als der Vogel ungefähr auf dreißig Schritte herangekommen war, feuerte Gerd, welcher ihn schon lange auf's Korn genommen hatte. Der Strauß machte einen großen Sprung, fiel aber nicht zusammen, sondern floh nun mit weit größeren eiligeren Schritten, die noch länger warer..

„Gefehlt!" sagte Gerd ärgerlich, als der Rauch verzogen war und der Vogel noch immer weiter lief.

„Nein, nur schlecht getroffen. Alter Buschmann sah Federn vom Halse wegfliegen, und dort ist der Boden dunkel von Blut! Zu Pferde! zu Pferde!"

Gerd nahm sich nur Zeit, seine Büchse wieder zu laden, und lief dann aus Leibeskräften zu dem Lagerplatz zurück, um sein Pferd einzufangen.

„Werden wir den Vogel noch einholen, Kleinknaep?" fragte Jan, während er eiligst packte.

„Vielleicht, wenn wir ihn nicht aus dem Auge verlieren. Strauß läuft nicht weit, wenn er Blut verliert."

Bald saßen alle Drei zu Pferde und ritten auf den sogenannten

Kunstanstalt v. J. Hesse, Berlin
Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau

Der Anstand auf den Strauſs

Anschuß, d. h. die Stelle, wo Gerd den Strauß getroffen hatte. Einige wenige Federn und Blutstropfen zeigten die Richtung, welche der Vogel eingeschlagen, denn von ihm selbst war schon Nichts mehr zu sehen. Nur das scharfe Auge des Buschmanns wußte die blutige Spur am Boden aufzufinden, deren Ermittelung bei den großen, zwölf Fuß und noch mehr klafternden Schritten des Vogels sehr schwierig war. Endlich nach beinahe dreistündigem halsbrechendem Rennen im Trab und Jagdpaß sahen sie von fern eine Masse am Boden liegen, auf welcher sich einige schwarze Punkte bewegten. Dies sollte nach der Versicherung des Buschmanns der verendete Strauß sein.

Als sie nahe heran kamen, bewahrheitete sich dies, aber auf dem erlegten Wilde saßen schon einige schwarze und graue Aasgeier und thaten sich gütlich. Der schöne Vogel war schon arg zerfetzt, und es bedurfte sogar eines Schrotschusses, um die Aasvögel von ihrer Beute zu verjagen. Kaum daß Gerd noch einige der schönen Federn aus Schwanz und Flügeln unversehrt bergen konnte. Das schöne weiße Fleisch des Straußes war so zerrissen, daß es selbst Kleinknaep anwiderte, welcher doch unterwegs sich auf den Straußenbraten gefreut und behauptet hatte, er schmecke wie alter zäher Truthahn.

Während die Pferde sich verschnaubten, betrachteten die jungen Boers die Ueberreste des stolzen Vogels und ließen sich erklären, an welchen Kennzeichen der Buschmann ihn für einen jungen Hahn vom Strauß erkannte. Allein Jan hörte nur mit halbem Ohr. Beim Absteigen hatte er sich flüchtig in der Gegend umgesehen und mit Schreck wahrgenommen, daß sie jenen Kamm von Felsenhügeln, denn sie seither als Landmarke benützt, aus dem Gesicht verloren hatten. Die Gegend, worin sie sich jetzt befanden, erschien ihnen ganz unbekannt.

„Es ist ein schlechter Gewinn für so viel versäumte kostbare Zeit,“

sagte Jan, als Gerd sich ärgerlich über die Geier äußerte. „Ich mache mir Vorwürfe, daß ich diese tolle Verfolgung zugab. Sieh' Dich einmal um, lieber Bruder! das ist nicht die Gegend, durch welche wir hergeritten sind, und nach welcher, unserer Vermuthung zu Folge, der Strauß in gerader Richtung floh. Er hat offenbar einen anderen Weg eingeschlagen, und der Zweck unseres heutigen Ritts ist nur theilweise erfüllt. Wie sollen wir uns nun nach dem Lagerplatz der Eltern zurückfinden?" setzte er mit einem Tone von wirklicher Besorgniß hinzu.

„Kleinknaep wird uns zurückbringen," sagte Gerd vertrauensvoll, aber der Buschmann schüttelte den Kopf.

„Heute nicht mehr, junger Baas," versetzte er, auf die Sonne deutend, die sich schon stark nach Westen neigte. „Der Strauß hat einen Haken geschlagen und uns weit abgeführt."

Eine Weile standen alle Drei rathlos; dann aber schüttelte Jan die Entmuthigung ab, welche leise in seine Seele einziehen wollte, und sagte: „dort ist eine kleine Erhöhung. Ich will dorthin reiten und mich umsehen, während ihr hier zurückbleibt!" Damit schwang er sich wieder in den Sattel und trabte davon.

---

8. Ausblick in die Ferne und ein Abenteuer mit Giftschlangen.

Jan hatte bald den Kamm jener Anhöhe erreicht und fand, daß man von hier eine weite Aussicht genoß. Unabsehbar erstreckte sich gegen Süd- und Nordwest die kahle steinige Hochebene mit ihrem gelblichrothen Farbenton. Ganz nach Norden zeigte sich in schwachen duftigen Umrissen die ferne felsige Hügelkette, welcher sie um Mittag so nahe gewesen waren. Gegen Nordost und Ost hin schien das Gelände sich allmählich zu senken, und in duftiger Ferne verrieth ein dunklerer Farbenton eine andere pflanzenreichere Landschaft. Ver-

gebens aber suchte Jan's Auge hier den Spiegel eines Flusses oder den leichten weißlichen Dunst zu erspähen, welcher zu dieser Nachmittagsstunde die Nähe einer größeren Wassermasse verrieth — ein Anblick, welcher den jungen Boer ganz besonders erfreut haben würde. Auch nicht die feinste Rauchsäule zeichnete sich nahe oder fern am heißen gelblichen Himmel ab als Spur von menschlichen Wohnstätten. Der Anblick dieser Gegend war ein schaurig erhabener und gab dem sinnigen Jüngling viel Stoff zum Nachdenken.

Nach einer langen Rast auf dem Hügelkamme wandte Jan sein Pferd und sprengte zu seinen Gefährten, die ihn mit Ungeduld erwarteten.

„Laßt uns aufbrechen und ostwärts reiten," sagte er zu ihnen. „Hier ist kein günstiger Ort zum Uebernachten."

„Hast Du die Felsenhügel in jener Richtung gesehen, welche der Vater uns untersuchen hieß?" fragte Gerd.

„Nein, mein Lieber, jene Hügel liegen dorthinaus und sind nun so weit entfernt, daß wir sie vor Abend nicht mehr erreichen können. Lassen wir sie vorerst lieber unbesucht!"

„Und weshalb denn? der Vater hieß uns ja doch sie zu untersuchen," meinte Gerd.

„Ich denke, das ist unnütz, denn dorthinaus würden wir doch wohl kein Wasser finden, ohne welches uns die reichste Grasflur Nichts hälfe."

„Wie willst Du dies so gewiß wissen, Jan?" fragte Gerd neugierig.

„Durch einen einfachen Schluß, welcher meines Erachtens der Wahrheit sehr nahe kommt," erwiderte der ältere Bruder. „Angenommen, Kleinknaep's Behauptung, daß der erlegte Strauß hier nur vom Durst und Instinkt in jene Richtung fortgetrieben worden sei, in welcher er gegen uns kam, sei richtig, so folgt daraus, daß in jenen felsigen Hügeln und jenseit derselben ein frisches Wasser nicht

so nahe sein muß, als in der Richtung, nach welcher hin unser Lager liegt. Der Instinkt, der Ortssinn und das Erinnerungsvermögen des Vogels trieben ihn, in seinem Durst die nächste Quelle zu suchen, und als solche erkannte er diejenige, wo unsere Eltern mit dem Vieh lagern. Als Dein Schuß ihn aus dem Kurs vertrieb, bog er, wie wir nun gefunden haben, nach Nordost ab, und zwar nicht planlos. Der gewaltige Vogel mußte fühlen, daß er seinen Durst nun an einem anderen Brunnen befriedigen müsse, und schlug deshalb diese Richtung ein, wo er wahrscheinlich in nicht viel größerer Entfernung ebenfalls Wasser zu finden wußte. Ich denke, wir nehmen uns daher diese Thatsache zur Lehre und schlagen die Richtung ein, welcher der Vogel zuletzt gefolgt war, bis ihn durch das langsame Verbluten die Kräfte verließen. Wenn ich mich nicht täuschte, so hat der Strauß immer beharrlich eine gerade Linie beschrieben."

„Ganz gerade, wie eine Biene fliegt," bestätigte Kleinknaep. „Mein junger Baas hat ganz Recht. Alter Buschmann würde ebenso handeln. Dort draußen, wohin er lief, hat Strauß gehofft Wasser zu finden."

Gerd konnte den Schlüssen seines Bruders kein gegründetes Bedenken entgegensehen, und so trabten denn die Reiter über den Kamm der Anhöhe hinweg, wo sie einen Augenblick hielten, um sich die Landmarken genau einzuprägen, von denen das spätere Zurechtfinden auf dem Heimwege abhing, und ritten dann weiter.

Nach einiger Zeit, während welcher sie beharrlich auf eine dunkle Anhöhe in der Ferne zugeritten waren, bemerkten sie, daß das Gelände sich rasch senkte und mehrere übereinander liegende stufenförmige Terrassen bildete, die jede mehr als eine Meile breit sein mochte. Schon auf der dritten konnten sie wahrnehmen, daß der Boden minder steinig war, und in jeder geringen Einsenkung reichlichere Spuren von Graswuchs zeigte. Weiterhin kamen auch einzelne Mimosenbüsche zum Vorschein und waren meist von größeren

Rasenflächen umgeben, die wie Oasen inmitten der kahlen steinigen Wildniß erschienen. Endlich aber mahnte der Sonnenuntergang an die Nothwendigkeit eines Nachtquartiers, und auf Kleinknaep's Rath trabten sie auf den ermüdeten Pferden einem umfangreichen Gehölze von niedrigen Mimosen zu, das ihnen Weide für ihre Pferde verhieß.

Als sie es erreicht hatten, fanden sie ihre Erwartungen beinahe noch übertroffen. Eine Menge niedriger kleiner Gewächse bildeten hier einen weichen graugrünen Rasen, und dazwischen erhoben sich Büsche von verschiedenen dornigen Acacien und anderen Gewächsen, von denen einige die Größe von Bäumen hatten. Sie stiegen ab und entledigten die Pferde der Sättel und Zäume, und Gerd, den der Anblick dieser Oasen in ihrer Lieblichkeit schnell alle Strapazen dieses Tagmarsches vergessen ließ, schlug vor, unter einem der größeren Bäume das Feuer aufzumachen und die Decken auszubreiten. Aber Kleinknaep hielt ihn zurück.

„Nur nicht unter die Bäume!" rief er mit nachdrücklich verwarnendem Tone. „Baumschatten ist schädlich für schlafenden Weißen."

„Weshalb denn?" fragte Jan.

„Baumkronen sind voll Schlangen — böse Schlangen!" sagte der Buschmann; „wen sie beißen, der stirbt beinahe zur Stelle. Picakholu und Nwatle lieben diese Bäume, denn das Laub ist voller Vögel, welche die Mücken fressen. Und Mücken plagen weiße Menschen sehr."

„Was will er denn mit seinem Picakholu und Nwatle?" fragte Gerd seinen Bruder verwundert und mit einigem Grauen vor dem Gedanken an die Nähe giftiger Schlangen.

„Das sind die Namen zweier Giftschlangen in der Sprache der Namaquas und Bakwên," erwiderte Jan, dem diese Bezeichnungen nicht fremd waren. „Die Picakholu ist die große schwarzbraune Schlange, welche wir in Soetwater-Kraal bisweilen erlegten und

Kupferotter hießen, und deren Biß uns mehrere unserer besten Hunde gekostet hat. Unter Nwatle aber bezeichnen die Betschuanen alle jene Schlangen, welche auf Bäume steigen und auf denselben den Vögeln und Eiern nachstellen, — jene Schlangen, welche die Naturforscher unter den Gattungen Dendrophis und Bucephalus begreifen. Ich bin daher der Ansicht, daß wir dem Rath und der Erfahrung des alten Buschmanns unbedingt folgen. Wähle Du den Lagerplatz, Kleinknaep!"

Dieser suchte eine Stelle auf, welche dem Saum der Oase ziemlich nahe und gegen Süden hin durch einiges Gebüsch geschützt war. Hier grub er mit seinem Beile den Rasen auf und machte eine Art Kessel, den er dann mit den Füßen festtrat, und erst auf diesem festen Grunde, den er mit den weggeräumten Rasenstücken und der aufgegrabenen Erde wie mit einem kleinen Wall umgeben hatte, häufte er einen Armvoll dürrer Reiser und Aeste an, die er aufgelesen hatte. Hierauf schlug er Feuer und hatte den Reisern bald eine Flamme mitgetheilt, welche lustig knisternd emporzüngelte.

Jan und Gerd hatten ihm aufmerksam zugesehen. „Weshalb braucht er diese Vorsicht, das Feuer in ein Loch im Boden zu machen?" fragte Gerd seinen Bruder.

Kleinknaep, welcher diese Frage gehört hatte, sagte lächelnd: „Alter Buschmann weiß, daß unter dem Gewächs da viele dürre Strünke sind. Würde er Feuer auf Gras machen, so stände im Handumwenden ganzer Busch in Feuer."

Dies leuchtete den jungen Boers ein, und sie machten nun rasch sich an die Bereitung des Abendbrods, während Kleinknaep zu den Bäumen ging, um Holz zu holen. Die Jünglinge sahen ihm dabei zu, um zu lernen, wie er es anstelle. Er ging zu einem ziemlich allein stehenden halbverdorrten Haakedoorne und musterte erst genau dessen Krone, dann schlang er das eine Ende seines langen ledernen Strickes in mehr als Mannshöhe um den Baumstamm, der hier

vielleicht den Durchmesser einer Mannesfaust haben mochte, nahm seine Rhinocerospeitsche zwischen die Zähne und den am andern Ende des Strickes angebrachten Kampirpflock in beide Hände und versetzte nun, indem er aus Leibeskräften daran zerrte, den Baum in heftige Schwingungen, daß die ziemlich lichte Krone davon erbebte, und einige Vögel, die darin aufgehockt waren, schreiend davon flogen. Dieses Schaukeln kam den beiden Jünglingen Anfangs seltsam vor, bald aber begannen sie den Grund dieses sonderbaren Exercitiums einzusehen. Der Buschmann stand wenigstens 25 Fuß von dem Baumstamm entfernt und verwandte kein Auge von der Krone. Endlich nach längerem Schütteln fiel plötzlich ein Gegenstand, der von ferne wie ein grün und gelber Strick anzusehen war, von einem der untersten, wenig belaubten Aeste herunter, und die Astspitze bog sich unter dem Gewichte dieses Strickes. Jetzt hielt Kleinknaep mit Schaukeln inne, nahm behend den Schambock aus den Zähnen und führte damit einen wuchtigen Hieb nach dem untern Theile des Stricks, worauf dieser sich blitzschnell zusammenzog und wie ein Knäuel zu Boden fiel. Der Buschmann führte noch einige Hiebe nach dem Knäuel, zog dann die Axt aus seinem Gürtel, schlug ein Ende davon ab und winkte den beiden Jünglingen heran. Zu ihm herangeeilt, sahen Jan und Gerd nun, daß der Rumpf einer mehr als zolldicken Schlange sich krümmend im Grase wand, während daneben noch der dicke Kopf derselben mit den tückisch funkelnden Augen und dem geöffneten Rachen lag.

„Es ist der grüne Baumkletterer, Bucephalus viridis der Naturkundigen, eine unsrer gefährlichsten Giftschlangen," sagte Jan und konnte ein gewisses Grauen vor dem unschädlich gemachten Feind nicht unterdrücken. „Sieh' nur, Gerd, wie der weißliche Speichel noch aus den beiden hakenförmigen Giftzähnen träufelt! Ich begreife nun vollkommen Kleinknaep's Vorsicht."

Auch Gerd konnte sich eines leisen Schauders nicht erwehren,

als er diesen gefährlichen Nachbar genauer betrachtete. Der Buschmann aber hatte den eisernen Ladestock seiner Muskete herbeigeholt, und an der Spitze desselben spießte er den Kopf fest an, zeigte ihn seinen Gefährten und trug ihn dann weit in die kahle Ebene außerhalb des Grases hinaus, — damit die Pferde sich beim Weiden nicht daran verletzen sollten, wie er sagte, weil dies ihren Tod unfehlbar verursacht haben würde.

Jan und Gerd halfen sodann dem Knechte den Baum von neuem in Schwingung zu versetzen, und bald zeigte sich, daß dies nicht unnöthig gewesen war, denn eine zweite kleinere Schlange wickelte sich in ähnlicher Weise ab, allein diesmal bedurfte es keines Hiebs mit dem Schambock, denn Gerd raffte behend das Gewehr seines Bruders auf, welches Jan dicht dabei in's Gras gelegt hatte, und trennte mit einem wohlgezielten Schusse groben Schrotes den Kopf der Schlange vom Rumpfe. Nun erst, nachdem Jan auch diesen vorsichtig hinausgetragen und mit einem Feldstein bedeckt hatte, ward der Baum gefällt und mit dem Kampirriemen in die Nähe des Feuers geschleppt und zerhackt, und nun entdeckten die Brüder die Nester einiger kleinen Vögel zwischen den Zweiggabeln, denen die Raubschlangen muthmaßlich um der Eier oder Jungen willen einen Besuch abgestattet hatten.

Mittlerweile war es Nacht geworden und das Abendbrod fertig. Merkwürdigerweise aber verschmähte Kleinknaep das gebratene und gesottene Fleisch vom Springbock und nahm nur Brod und Thee an. „Alter Buschmann kocht sich diesen Abend selbst," sagte er mit vergnügtem Grinsen und schob mit einem Scheit Holz einen Haufen glühender Asche in eine Ecke der Grube, legte darauf die zusammengerollten Körper der beiden Schlangen, bedeckte sie mit einem Rasenstück und brachte darauf einen weitern Haufen heißer Asche und Gluth.

„Du wirst doch nicht diese Schlangen essen wollen, Kleinknaep?" fragte Gerd mit einer Anwandelung von Abscheu.

„O gewiß wird Kleinknaep sie essen," lachte der Buschmann mit funkelnden Augen. „Geröstete Schlangen viel gut, schmecken besser als junges Schwein und gerösteter Speck."

„Jeder nach seinem Geschmacke," sagte Jan lächelnd. „Laß ihn nur gewähren. So gut die civilisirten Weißen Austern, Schnecken, Schildkröten, Krebse und Seewürmer verspeisen, kann ein Buschmann auch Schlangenbraten verzehren."

„Aber es sind ja Giftschlangen," wandte Gerd ein.

„Das Gift steckt nur im Kopfe und in den Zähnen, Bruder, und schadet nur, wenn es direkt in die Blutgefäße kommt. Manche Völkerschaften verschlucken das Schlangengift sogar als Arznei, obschon nicht von allen Schlangen." —

9. Ein Gespräch über Strauße.

Das Gespräch am Lagerfeuer drehte sich diesen Abend um Mancherlei. Zuerst war von den Löwen die Rede, und der Buschmann erzählte, daß unter manchen Stämmen der Betschuanen der Löwe gar nicht getödtet, sondern sogar noch für eine Art Wohlthäter angesehen werde, indem die Betschuanen dem jagenden Löwen nachzögen und den Schakalen und Hyänen die vom Löwen zurückgelassenen Ueberreste seiner Beute abjagten, um sie zu verzehren. Feinde des Löwen seien vorzugsweise nur die Viehzucht treibenden Stämme der Eingebornen, welche ihre Heerden vor ihm schützen müßten, und diese begnügten sich meist damit, an Stellen, wo der Löwe zur Tränke gehe, entweder Gruben zu graben oder sogenannte Hochstände auf Bäumen zu errichten, von wo aus sie in Gesellschaften auf die Nachts zur Tränke kommenden Löwen feuerten. Den auf Bäumen angebrachten Hochständen werde sogar der Vorzug gegeben, weil sie gefahrloser für die Schützen seien.

Auch der erlegte Strauß spielte natürlich eine große Rolle in der Abendunterhaltung, und der Buschmann wußte vielerlei Merkwürdiges von diesem Vogel zu erzählen, den er für weit schlauer schilderte, als die bücherschreibenden Naturforscher.

Nach Kleinknaep's Schilderung weidet der Strauß gewöhnlich nur an Oertlichkeiten, wo ihm Niemand sich nähern kann, ohne daß ihn sein scharfes Auge entdeckt. Die Sehwerkzeuge dieses Vogels sind hierfür ganz besonders geeignet, denn sie sind so hoch oben angebracht, daß er einen sehr weiten Gesichtskreis beherrscht. Dieser Umstand in Verbindung mit dem scheuen mißtrauischen Wesen des Vogels selbst macht daher seine Jagd ungemein schwierig. Die Buschmänner müssen oft viele tausend Schritte weit auf dem Bauch zu ihm herankriechen, um zum Schuß zu kommen, und doch bezeugt die Menge der in den Handel kommenden Federn, wie groß trotzdem die Anzahl der so erlegten Vögel sein muß, da von jedem einzelnen Vogel nur einige wenige brauchbare kommen. Dem weißen Reisenden läuft dagegen der Strauß sehr häufig selbst in den Schuß. Wenn nämlich der Wagen eines Reisenden noch in großer Entfernung windwärts von ihm vorüber kommt, so wähnt der Strauß, derselbe wolle ihn umgehen, und er eilt daher sogleich einige tausend Schritte leewärts davon, und zwar in solcher Nähe vor den vordersten Thieren des Ochsengespanns vorüber, daß der Reisende den thörichten Vogel leicht erlegen kann. Der Strauß verdirbt dem jagenden Boer oder Betschuanen gar oft die Jagd; wenn nämlich der Strauß davon läuft, so flüchtet gewöhnlich auch alles andere Wild in seiner Nähe. Die Eingeborenen, namentlich die Betschuanen, ziehen zuweilen Nutzen aus dieser Thorheit dieser Vögel, wenn der Strauß sich ruhig in einem an beiden Seiten offenen Thale äst. Ein Trupp Jäger erscheint dann, zu einer Kette aufgelöst, an der einen Oeffnung des Thales und beginnt zu laufen, als wollten sie dem Vogel den Rückzug von derjenigen Stelle abschneiden, von woher der Wind

kommt; der Strauß nun hätte zwar auf Meilenweite die ganze Gegend offen vor sich, wenn er sich durch die andere Oeffnung des Thales flüchten wollte; allein er rennt immer hartnäckig gegen den Wind, sucht an den dort versammelten Jägern vorbeizukommen und fällt so meist unter den Assagayen oder Wurfspeeren der Jäger. Ohne gewaltsam davon abgebracht zu werden, biegt er niemals von der Richtung ab, welche er einmal eingeschlagen hat, sondern beschleunigt nur seinen Lauf.

Die Nahrung des Straußes besteht aus den Samen und Schoten verschiedener Leguminosen und aus den Blättern verschiedener Pflanzen. Diese Kost aber ist hart und trocken, und der Strauß hält es daher nie lange ohne Wasser aus. Zur Beförderung der Verdauung dieser rauhen Nahrung pickt er eine Menge kleiner Kiesel bis zum Umfang von Haselnüssen auf. Auch die Zwiebeln und Knollen mancher Gewächse der Wüste frißt er, und in Ermangelung von Wasser äst er sich auch wohl an den Früchten verschiedener wilder Kürbisse und Melonen, die in der Wüste Kalahari und im übrigen Innern häufig vorkommen, so namentlich die große bittere Melone, Citrullus amara, welche wegen ihres unangenehmen Geschmacks zwar von den Europäern selten gegessen wird, dagegen den Eingeborenen ein willkommenes Mittel zur Linderung des Durstes bietet. Wenn der Strauß durstig ist, so legt er die größten Entfernungen in ganz gerader Linie und ohne allen Aufenthalt zurück, bis er an den ihm wohlbekannten Brunnen kommt.

Der männliche Strauß ist von glänzend pechschwarzer Farbe, ausgenommen die weißen Federn, welche so gesuchte Handelswaare sind. Nichts ist schöner und wunderbarer, als die treffliche Anpassung seines weichen, lockern Gefieders an das heiße trockene Klima der Wüsten, worin die Strauße gewöhnlich wohnen, denn diese Schmuckfedern an Flügeln und Schwanz beschatten den Körper vollkommen, ohne der Luft den freien Durchzug darunter zu wehren.

Das Weibchen ist von dunkler graubrauner Farbe, womit auch die halb ausgewachsenen Männchen bezeichnet sind.

Die Straußenhenne beginnt ihre Eier zu legen, ehe sie sich noch eine Stelle zu einem Neste gewählt hat. Letzteres besteht nur in einer im Sande ausgewühlten Vertiefung von etwa fünf Zoll Tiefe und drei Fuß Durchmesser. Diese einzeln ausgesetzten Eier werden von den Betschuanen lesetla genannt und über einen weiten Landstrich hin verbreitet gefunden, wo sie meist dem Schakal zur Beute fallen. Der Strauß scheint einen gewissen Widerwillen gegen die Wahl eines eigenen Nestes zu haben und legt seine Eier lieber in das eines anderen Straußes, so daß man schon bis zu 45 Eiern in einem einzigen Neste gefunden hat. Viele Eier enthalten Konkretionen oder Steinchen aus demselben kalk- und kieselhaltigen Stoffe, woraus die Schale besteht, wie dies auch bei den Eiern unsres Haushuhns bisweilen vorkommt, und hieraus hat sich die Idee gebildet, daß die Straußeneier oft Steine enthalten. In die Ausbrütung der Eier theilen sich Männchen und Weibchen; allein die Anzahl der letztern ist größer, und darum dürfte die Bebrütung wohl bisweilen ganz von den Weibchen besorgt werden. Stets findet man außerhalb des Nestes einige Eier und nimmt daher an, diese seien zur Nahrung für die zuerst ausschlüpfenden Jungen bestimmt, damit diese Etwas zu fressen finden, bis sämmtliche ausgebrütet sind, und die Straußenhenne im Stande ist, ihre Jungen auf Aesung auszuführen. Die alten Strauße zeigen eine große Anhänglichkeit zu ihren Jungen und schützen diese so viel wie möglich vor den Verfolgungen durch den Menschen oder durch andere Thiere. Der alte Strauß, welcher seine soeben ausgebrüteten Jungen hütet, stellt sich sogar bisweilen lahm (wie unser europäischer Regenpfeiffer, Charadrius pluvialis), um die Aufmerksamkeit der Verfolger von den Jungen abzuwenden. Die Jungen ducken sich nieder und bleiben unbeweglich, wenn sie noch zu klein sind, um weit zu laufen, erlangen

aber eine außerordentliche Behendigkeit, sobald sie erst die Größe eines Haushuhns haben. Die Strauße leben meist paarweise, und wo man mehrere Hennen mit einem Hahn beisammen sieht, ist es gewiß nur ein Ausnahmefall. Der Strauß, wenn er jung gefangen wird, läßt sich leicht zähmen, aber man giebt sich nicht diese Mühe, da er in diesem Zustand zu Nichts nütze ist.

Das Straußenei hat eine sehr zähe Lebenskraft und widersteht sehr lange der Fäulniß. Die Eingeborenen hüten sich sehr, die Eier im Neste zu berühren oder Spuren von Menschenfüßen in der Nähe der Nester zu hinterlassen, wenn sich solche finden. Sie nähern sich gegen den Wind einem solchen Neste, nehmen alle paar Tage einige der Eier mit einem langen Stock heraus und lassen, um jeden Argwohn zu vermeiden, die Henne Monate lang in dasselbe Nest legen, wie wir es bei unseren Haushühnern machen. Das Straußenei ist eßbar, hat aber einen starken unangenehmen Geruch und Geschmack, mit welchem sich nur der geschärfte Appetit der Wüstenbewohner befreunden kann, welche auch auf den ersten Blick schon von außen zu erkennen vermögen, ob ein Ei bebrütet ist oder nicht, was die Weißen nicht unterscheiden können. — Auch das Fleisch des Straußes ist eßbar und wenn auch derb und grobfaserig, doch weiß und nicht unschmackhaft; das eines gesunden wohlgenährten Vogels gleicht einigermaßen dem Fleische eines zähen Truthahns.

Gerd hatte diese Notizen, welche sein belesener Bruder Jan und der Buschmann zum Besten gaben, mit Aufmerksamkeit angehört.

„Mir ist nur Eines unbegreiflich," sagte er, „nämlich, daß der Strauß nach dem Schusse noch eine solche Strecke zurücklegen konnte, zu welcher wir in starkem Trott beinahe drei Stunden brauchten."

„Dies wird Dir nicht so befremdlich erscheinen, mein lieber Bruder," erwiderte Jan, „wenn Du den Gang dieses Thieres näher in's Auge fassest. Wenn der Strauß ruhig äst, so klaftert sein Schritt nahezu zwei rheinländische Fuß; läuft er ohne zu äsen, so

ist der Schritt mindestens noch um eine Spanne länger, also ungefähr 26 Zoll lang, wie der gewöhnliche Schritt eines erwachsenen Mannes. Wenn aber der Strauß gejagt wird oder verscheucht ist, wie nach Deinem Schusse, so klaftert jeder seiner Schritte 11 bis 13 Fuß und noch mehr, und er macht in der Sekunde drei solcher Schritte oder legt in der Sekunde eine Strecke von etwa 36 bis 40 Fuß, in der Minute also in runder Summe 2200 Fuß, in einer Stunde aber 185,600 Fuß oder 7 geographische Meilen zurück. Wenn nun der angeschossene Strauß nur noch etwa eine Stunde lang seine Kräfte behalten hat, um uns zu entlaufen, bevor die Verblutung ihn erschöpfte, so kam er weit genug, daß es uns einen scharfen Ritt von drei Stunden kostete, um ihn einzuholen."

„Das ist ja eine erstaunliche Geschwindigkeit!" meinte Gerd.

„Allerdings," erwiderte Jan, „das ist eine Geschwindigkeit, welche die einer Lokomotive noch übertrifft, und eben darum ist es auch sehr schwer, zu Pferde einen Strauß zu erlegen, es sei denn, daß man geradezu die Diagonale zu der von dem Strauß unwandelbar eingeschlagenen Bahn beschreibt und ihm auf diese Weise näher auf den Leib rückt. Allein es gelingt nur wenigen Boern und noch seltener einem Europäer, auf diese Weise einen Strauß zu erlegen, und Du darfst Dir daher auf Deinen heutigen glücklichen Schuß sehr viel zu gute thun."

„Nicht doch," sagte Gerd bescheiden, „es war vielleicht nur ein Zufall, daß ich überhaupt das Thier traf." —

10. Das Nashorn.

Unter solchen Gesprächen war es spät geworden. Die dünne Mondessichel war am Himmel aufgegangen und warf einen falben Dämmerschein auf die kahle Landschaft draußen. Ueber der grünen

Oase lag tiefes Schweigen, denn die Pferde hatten sich niedergethan, um zu verdauen und auszuruhen. Das Feuer war niedergebrannt, und der Buschmann wollte sich eben anschicken, noch einige Klötze von dem Acacienbaume herbeizuschleppen, um es wieder aufzuschüren, als er plötzlich inne hielt, sich langsam an den Boden niederlegte und den Gefährten mit einem Wink bedeutete, ein Gleiches zu thun.

Jan und Gerd befolgten diesen Rath und hörten nun ein Getrappel und Hufschlag wie von mehreren schweren Thieren, welche zu ihnen heranzukommen schienen. Bald unterschieden sie deutlich, daß es der Trab von zwei Thieren war, der auf dem harten Boden draußen deutlich ertönte, und nach einer Weile konnten sie auch ein Pusten und Schnauben unterscheiden, das auf ein anderes größeres Thier als Pferd oder Büffel deutete.

Mit einem Male sahen sie in geringer Entfernung vor ihnen zwei dunkle ungestalte Thiere, welche sich der Oase näherten. Das eine, welches voranlief, war um ein Drittel kleiner und von etwas hellerer Färbung und mochte etwa die Größe einer Büffelfärse haben; das andere aber war dunkel gefärbt und größer, gedrungener und ungeheuerlicher als ein Büffel.

„Flußpferde?" fragte Gerd leise seinen Bruder.

„Nicht doch," erwiderte dieser; „dazu ist hier zu wenig Wasser. Vielleicht junge Elephanten."

„Schukuruh! Schukuruh!" flüsterte der Buschmann und winkte den Brüdern, sich ruhig zu verhalten.

Beide Jünglinge wußten, daß dies der Name ist, welchen die Buschmänner dem großen schwarzen Nashorn geben, welches bei den Betschuanen auch Borélé heißt. Sie hatten dieses Thier noch niemals lebend und in der Freiheit gesehen, und in die Neugier mengte sich daher auch einiges Unbehagen und bei Gerd eine Art Jagdfieber. Leise wickelte er sich aus seinem Karoß heraus und griff nach seiner Büchse, denn die Thiere waren mittlerweile so nahe

gekommen, daß unsere jungen Boers schon die beiden Hörner auf der Nase des größeren zu unterscheiden vermochten.

Jetzt waren die Thiere so nahe, daß sie kaum noch fünfzig Schritt von der Oase entfernt vorbei trabten und den jungen Boern gerade die Flanke zukehrend auf der Mitte der Oase hielten. Gerd hatte seine Büchse schußfertig gemacht und wollte rasch anschlagen, um dem vordersten, das sich als ein Junges erkennen ließ, eine Kugel zuzusenden, aber der Buschmann fiel ihm rasch in den Arm und flüsterte ängstlich: „Nicht schießen, Baas! um's Himmels Willen nicht schießen!"

„Und warum nicht?" fragte Gerd unwillig, denn er sah nun ein, daß ihm ein Meisterschuß verdorben und das Wild ihm mittlerweile aus dem Gesicht gekommen war.

„Wenn mein junger Baas das kleine auch getroffen hätte, wäre es doch nicht todt gewesen. Schukuruh hat eine harte Haut und zähes Leben, und alte Mutter liebt ihr Kalb sehr und würde uns alle zerstampft haben. Schukuruh ist wüthend, wenn verwundet. Bei Nacht schlechtes Zielen, zumal auf Rhenoster (Rhinoceros), das nur an wenigen Stellen tödtlich zu verwunden ist, und zu Fuß ist der Schütze verloren, wenn er das Thier nur verwundet hat."

„Bah," meinte Gerd, „wir hatten ja noch drei Läufe geladen."

„O weh! was hilft das gegen dicke Haut von Rhenoster, die noch zäher ist, als ein Brett?" sagte Kleinknaep.

Auch Jan mußte das Vorhaben seines Bruders als ein unbesonnenes bezeichnen und rieth Gerd, sich zufrieden zu geben und froh zu sein, daß er sich in keine solche Gefahr gestürzt habe, denn das schwarze zweihörnige Nashorn ist im gereizten Zustande ein erbitterter und furchtbarer Gegner.

Gerd gab sich also zufrieden, spannte seine Büchse wieder ab und suchte sein Lager auf. Man hörte die beiden Thiere jetzt durch die Büsche brechen und unter lautem Schmatzen sich äsen, wobei das

Knistern und Knacken der Zweige vom Haakedoorn und anderen Mimosenbäumen gar deutlich die große Kraft verrieth, welche diese Thiere besaßen.

„Man sagt, das Borélé falle den Menschen, sogar ungereizt an; ist dies wahr, Kleinknaep? laufen wir wirklich Gefahr von ihm?“ fragte Jan.

„Borélé ist sehr bösartig, fürchtet aber das Feuer,“ erwiderte der Buschmann und beeilte sich, das Lagerfeuer wieder zur hohen Flamme aufzuschüren. Die Lohe warf bald weit hin ihren röthlichen Glast, und kurz darauf hörte man die beiden Nashorne pustend und knurrend davon sprengen, und bald waren ihre Tritte nicht einmal dem Ohre mehr erkennbar. Einige weitere Scheite wurden mit den Enden so gelegt, daß sie nach deren Abbrennen in die Grube fallen mußten, und unsere drei Reiter legten sich nun ruhig schlafen.

Lange vor Tag waren sie wieder munter, pflöckten die Pferde noch einmal zum Weiden aus, reichten ihnen etwas Wasser und bereiteten das Frühstück. Jan warf einen bedenklichen Blick auf die beiden leeren Schläuche an seinem und des Buschmanns Sattelknopf. Der Buschmann hatte ungebührlich viel getrunken, denn diese Menschenrace kennt in Essen und Trinken keine Grenze. Doch tröstete sich Jan mit der Hoffnung, weiter östlich bald Wasser zu finden.

Mit Sonnenaufgang, als es hell genug war, die Landmarken zu unterscheiden, saßen sie im Sattel und setzten ihre Reise fort. Das Gelände senkte sich noch immer allmählich in niedrigen geneigten Terrassen, die nicht einmal von Schluchten unterbrochen waren. Je weiter sie kamen, desto freundlicher ward die Gegend, — die Grasdecke des Bodens ward breiter und zusammenhängender, da und dort mit langen Zügen von Buschwerk bedeckt oder theilweise mit Gestrüpp bewachsen, ja nachgerade begegnete das Auge einzelnen Baumgruppen, worunter der schöne Mokono-Baum aus der

Familie der Proteen. Das Gras stand stellenweise so hoch, daß es den Pferden bis an den Bauch reichte, trug aber lauter dürre Halme; dagegen waren die haidekrautartigen, die Zwiebel-Gewächse und eine Menge kleinerer niedriger Pflanzen mit vielfach getheilten und behaarten Blättern zwar welk, aber noch saftig. Es fehlte Nichts zu einem günstigen Weideland als Wasser, das unentbehrliche lebenfristende Naß. Daß es hier an wilden Thieren nicht fehlte, das zeigten die vielen beweglichen Punkte in dem Gelände: Heerden der verschiedenen Antilopen, welche zu jeder anderen Zeit die Jagdlust Gerd's und Kleinknaep's rege gemacht haben würden; allein Jan war durchaus nicht zu bewegen, sie eine solche Heerde anreiten zu lassen. „Die Eltern warten mit Sehnsucht auf unsere Heimkehr, und wir müssen uns beeilen, unsere Sendung zu erfüllen," sagte er. „Wir können und dürfen nicht um einer augenblicklichen waidmännischen Aufregung willen den Zweck unsers Rittes aus dem Auge verlieren und unseren besorgten Eltern die Qual des Wartens verlängern."

Dies erkannte auch Gerd gern an, und so ritten sie denn weiter, nach einer kurzen Mittagsrast dieselbe Richtung noch immer verfolgend. Aber der Abend sank hernieder, und noch erschien keine Quelle, kein Wasserlauf. Vor Durst lechzend, stiegen sie in der Nähe eines mächtigen Affenbrodbaumes von den Pferden und suchten ein passendes Plätzchen zur nächtlichen Beiwacht. Der letzte Schlauch war mehr als zur Hälfte leer, und sein Inhalt hatte kaum den Durst des Einen befriedigt und sollte doch drei Dürstende sättigen. Jan war nicht zu bewegen, mehr Wasser herzugeben, als erforderlich war, um den Theekessel zu füllen.

„Es giebt ein anderes Mittel, den Durst zu löschen," sagte er; „denkt an die Tama-Wurzeln. Wer weiß, ob sich hier nicht ebenfalls welche finden? Ich kann mich nicht entschließen, das kostbare Wasser zu vergeuden, dessen wir vielleicht morgen noch bedürfen!

Laßt uns den Rest des Tageslichts dazu benützen, Tama-Wurzeln zu suchen."

Sie gingen rasch daran und suchten lange, obschon vergebens. Endlich stieß der Buschmann einen Freudenschrei aus und grub hastig mit dem Messer den Boden auf. Jan und Gerd eilten hinzu und sahen, daß er ein weißblühendes Lilien ähnliches Gewächs in der Hand hielt, dessen Zwiebel er auszugraben suchte.

„Dies hier gute Speise — saftig und süß, löscht gut den Durst!" sagte er.

„Eine Art Siegwurz, Gladiolus edulis oder esculentas," sagte Jan hoch erfreut, als er die Pflanze erkannte. „Leider haben sie schon abgeblüht und sind nun schwerer zu finden, aber es giebt noch mehrere Gewächse, welche diesen verwandt sind und ebenfalls eßbare Zwiebeln haben."

Und dies bestätigte sich bei weiterem Suchen, denn sie fanden genug von diesen Zwiebeln, um sich satt zu essen und wenigstens den brennendsten Durst zu löschen. Ermattet, wie sie waren, fühlten sie den Wassermangel nun doppelt, denn der Durst, der sich nur vermindern, nicht stillen ließ durch den süßlichen Saft dieser Zwiebeln, verursachte ihnen Fieber, und nach einer unruhigen, halb schlaflosen Nacht begrüßten sie den Morgen mit einer wahren inbrünstigen Freude.

11. Ein Ritt in der Irre.

Die Nacht war frisch gewesen, und die Pferde leckten begierig den Thau von Gras und Laub. Die Landmarke, welche man am vorigen Abend noch deutlich gesehen hatte, war durch einen Dunst verschleiert, und es blieb Nichts übrig, als sich nach der Sonne zu richten, bis ihre Strahlen den Dunst zertheilt hatten. Auch die Pferde fühlten den Wassermangel sehr und schritten minder rüstig aus.

Es dünkte unseren Reisenden leicht, sich zurecht finden zu können, wenn sie nur so lange nach Ost hielten, bis die höher steigende Sonne den nebeligen Dunst getheilt haben würde. Das Gelände war hier beinahe eben, nur da und dort von wellenförmigen Erhöhungen durchzogen und mehr mit Strauchwerk und Büschen, als mit Gras bedeckt, auch hier und da mit einzelnen Bäumen und Baumgruppen bestockt, welche bei reicherer Belaubung, als sie jetzt zeigten, der Landschaft das Ansehen eines hübschen englischen Parks gegeben haben würden.

Unter anderen Umständen wäre ein Ritt durch diese Gegend oder eine Jagd auf die Heerden von Antilopen, die hier herum ihren Standort haben mußten, wie aus ihren Fährten und der häufig vorkommenden „Losung" gut zu erkennen war, wohl sehr angenehm gewesen. Allein auf Pferden, welche seit zwei Tagen keinen Trunk mehr gehabt hatten und unter einer glühenden Sonne ausschreiten mußten, und bei der Erinnerung an den beinahe leeren Schlauch und die nahezu geleerten Satteltaschen war der Ritt auf's Gerathewohl kein angenehmer. Nach einigen Stunden gemächlichen Trabens hatte die Sonne den fernen Dunst überwunden, und der ganze Horizont lag frei und fernhin erkennbar in seiner gelblichrothen Färbung vor dem Auge unserer Reiter da. Aber nun erst überkam sie ein leiser Schauer: die Berge, welche gestern ihnen zur Landmarke gedient hatten, waren nicht mehr sichtbar. Weit und breit dehnte sich nur die Grasflur mit ihren leichten Hebungen und Senkungen aus.

„Was ist das?" fragte Gerd verwundert und mit einem unwillkürlichen Grauen. „Die Berge von gestern sind wie durch Zauberschlag verschwunden. Wo sind sie hingekommen?"

„Mich dünkt, ich habe die Lösung dieses vermeintlichen Räthsels schon gefunden," versetzte Jan und hielt sein Pferd an, worauf er sich nach allen Seiten aufmerksam umsah. „Wird sind heute früh

immer langsam bergab geritten und nun zu tief, um jene fernen Berge zu sehen. Haben wir diese breitere Senkung dort erreicht, die wohl das Centralthal dieses Systems von Terrassen bildet, so brauchen wir nur an der anderen Seite wieder einige Stunden hinan zu reiten, um wieder so viel Meereshöhe zu gewinnen, daß wir die Landmarke wieder sehen können. Zuvor aber hoffe ich, daß wir dort unten Quellen finden werden. Was meinst Du, Kleinknaep?"

„O ja," sagte der Buschmann; „dort unten viel Wasser, denn alter Buschmann sieht viele lange Streifen von Busch. Dort unten Land viel gut."

Diese Ansicht erfüllte die beiden Brüder wieder mit einiger Hoffnung, und Jan sagte: „Ich will Euch einen Vorschlag thun. Offenbar finden wir das Wasser leichter, wenn wir einzeln und in großer Entfernung von einander reiten, als wenn wir beisammen bleiben. Reiten wir also, Jeder ungefähr tausend Schritte vom Andern entfernt, auf jenen langen, beinahe dreieckigen Streifen Busch zu, der sich dort unten hindehnt, und suchen wir uns an seiner uns zugekehrten westlichen Spitze zu begegnen. Wer von uns zuerst Wasser findet, der benachrichtige die Anderen durch einen Schuß."

Gerd und Kleinknaep waren damit einverstanden. Gerd sollte in der Mitte bleiben, Kleinknaep die rechte, Jan die linke Flanke einnehmen. So ritten sie denn zunächst auseinander, bis sie in genügender Entfernung von einander waren, und bewegten sich dann in der bezeichneten Richtung gemeinsam vorwärts. Die Flanke, welche Jan eingenommen hatte, war dem ansteigenden Gelände zugekehrt, und er konnte meist seine beiden Gefährten in der Entfernung wahrnehmen. Der Weg, den er verfolgte, führte ihn einige tausend Schritte weit über grasige Ebenen von verschiedener Größe und Exposition gegen die Sonne, die sämmtlich durch mehr oder minder große Gebüsche von feinblätterigen Mimosen von einander

getrennt waren. Einige derselben bildeten nur niedriges Buschwerk, in anderen aber standen große Bäume, von dichtem Unterholz umgeben, — uralte Bäume von Gewächsen, welche selbst Jan noch ziemlich unbekannt waren. Der Graswuchs erschien hier üppiger, als unsere jungen Boers ihn seither auf diesem Ritte gesehen hatten, was auf einen feuchteren und fruchtbareren Grund deutete, und die ganze Gegend erschien zu einer Ansiedelung vorzugsweise geeignet, wenn nur das unentbehrliche Wasser sich finden ließ.

„Hier könnte der Vater sich niederlassen, wenn es uns gelänge, eine Quelle zu finden," dachte Jan. Diese Fluren vermöchten Tausende von Rindern und Schafen zu ernähren, und er wäre dann noch immer nicht zu weit von der Grenze entfernt. Und wüßten wir ihn erst sicher untergebracht, so wäre ja die Reise nach dem unbekannten Paradiese für uns Brüder bald eine ausgemachte Sache.

Während er noch unter diesen Gedanken dahin trabte, erschrak er plötzlich unwillkürlich über einem schwirrenden Geräusch, denn vor ihm, vom Hufschlag seines Pferdes aufgeschreckt, stieg ein zahlreiches Volk Sandhühner — von jenen, die man im Kaplande Namaqua-Rebhühner heißt — in die Lüfte und fiel in geringer Entfernung von ihm wieder im Grase ein. Jan's erste Regung war die, seine Flinte zu ergreifen und eines oder einige derselben herunter zu schießen, denn sein Pferd war erschrocken stehen geblieben; allein bei reiferer Erwägung ließ er die Flinte wieder sinken, obschon diese Hühner von der Gattung Pterocles so schwerfällig fliegen, daß sein Blei sie ganz gewiß noch erreicht haben würde. Er erinnerte sich nämlich, daß sein Schuß nur die beiden Gefährten herbeigelockt und so den Zweck der getroffenen Verabredung vereitelt haben würde. Trotz der vereitelten Jagdfreude erfüllte ihn aber der Anblick dieser wilden Hühner mit einer gewissen Befriedigung, denn er wußte, daß diese Thiere sich beinahe niemals weit von einer Quelle entfernen.

Er ritt ihnen also nach und merkte sich, als sie wieder aufflogen, genau die Richtung, welche sie einschlugen. Diese lag etwas links von dem Punkte, welcher zur Zusammenkunft dienen sollte.

Nachdem Jan einige hundert Schritte weiter geritten war, stieg ein zweites Volk solcher Namaqua-Hühner vor ihm auf und schlug dieselbe Richtung ein, und bald darauf, als er um die Spitze eines langgedehnten Busches bog, sah er einen Trupp eigenthümlicher, beinahe straußenartiger Vögel inmitten einer dürren Grasfläche stehen oder vielmehr hin- und hertrippelnd sich äsen. Es gehörte ein scharfes Auge dazu, die gelbgrau und braun gefiederten Vögel von der Färbung des dürren Grases zu unterscheiden, worin sie umherliefen, und Jan wäre vielleicht nicht auf sie aufmerksam geworden, wenn nicht bei seinem plötzlichen Erscheinen einer dieser Vögel wenige Pferdelängen vor ihm aus dem Grase aufgesprungen und, so rasch ihn seine hohen „Ständer" trugen, in der Richtung auf den größern Trupp davon gelaufen wäre und dabei einen eigenthümlichen Ton von sich gegeben hätte. Kaum aber vernahmen die anderen Vögel diesen Ton, als sich derselbe auf allen Seiten wiederholte und der ganze Trupp sich rasch in Bewegung setzte und davon lief. Jan bemerkte nun, daß die Vögel rings um die Schaar her eine Kette ähnlicher Schildwachen ausgestellt hatten, wie die von ihm aufgeschreckte, und daran erkannte er, daß er hier keine Straußen vor sich hatte, sondern ein Volk von der größern Trappenart, die im Innern des Kaplandes heimisch ist.

Der Rumpf dieser Vögel hat nahezu die Größe eines Schwans, und der Hals war ebenso lang, aber die Beine ähnelten an Bau und Höhe denen des Straußes, welchem die Trappe auch darin glich, daß sie sich weit besser auf das Laufen, als auf das Fliegen zu verstehen schien.

12. Die Bitterwasserquelle und der Wüstenbrunnen.

Während er diesen schönen großen Vögeln mit einigem Bedauern nachblickte, zumal da er wußte, daß sie einen trefflichen Braten liefern, und nun erst begriff, warum die Boers diesen Vogel den „Pfau" nannten, weil er nämlich beim Laufen mit dem Winde den Schweif ebenfalls zu einem kleinen Rade ausbreitet und sich seiner wie seiner halbgeöffneten Schwingen gleichsam als Segel zur Beschleunigung seines Laufes bedient, — knallte ein Schuß in der Entfernung zu seiner Rechten und rollte, vom Echo getragen, über die Ebene hin. Plötzlich flogen die Trappen mühsam auf und waren bald hinter einem Gebüsch wieder eingefallen und Jan aus dem Gesichte.

Dieser Schuß war offenbar ein Signal von Gerd oder Kleinknaep. Daher wandte Jan sein Pferd, nachdem er die von dem Trappenflug eingeschlagene Richtung sich gemerkt hatte, und sprengte der Richtung zu, aus welcher der Knall des Schusses gekommen war. Wenige Minuten später entdeckte sein Auge den Bruder Gerd unter einer Gruppe ziemlich hoher Bäume. Gerd war abgestiegen und trank begierig aus dem kurzen Trinkhorn, das er an einem Riemen bei sich führte. Er hatte also Wasser gefunden. Auch sein Pferd schien aus der Quelle zu trinken. Jan's Pferd mochte ebenfalls die Nähe des Wassers wittern, denn es wieherte und pustete muthig, schnupperte mit erhobenem Kopf in die Luft hinaus und sprengte dann, ohne von seinem Reiter angespornt oder gelenkt zu werden, von selbst in jener Richtung fort.

Als Jan zur Stelle kam, fand er seinen Bruder am Rande eines kleinen Teichs, der einige Morgen groß sein mochte, und dessen Umgebungen einen ganz anderen Pflanzenwuchs zeigten, als man ihn sonst in der Nähe von Quellen trifft. Auch hatte das Wasser eine eigenthümlich bleigraue Färbung, und es wuchsen weder Schilf

noch Rohr und Wasserpflanzen darin, und die Bäume standen in ziemlicher Enfernung vom Wasserrande. Gerd's Pferd stand schon bis an die Kniee darin und soff in durstigen Zügen, und selbst Gerd schien nicht satt zu bekommen.

„Trink, Bruder!" rief er Jan entgegen. „Es ist zwar kein gutes Wasser und schmeckt brackisch und bitter, aber es stillt doch den grimmigen Durst einigermaßen!"

„Ein brackisches bitteres Wasser?" fragte Jan absteigend. „Eine Naatron-fontein? Ja fürwahr, es ist ein Bitterwasser," sagte er und spuckte den ersten Schluck wieder aus, welchen er aus dem dargereichten Trinkhorn Gerd's genommen. „Trink nicht mehr davon, lieber Gerd! es erzeugt gar leicht Ruhr und Kolik, wenn man dieses Wasser in solcher Menge und in so erschöpftem Zustande trinkt."

Aber Gerd lächelte ungläubig und meinte: „Sieh nur die Pferde an, Bruder, wie diese sich die Labe munden lassen! Wenn es schädlich wäre, würde der Instinkt sie davor warnen."

Jan bestand dagegen auf seiner Warnung und hielt sogar sein Pferd zurück, als es mehr trinken wollte. Mittlerweile war auch Kleinknaep herangekommen und hatte das Wasser versucht, das er ebenfalls wieder ausspuckte.

„Pfui," sagte er, „das ist Teufelswasser! Aber wenn ihr ein Weilchen warten wollt, so wird alter Buschmann Euch gutes Wasser schaffen."

„Thu' das, Alter, wir wollen hier ein Stündchen rasten," sagte Jan und führte sein Pferd eine Strecke vom Ufer des kleinen Natronsees hinweg, um es im saftigeren Grün einer Wiese am Ablauf des Teiches weiden zu lassen.

Kleinknaep und Gerd folgten ihm, und während die jungen Boers sich im Schatten niederstreckten und ihre Pferde ruhen ließen, suchte der Buschmann eine Krümmung des kleinen Bächleins, welches

den Ablauf des Bitterwasserteichs bildete, und grub hier, einige Armslängen von dem Bachbette entfernt, ein kreisrundes tiefes Loch in den Boden, das mehr als zwei Fuß im Durchmesser hatte. Als er es auf ungefähr vier Fuß abgeteuft und sorgfältig gereinigt hatte, überdeckte er es mit Mimosenzweigen, die er abgehauen, wickelte den Rest seines Frühstücks aus seinem Karoß heraus, verzehrte es, streckte sich dann neben den Brüdern in den Schatten nieder und schlief ein.

Nach Verlauf einer Stunde erwachte er, ging zu seinem Brunnen hin, deckte ihn auf und rief die jungen Boers mit Freudenruf und fröhlichem Grinsen herbei. Als sie herzutraten, fanden sie den Brunnenschacht etwa zu einem Drittel mit Wasser gefüllt, dessen Menge sich auf einige Orhoft belaufen mochte. Kleinknaep schöpfte mit seinem Trinkbecher und bot es Jan, welcher es kostete. Das Wasser schmeckte zwar fade und noch etwas salzig, aber es enthielt offenbar nicht mehr viel von den Bittersalzen, und alle drei tranken nun nach Herzenslust; ja, Jan füllte sogleich den Kessel, um Thee zu kochen.

„Das ist ein Namaqua-Brunnen," sagte Kleinknaep schmunzelnd. „Alter Buschmann kann überall Wasser schaffen, wo ein Rinnsal ist, und dies Wasser ist nicht Teufelswasser."

Hierauf führte er die Pferde herzu, die sich um den Schacht herum niederknieten und ihren Durst ebenfalls befriedigten. Die Quelle füllte sich immer wieder nach und schien ergiebig bleiben zu wollen, was Jan auf allerhand Gedanken brachte. Er bemerkte, daß der Buschmann seinen Brunnen der convexen Seite der Krümmung gegenüber gegraben und den Schacht unter die Sohle des Bachbetts hinunter getrieben hatte, und er begriff nun den Grundsatz, welcher den Buschmann instinktmäßig geleitet hatte. Der Boden war an der Stelle, wo Kleinknaep gegraben, nicht feuchter als anderswo, sondern eher trockener und steiniger, aber der Andrang des Wassers, welches sich dort in der Krümmung anstaute, ließ es dort schneller durchsickern.

13. Gerd von der Kolik befallen.

Nachdem unsere drei Reiter ihren Thee getrunken und sich an den Resten ihres getrockneten Fleisches und Zwiebacks gelabt hatten, stiegen sie wieder in den Sattel und schlugen jene Richtung ein, in welcher Jan zuvor die Vögel hatte fliegen sehen. Sie erreichten bald einen hübschen Waldstrich aus Unterholz und einzelnen Hochstämmen, welcher den ganzen oberen Theil des Thalbeckens auszufüllen schien, und sprengten mit einer sehr erklärlichen Freude in dieses Gehölz hinein, das ihnen die Nähe von weiterem Wasser verhieß. Aber nach einiger Zeit blieben Gerd und sein Pferd zurück. Jan sah, daß sein Bruder blaß geworden war und mit Mühe den Ausdruck eines physischen Schmerzes unterdrückte, welcher sich gleichwohl in seinen fieberglühenden Blicken und seinen ernsten Zügen kundgab. Er wankte sogar im Sattel und zeigte Spuren von einer halben Ohnmacht.

Jan ritt zu ihm zurück und unterfing ihn mit dem Arm. „Was ist Dir, Gerd? Du bist krank?" fragte er; „sagte ich Dir nicht, das Wasser werde Dich krank machen?"

„Du hattest recht, wie immer, lieber Bruder," erwiderte Gerd schwach; „oh, ich fühle mich sterbensübel — ich kann nicht weiter — es ist die Kolik!"

„Fasse Dich, Bruder! auf der nächsten Lichtung machen wir Halt," sagte Jan tröstend.

Kleinknaep war auch herzugekommen und rieth, aus dem Busch hinauszureiten, um vor Leoparden sicher zu sein, und so kehrten sie denn um und machten auf der ersten besten Grasflur in der Nähe von Bäumen Halt, sattelten ab, pflöckten die Pferde an und bereiteten dem krankgewordenen Gerd ein Lager. Es war ein Glück, daß auf Jan's Befehl die Schläuche noch an Buschmann's Brunnen gefüllt worden waren, denn Jan konnte dem Kranken nun Thee

bereiten, und das heiße Getränke linderte seine Schmerzen. Kleinknaep trug Holz herbei und erbot sich dann, auf die Jagd zu reiten und frisches Fleisch herbeizuschaffen, welches er denn auch nach einigen Stunden in Gestalt einiger Perlhühner und einer Trappenhenne hereinbrachte.

Gerd hatte gewaltige Schmerzen auszustehen, und Jan bereitete ihm Kraftbrühen und saß die ganze Nacht wachend neben ihm, um ihn zu verpflegen. „Laß es Dir eine Warnung sein, mein lieber Bruder, nie wieder nach langem Durstien so unmäßig zu trinken, und am allerwenigsten aus einer unbekannten oder unreinen Quelle. Gar Mancher schon hat sich auf diese Weise lebenswieriges Siechthum, wo nicht den Tod geholt. Und wie könnte ich wagen, zu den lieben Eltern heimzukehren ohne Dich, den besonderen Liebling des Vaters?"

Gerd versprach, sich diese Lehre hinfort zu Nutz zu machen, und unterzog sich geduldig den Vorschriften und bitteren Tränken, welche Jan ihm verordnete. Am andern Morgen aber war er noch nicht in der Lage, den Ritt fortzusetzen. Waren auch seine Schmerzen bedeutend gemildert, so hatte ihn doch eine Schwäche ergriffen, dergleichen er seither noch nie gekannt hatte. Daher ließ ihn Jan im Lager zurück und ritt allein hinaus, um das Land in der Richtung gegen Ost zu durchstreifen und zu untersuchen, während der Buschmann bei Gerd zurückbleiben sollte.

Es war ein qualvoller langer Tag für den armen Kranken, doch fand er ab und zu wieder Schlaf und konnte so die langen Stunden hinweg täuschen, während der Buschmann die Umgebung durchstreifte. Eine Stunde vor Sonnenuntergang kehrte Jan von seinem Ritt zurück, schien aber ermüdet und wenig befriedigt von dem Ergebniß seines Ausflugs.

„Rathe einmal, lieber Bruder, wie weit wir von unserm vorgestrigen Lagerplatze, dem großen Affenbrodbaum, entfernt sind, in

dessen Nähe wir die eßbare Siegwurz gefunden haben?" fragte er Gerd.

„Je nun, einige dreißig englische Meilen etwa," sagte Gerd.

„Fehlgeschossen, mein Lieber!" versetzte Jan. „Ich vermesse mich, in anderthalb Stunden dorthin zu gelangen; wenigstens habe ich heute früh nicht mehr Zeit gebraucht, um dorthin zu reiten."

„Das ist nicht möglich," meinte Gerd.

„Und doch ist es nur allzu wahr," erwiderte Jan. „Hast Du nicht bemerkt, daß ich in einer andern Richtung zurückkehrte, als in derjenigen, in welcher ich weggeritten bin?"

„O ja, dies bemerkte ich wohl. Aber erkläre mir doch, wie dies kommt! Es klingt ja ganz unglaublich."

„Ich erinnere mich, früher von Reisenden gelesen zu haben, welche, wenn sie sich in den Wüsten Nordafrika's oder auf den großen flachen Prairieen Nordamerika's ohne Kompaß und Landmarke nur nach dem Lauf der Sonne richteten, den ganzen Tag in der Irre geritten sind und einen weiten Zirkel beschrieben haben, der sie am Abend ziemlich nahe zu dem Punkte zurückführte, von wo sie am Morgen ausgeritten waren. Dies scheint auch uns in größerem oder geringerem Maaße passirt zu sein, weil wir in Ermangelung einer sichern Landmarke uns Anfangs nur nach dem Stand der Sonne richteten. Ich bin nun überzeugt, daß, wenn wir gestern die Richtung weiter verfolgt hätten, in welcher wir ritten, wir ebenfalls wieder zu dem großen Baobab-Baum gekommen wären, wo wir die vorletzte Nacht gelagert waren, denn ich gelangte dorthin, indem ich eine Richtung einschlug, welche gleichsam die Sehne des Bogens macht, den wir vollends zurückzulegen gehabt hätten."

„Wie kamst Du aber dorthin?" fragte Gerd.

„Weil ich einige Anhöhen bemerkte, deren Umrisse mir ganz bekannt vorkamen," erwiderte Jan, „und weil ich auf dem Kamme einiger kleineren Bodenanschwellungen, über welche ich hinzureiten

hatte, gewisse Linien und Gegenstände und einige Züge der Landschaft wahrnahm, die mich ganz bekannt anmutheten. Ich ritt daher dorthin, um mich zu vergewissern, ob mich nicht eine zufällige Aehnlichkeit täusche, und als ich unsern riesigen Affenbrodbaum wieder erreicht und die Stelle unsers Feuers und Lagers und die Ueberreste der Siegwurz und anderer Knollen und Zwiebelgewächse wieder erkannt, welche wir daselbst verspeist hatten, da fand ich erst, daß wir eine ganz falsche Richtung eingeschlagen und die Höhenzüge, denen wir zu folgen gedacht, mit anderen verwechselt hatten, die mehr ostwärts liegen und nicht zu dem Kaschan-Gebirge gehören. Sobald ich aber unsere richtige Landmarke gefunden und ihre Umrisse in mein Taschenbuch eingezeichnet und mir diesen kleinen Versuch einer Landkarte hier gemacht hatte, ritt ich in der ursprünglichen Richtung fort und fand bald, daß sie unseren Zwecken besser entspricht, als diese langen Niederungen hier. Sieh' her," fuhr er fort und schlug eine frische Haut auseinander, die er vor sich auf dem Sattel geführt hatte, und worin ein Rücken und zwei hübsche fette Keulen von einem kleinern Thiere eingeschlagen waren, — „sieh diese meine Jagdbeute!"

„Eine Gazelle, so wahr ich lebe!" rief Gerd erfreut. „Und wo hast Du sie denn geschossen?"

„Am Fuß der Berge, die wir vorgestern Abend in einiger Entfernung von uns gesehen, in einem wunderlieblichen wasserreichen Thale, das ein wahrer Thiergarten ist, und das wir morgen genauer untersuchen wollen," entgegnete Jan. „Denke Dir, daß diese Gazellen dort mit Springböcken, Bläßböcken, bunten und anderen Antilopen, ja sogar mit den großen Elanden in starken Rudeln weiden und den Schützen bis auf dreißig oder vierzig Schritten anschleichen lassen, und daß in den hübsch zerstreuten Baumgruppen eine Menge der schönsten Vögel horsten; ja, daß Du dort sogar ganze Rudel

von Gnu's sehen kannst, und selbst Nashorn und Elephant ihre Spuren daselbst hinterlassen haben."

„Wirklich?" rief Gerd lebhaft und in der Aufregung eines leidenschaftlichen Jägers. „Und dorthin reiten wir morgen?"

„Allerdings," sagte Jan; „vielleicht finden wir dort einen günstigen Ort zur Niederlassung für unsere Eltern und einen Jagdgrund, der uns auf lange Zeit interessante Studien und reiche Beute verspricht."

„Ach das wäre wunderschön!" meinte Gerd, den die Aufregung schon einigermaßen seine Schwäche vergessen ließ.

„Wirst Du aber morgen auch schon wieder reiten können, lieber Gerd?"

„O gewiß, mein bester Bruder," sagte Gerd; „ich fühle mich beinahe ganz wieder hergestellt; ich habe viel geschlafen und den Tag hindurch mancherlei hübsche Sachen gesehen!"

„Was denn zum Beispiel?"

„Ein Abenteuer zwischen Schlangen und Schlangenadler," erwiderte Gerd. „Siehst Du dort jene Gruppen von Mokonobäumen? Diese waren der Schauplatz davon. Denk' Dir, wie ich heute Mittag halb wachend hier im Schatten lag, weckte mich plötzlich ein lautes ängstliches Vogelgeschrei von der Krone des vordersten jener Mokonobäume. Wie ich genauer hinsehe, bemerke ich, daß die ganze gefiederte Bevölkerung dieser Bäume in einem gewaltigen Aufruhr ist und unter gellendem ängstlichem Geschrei um die Krone des einen Baumes flattert und immer ängstlicher, lauter und zorniger schreit. Ich sehe daher genauer hin und bemerke, daß die äußerste Spitze eines der unteren Aeste in einer leichten schwankenden Bewegung ist, und daß die Vögel gerade jenen Ast besonders umschwirren. Zugleich nehme ich auch war, daß einige größere Vögel, die ich seither nur wie schwarze Pünktchen in der Entfernung hoch in den

Wolken bemerkt hatte, näher heran kommen, sich der Baumgruppe nähern, dann plötzlich aus großer Höhe herunterfallend sich in Schlangenadler verwandeln, welche augenblicklich in die Baumkrone fallen, und daß gleichzeitig die schreienden Vögel erschrocken auseinanderstieben. Sollten diese Schlangenadler dort nisten und ihre Jungen vertheidigen wollen? frage ich mich. Doch nein, ich weiß ja, daß diese Raubvögel nur selten auf Bäumen nisten. Bald aber erklärt sich das Räthsel. Zwei, drei dieser Adler steigen wieder in die Höhe, und jeder trägt in seinen Fängen eine größere oder kleinere Baumschlange, die er dicht hinter dem Kopfe ergriffen hat mit Schnabel und Fängen, und die sich vergebens bemüht, ihre Gewinde um den Vogel zu schlingen. Der Aar aber kennt diese List seines Feindes und weiß, daß es sein Verderben sein würde, wenn die Schlange ihr Ziel erreicht, darum schlägt er im Fluge mit seinen starken Schwingen nach ihr und sucht ihre Bemühungen zu vereiteln. Ohne sich im mindesten beirren zu lassen, trägt er sie einige hundert Fuß hoch in die Lüfte, dann läßt er sie fallen, daß sie mit einem dumpfen Tone auf die Erde niederstürzt, wie ein Säckchen mit Getreide. Nachdem er alsdann noch eine Weile unbeweglich oben in der Luft geschwebt, klappt er plötzlich die Schwingen zusammen, stürzt mit größter Geschwindigkeit auf den Boden nieder und macht sich nun rasch daran, den durch seinen Fall zerschmetterten oder wenigstens betäubten Fang zu verzehren. Allein kaum hat der Aar begonnen, sich an der fetten Schlange gütlich zu thun, so fallen eine Anzahl schmutzigbrauner Vögel, die ich an ihrem nackten weißen Hals und Kragen sogleich für verschiedene Arten von Aasgeiern erkenne, über den Aar her und suchen ihn von seiner Beute zu vertreiben. Der Aar vertheidigt sich anfänglich wacker gegen Beeinträchtigung seiner wohlerworbenen Rechte; allein am Ende muß er der Uebermacht weichen und schwingt sich, nachdem er Wunden ausgetheilt und empfangen, in die Luft und fliegt davon, während die

Geier schreiend und krächzend sich um die Beute zanken und förmlich um dieselbe raufen und nicht eher ruhen, als bis unter Geschrei und Hader die letzten Reste der Schlange bis auf den Kopf verzehrt sind."

„Das muß ein merkwürdiges Schauspiel gewesen sein," sagte Jan. „Aber ich kann Dir für morgen noch Aehnliches und ebenso Interessantes versprechen. Auf einer steinigen nackten Hochebene, die sich in der Nähe jener Felsenberge hinzieht, sah ich auch einige Trupps von Straußen, und wenn mich mein Auge nicht trog, sogar Giraffen und Zebra's."

Gerd war ganz elektrisirt von dieser Kunde, und während Jan zum Abendbrod die Keulen und den Rücken der kleinen Gazelle briet, die kaum die Größe einer halbwüchsigen Antilope haben mochte, mußte er seinem Bruder noch allerlei von jenem parkähnlichen Thiergarten erzählen.

Mittlerweile hatte Kleinknaep für den kranken Gerd ein Gericht bereitet, welches demselben angeblich sehr wohlthätig sein sollte. Es bestand in rohem Fleische von dem Rückenstück der Gazelle, welches der Buschmann auf einem großen Stück flacher Rinde mit seinem Messer ganz fein zerhackt und mit etwas Salz und dem würzigen säuerlichen Saft der Sauerfeige, Mesembryanthemum edule, die hier herum in Menge vorkam, abgeschmeckt hatte. Kleinknaep bestand darauf, sein junger Baas solle dies Gericht genießen, das ihm am besten bekommen und ihm schnell wieder Kraft geben werde. Gerd kostete anfangs mit einigem Widerwillen dieses unscheinbare Gericht, hauptsächlich nur um den guten Willen des Knechtes anzuerkennen; allein er fand es wider Erwarten sehr schmackhaft und kräftig und hatte bald die ganze Portion mit Appetit aufgezehrt.

14. Eine Antilopenjagd.

Nach einer ungestörten Nacht erwachten unsere jungen Boers frisch und munter, und Gerd fühlte sich rüstig genug, um die Reise fortzusetzen, was Kleinknaep mit sichtlicher Genugthuung dem Einfluß seines Ragouts von rohem Fleisch zuschrieb. Die Ueberreste des Bratens wurden in die Gazellenhaut eingeschlagen mitgenommen, und mit dem grauenden Tage trabten sie unter Jan's Führung nach dem riesigen Affenbrodbaum zurück, den sie auch bald erreichten und wieder erkannten. Von hier aus war der Ritt ein ziemlich sicherer, denn die Berge lagen im hellen Sonnenschein klar und deutlich vor ihnen. Einige Stunden reichten hin, um die Hochebene zu erreichen, deren steiniger Charakter unsere jungen Wanderer an jene Gegend erinnerte, in welcher sie vor einigen Tagen den Strauß erlauert hatten. Gegen Mittag hielten sie am Saume dieser steinigen Hochebene unter einigen Haakedorn- und Wart-ein-Weilchen-Büschen. Wart-ein-Weilchen heißt der kapische Boer nämlich eine Acacienart, welche bald busch-, bald baumförmig auftritt, aber überall, wo sie vorkommt, ihre stacheligen Zweige und Aeste so in einander verflicht, daß sie beinahe undurchdringliche Dickichte bildet und den emsigen Jäger in Verfolgung seines Wildes, wie den Reisenden und seine Gespanne oder Heerden in Verfolgung seines Weges aufhält.

Während unsere jungen Boers hier rasteten und die heißesten Tagesstunden im Schatten verbrachten, während die Pferde das wenige Grün der Umgebung abweideten, zeigte Jan seinem Bruder das gerühmte Paradies in ziemlicher Nähe. Von der steinigen Hochebene hinab senkte sich das Gelände wieder in breiten Terrassen zu einer Thalsohle, an deren Grunde hier eine fortlaufende Reihenfolge von Baumgruppen und Gebüschen einen Wasserlauf oder ein Flußbett vermuthen ließ, jenseit dessen das Gelände wieder in ähn-

lichen Stufen anstieg bis zu den Höhen, die sich theilweise dicht bewaldet zeigten wie die Magalis- und Kaschanberge in der Transvaal'schen Republik der Boers. Eine reiche Pflanzendecke von Gräsern und niedrigen Gewächsen deckte jene Thalsohle und zog sich, obwohl minder saftig und von weniger lebhafter Färbung, auf die lehnen Hänge der Terrassen hinan, und da und dort ragten dann wieder steile schroffe Kämme von Urgestein und plutonischen Felsen durch die Grasfluren hin, als ob hier das nackte Felsgerippe des Bodens zu Tage träte. Dunklere bewegliche Punkte und Flecken auf dem Gelände bezeichneten die Rudel oder Heerden von wilden Thieren, namentlich Wiederkäuern und Dickhäutern, welche dort sich herumtummelten, und reizten Gerd's Neugier und Jagdlust so sehr, daß er sich vor Ungeduld kaum zu fassen wußte.

Endlich brachen die jungen Boers wieder auf und trabten rührig die sanft geneigten Lehnen hinunter, an manchem malerischen Busch vorüber, in welchen sich da und dort ein Volk Perlhühner oder anderer Vögel rettete, welche der Hufschlag der Pferde aus dem hohen Grase und Gestrüpp vertrieben. Sie waren noch kein Stündcher geritten, so sah Gerd, der vor lauter Ungeduld meist voranritt, plötzlich ein hübsches Thier von der Größe einer Ziege und einer hübschen hellen braunröthlichen Färbung in ganz kurzer Entfernung vor sich in dem hohen Grase aufspringen und dann plötzlich wieder verschwinden.

„Was war das?" fragte er zu seinen Gefährten gewendet, denen diese Erscheinung ebenfalls nicht entgangen war.

„Ein Ducker," erwiderte Kleinknaep. „Alter Buschmann sieht deutlich, wo er noch im Grase läuft. Dort sind zwei, drei, laufen hinter einander im Gras, machen langen Strich Gras zittern."

„Ah, richtig! dort, nicht wahr?"

„Ja, dorthin. Ducker guter Braten, viel mehr gut als Kaphirsch (Antilope Caama). Ducker bald müde, wenn man ihm nachreitet, und dann gut zu schießen."

„Dort, dort taucht er wieder auf!" rief Gerd, der mit unverwandtem Blick der Spur der Thiere folgte. „Was ist es für ein Thier, Jan?"

„Eine der kleineren Antilopenarten, Antilope mergens," versetzte Jan; „sie bildet gewissermaßen den Uebergang von der Antilope zur Gazelle. Aber komm', laß uns weiter reiten. Du findest dieses Thier hier noch häufig genug. Früher war es auch im Süden vom Oranjerivier sehr häufig, aber nun ist es dort beinahe ausgerottet."

Nur mit Widerstreben folgte Gerd der Aufforderung seines Bruders, und hauptsächlich nur deshalb, weil die Ducker schon außerhalb Schußweite waren. Aber noch waren unsere jungen Boers keine tausend Schritt weiter geritten, so sprang wieder eine solche Antilope wenige Klaftern vor seinem Pferde aus dem Grase auf und wandte sich zur Flucht. Diesmal war die Versuchung allzu lockend, und vom Jagdfieber hingerissen ließ Gerd seinem Pferd den Zügel schießen und sprengte es mit Sporn und Peitsche hinterher.

„Bleib' da, lieber Bruder," rief ihm Jan zu; „ohne Hunde ist eine solche Jagd zu unsicher."

Aber Gerd war schon zu weit entfernt, um die Warnung deutlich zu hören. Es war ein toller Ritt, denn der Jäger bekam nur hier und da das Wild zu Gesicht, wenn es aufsprang, um sich nach dem Verfolger umzusehen, und dann nur so flüchtig, daß derselbe nicht zum Schuß kommen konnte. Außerdem lief die Antilope entweder aus Leibeskräften durch das hohe Gras oder duckte sich hinter Büsche, bis der Reiter nahe herbeigekommen war, sprang dann von Neuem auf, lief weiter, schlug dann plötzlich einen Haken wie ein Hase und kam nach einer Weile auf einer ganz anderen unerwarteten Seite zum Vorschein, so daß man hätte glauben mögen, es sei gar nicht mehr dasselbe Thier. Binnen Kurzem war Gerd seinem Bruder aus dem Gesicht und ritt mit hartnäckiger Zähigkeit der Antilope nach. Endlich gelang es Gerd, der Antilope den Rückweg nach dem

höhern Gras abzugewinnen und sie bergab zu treiben, wo er sie leichter sehen konnte, und nun glitt er rasch aus dem Sattel, zielte und schoß und sah die Antilope mit einem Sprunge zusammenbrechen. Bis er aber zu ihr hingeritten kam, hatte sie sich wieder aufgerafft und lief weiter, und erst nach einigen hundert Schritten sah er sie wieder zusammenbrechen und diesmal liegen bleiben. Im Nu war er abgestiegen, um sie mit dem Messer abzufangen, dann hob er sie auf sein Pferd und wollte sie eben hinter dem Sattel festbinden, als ein Getrappel am Boden und ein Reißen und Knacken in den Büschen seine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite lenkte. Aufblickend gewahrte er in kurzer Entfernung vor sich ein starkes Rudel Antilopen von verschiedenen Arten, mehrere hundert Thiere stark, die in flüchtigem Trabe gegen ihn herankamen. Der Knall des Schusses, den das Echo weithin trug, oder die Annäherung der beiden Reiter Jan und Kleinknaep mochte sie beim ruhigen Weiden aufgeschreckt haben, und sie flohen nun unter der Leitung eines alten Bockes, welcher der Führer der Heerde zu sein schien. Es war ein Anblick, bei welchem das Herz eines Jägers aufgehen mußte. Da waren einige Addax-Antilopen mit armslangen dünnen Hörnern, und weißlichem, oben graulich gedecktem Fell, von der Größe eines Esels; — da waren einige Bläßböcke (A. pygarga) mit Hörnern von 14 Zoll Länge, an Bauch, Stirn und Spiegel (Schwanzgegend) weiß, sonst aber am ganzen Leibe schön kastanienbraun und von der Größe eines Pony; — da waren zimmetbraune Caamas mit weißem Bauch und schwarzem Strich auf Stirne, Scheitel, Hals und Schwanz; — da waren Pallahs (A. melampus) mit langen Ohren und Hörnern, rostgelbem Fell, weißem Bauch und einem schwarzen Rückenstreif, und noch einige andere Arten. Alle aber trippelten gar seltsam eilig und flüchtig durch einander, wie eine Heerde gehetzter Schafe, und drängten sich in einen wirren Knäuel zusammen, worin eines das andere vorwärts schob und stieß.

„Ha, dieses Rudel anzureiten und einen guten Schuß hineinzuthun!" das war der Gedanke, welcher bei diesem schönen und interessanten Schauspiel Gerd durch den Sinn fuhr, und augenblicklich machte er sich daran, seine Büchse wieder zu laden, und sah sich raschen Blickes in der nächsten Umgebung um, weil er einen Ort erspähen wollte, wo er einstweilen den erlegten Duckerbock niederlegen und doch wieder zu finden gewiß sein könnte. Halt! das kommt gelegen! Dort ist eine ganze Reihe kegelförmiger hoher Ameisenhügel, die sich nach einer Felsengruppe hinziehen. Dieser Ort ist genugsam gekennzeichnet, um ihn wieder zu finden. — So dachte Gerd, und gedacht gethan! Er schwang sich in den Sattel und ritt zu den Termitenhaufen hinüber, die sich auf einer beinahe nackten Fläche von mehreren Morgen im Umfang in Gestalt von Zelten, Kuppeln, großen und kleinen Kegeln erhoben und theilweise die Eigenthümlichkeit zeigten, daß die größeren kuppelförmigen, welche einen Hügel von zwölf Fuß und darüber erreichten, noch von einer Menge kleinerer schlankerer Kegel umgeben waren, welche die großen flankirten, wie die Thürmchen oder Fialen das Dach eines gothischen Münsters flankiren. Hier warf Gerd sein erlegtes Wild vom Pferd und sprengte dann der Heerde in einer Diagonale nach, die ihn derselben bald nahe bringen mußte.

15. Die Raubameisen.

Jung, leidenschaftlich und gedankenlos, wie unser junger Freund Gerd war, hatte er in diesem Augenblick für Nichts mehr Sinn, als für die Heerde wilder Antilopen, unter welchen er mehrere ihm ganz neue und noch unbekannte Arten sah, wovon er ein schönes Exemplar erlegen wollte. Mehr als eine Stunde verging, bevor er wieder zu den Ameisenhügeln zurückkehrte, von Schweiß triefend, auf abgehetztem

Thiere, aber mit Hals und Rücken eines feisten Bläßbocks auf dem Sattel. Er hätte beruhigt seinen Gefährten nun nachreiten können, denn dieses Wildpret bot für mehrere Tage reichliche Nahrung. Aber der Ehrgeiz kitzelte ihn, wenigstens noch die Haut und die Keulen des Duckers mitzubringen, zum Beweis, daß er nicht vergeblich geritten war. Als er daher den Körper des Duckers von weitem erblickte, stieg er ab, ließ sein Pferd grasen, hing Pulverhorn und Kugeltasche an den Sattelknopf und näherte sich nur mit dem Messer in der einen und der Büchse in der andern Hand seiner Beute. Wie er jedoch zu dem Ducker herankam, wimmelten die blutigen Nüstern des Thieres schon von den großen langen weißen Ameisen oder Termiten, welche in den benachbarten Hügeln wohnten. Ganze Züge von ihnen liefen in langer Linie von den Hügeln heran und wollten sich über das erlegte Wild hermachen. Gerd zertrat einige ihrer Kolonnen, worüber die anderen in ein lautes warnendes Zischen ausbrachen, packte sein Wild an den Hinterläufen und schleppte es ein Stück weit abseits, wo er dann rasch und mit waidmännischer Fertigkeit den Duckerbock streifte und zerwirkte. Eben war er damit fertig und hatte schon die Keulen in die Haut gewickelt, als ein ängstliches Pusten und Wiehern und lautes Stampfen seines Pferdes seine Aufmerksamkeit dorthin lenkte. Der Braune bockte und schlug aus und suchte sich von dem Kampirpflock loszureißen. Seine Mähne sträubte sich, und er verwandte das Kreuz unverrückt nach einem nahen Gebüsch, hinter welchem einige Gestalten undeutlich genug zu sehen waren.

„Sollten dies Wilde sein?" dachte Gerd und bereute einigermaßen seine Thorheit, sich so weit von seinen Gefährten hinweg gewagt zu haben. — „Sollten sie mir mein Pferd nehmen wollen, um mich zu entwaffnen?" fragte sich Gerd und erinnerte sich mancher ähnlicher Listen von Buschmännern und Griquas und Kaffern, die man sich in seiner Gegenwart am Lagerfeuer erzählt hatte. Daher

eilte er zuvörderst nach seinem Pferde, um sich das Mittel zum Kampf wie zur Flucht zu sichern, denn zu Pferde fühlte sich der Boer noch einmal so stark und muthig. Kaum aber hatte er seinen Braunen erreicht, als hinter dem Busche ein junger Leopard hervorsprang und ihn einen Augenblick anstarrte, hierauf den Schweif einzog wie ein Hund, sich umwandte und einige Ruthen weit davon trabte, dann aber in weiten Sprüngen davon eilte und bald im hohen Grase verschwand.

Offenbar hatte der Schweiß (das Blut), welcher noch an der Haut des erlegten Bläßbocks herabträufelte, dem Leoparden Witterung gegeben und diesen herangelockt, denn es war unwahrscheinlich, daß derselbe sich unterfangen hätte, ein Pferd anzugreifen. Der Rücken des Bläßbocks hatte allein den Leoparden lüstern gemacht, aber nun entwich er aus angeborner Furcht vor dem Menschen. Gerd zog den Kampirflock heraus, wickelte den Riemen auf und führte sein Pferd an die Stelle heran, wo er seinen Ducker verlassen hatte. Aber wie erstaunte er nun, schon nach einer Abwesenheit von wenigen Minuten sowohl den verstümmelten Rumpf des Duckers, als auch die von ihm eingeschlagene Haut mit einem dichten Knäuel weißer und grauer Termiten überdeckt und den Boden rings umher von langen Zügen dieser Insekten wimmelnd zu finden. Ja, das Gewimmel derselben war so lebhaft, daß es den Anschein hatte, als ob die Termiten förmlich untereinander Krieg führten und sich die Beute streitig machten.

Hiervon neugierig gemacht, beugte sich Gerd vor, um genauer zu sehen, und ließ den Zügel seines Pferdes los. Und siehe da! es war wirklich ein Kampf, den sich die einzelnen Züge der Termiten um den Rumpf des Duckerbocks herum lieferten. Es waren die Krieger der verschiedenen Baue, wie Gerd an ihren langen Zangen und großen Mandibeln gut bemerkte. Sie bissen und drängten sich mit großer Wuth auf den Fleischresten herum, und ab und zu gelang es

dem einen Haufen der Termiten, den andern schwächern zu verdrängen, worauf andere Züge von Termiten herankamen, wovon jedes einzelne Insekt sich einen Fetzen Fleisch abriß oder mit den Freßzangen lostrennte, es dann in diesen festhielt und damit den Heimweg nach dem Bau antrat. Diese mit Fleisch beladenen Insekten waren die Arbeiter der Termiten-Kolonien und unterschieden sich von den Kriegern nur wenig. Sobald die Arbeiter aber wieder abgezogen waren, entbrannte der Kampf zwischen den Kriegern von Neuem, und endete mit wechselndem Erfolg bald für die eine, bald für die andere Partei.

Das Treiben dieser Termiten interessirte Gerd in hohem Grade, und um dieselben nicht zu stören und sich diesen Anblick bequemer zu verschaffen, erkletterte er den nächsten besten zuckerhutförmigen Termitenbau und sah von hier aus dem Kampfe dieser Insekten eine Zeit lang zu. Er konnte wahrnehmen, daß die einzelnen Züge aus verschiedenen Löchern im Boden krochen, welche je einige Fuß weit von der Basis der Baue entfernt und so angebracht waren, daß ein Büschel Gras oder Haidekraut sie einigermaßen verdeckte. Diese Löcher waren offenbar die Mündungen der Fluchtröhren des Baues, denn an diesem selbst und seinen Thürmchen war keine Spur von einer Oeffnung anzutreffen, sondern sie zeigten eine ganz glatte harte Oberfläche, als wären sie aus lufttrockenen Ziegeln gewölbt und sorgfältig getüncht. Nur die älteren davon waren mit Gras und mancherlei kleineren Pflanzen aus den Familien der Haide- und Eiskräuter (Ericaceen und Mesembryanthemeen) bedeckt. Die Baue selbst aber wechselten an Höhe und Umfang von der Größe eines zuckerhutförmigen Kegels von kaum Ellenhöhe bis zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß und mehr bei ebenso viel Durchmesser in der Breite. Die verschiedenen Termitenarten unterschieden sich mehr durch ihre verschiedene Größe, als durch Körperbau und Färbung, welche bei allen ziemlich ähnlich waren.

16. Eine Kette der Zerstörung.

Gerd hatte noch nicht allzu lange flach ausgestreckt auf dem Bauch dagelegen und dem Treiben dieser Termiten zugeschaut, als seine Aufmerksamkeit von einem andern größern Thiere in Anspruch genommen ward, welches ganz leise die Scene betrat. Es war ein Thier von ganz eigenthümlichem, niedrigem, langgestrecktem Wuchs, dessen beinahe walzenförmiger Körper große Aehnlichkeit mit demjenigen eines halbwüchsigen Schweins hatte; doch war es am Rücken ganz dunkelgrau, mit einem braunröthlichen Anfluge an den Seiten und schwärzlichen, kurzen dicken stämmigen Beinen, deren Fuß an den Vorderläufen in vier starke, mit großen dicken Nägeln bewaffnete Zehen auslief, während die Hinterfüße fünf solcher starkbewaffneten Zehen zeigten. Die Haut des Thieres war dick und grob, mit kurzen borstigen Haaren bedeckt. Von einem Schwein aber unterschied es sich ganz besonders durch den sonderbaren Bau des Kopfes und Schweifes. Der Kopf verlief in eine lange dünne Schnauze, ja man möchte sagen, in einen langgestreckten Rüssel, der viele Aehnlichkeit mit dem eines Schweins hatte. Der Schweif dagegen, mehr als anderthalb Fuß lang, maß ungefähr die Hälfte der Körperlänge und war stark und muskulös.

Dieses Thier, dessen Aussehen etwas Unheimliches hatte, wie das bei den meisten Nachtthieren der Fall ist, und dessen kleines Auge an das des Maulwurfs erinnerte, kam langsam und verstohlen herangekrochen und hielt den Kopf dicht am Boden. Dabei machte es eigenthümliche Bewegungen mit demselben, warf ihn bald herüber, bald hinüber und streckte aus dem dünnen Rüssel eine lange walzenförmige Zunge hervor, die immer aus- und einfuhr, und mit welcher es ganze Schaaren von den Termiten aufleckte, während es sich verstohlen den Ueberresten des Duckerbocks näherte, die von den Termiten wimmelten.

Obwohl Gerd dieses Thier noch nie im Freien und lebend gesehen hatte, erkannte er in demselben doch alsbald jenen Ameisenscharrer, welchen die einheimischen Boers Erdschwein, Aardvark, nennen. Dieses Thier lebt gewöhnlich in Höhlen, die es mittelst seiner starkbewaffneten Zehen und muskulösen Beine mit großer Leichtigkeit gräbt, und die es nur selten bei Tage verläßt. Jetzt hatte irgend ein Ungefähr, vielleicht der Trieb der Paarung, vielleicht auch die Nähe einer Giftschlange, die sich in seinem Bau eingenistet, dieses Thier aus seiner Höhle vertrieben, die es gewöhnlich stollenförmig unter einen Termitenhaufen eingräbt.

Welche Ursache aber auch immer das Thier aus seinem unterirdischen Schlupf vertrieben haben mochte, so viel war wenigstens gewiß, daß es seine Zeit über dem Boden recht gut zu benützen verstand, denn es richtete eine gewaltige Zerstörung unter den kämpfenden Termitenschaaren an und fiel zuletzt noch mit einem feurigen Eifer über diejenigen her, welche auf den Ueberresten der Antilope herum wimmelten. Sein Eifer und seine Gefräßigkeit ließen den Ameisenscharrer nicht einmal die Nähe eines Menschen ahnen, geschweige denn die eines anderen Feindes, welcher ihm leise und tückisch nach Katzenart nachschlich, wie Gerd jetzt bemerkte. Als er nämlich zufällig etwas aufblickte, fiel ihm am Fuße eines der Termitenbaue ein gelber Gegenstand in's Auge, den er zuvor nicht dort gesehen hatte. Er schaute genauer hin und erkannte einen jungen halbwüchsigen Leoparden, vielleicht denselben, welchen er vor einer Viertelstunde von seinem Pferde weggejagt hatte.

Gerd's erste Regung war, nach seiner Büchse zu greifen und dem Leoparden eine Kugel auf's Blatt zu brennen. Aber ein zweiter Blick zeigte ihm, daß der Leopard ihn noch gar nicht gesehen, sondern nur für das Erdschwein Augen hatte, dem er schon zuvor nachgeschlichen sein mochte, als ihn die Witterung von dem Wildpret abgelenkt hatte. Neugierig zu sehen, was daraus erfolgen würde, ver-

schob daher Gerd einstweilen die Eröffnung der Feindseligkeiten, ohne jedoch die ergriffene Büchse wieder aus der Hand zu legen.

Der Leopard war dem Ameisenscharrer, welcher mit dem dichten, aber nun zerstiebenden Knäuel der Termiten auf dem halb abgenagten Duckerskelett sich noch emsig beschäftigte, jetzt auf etwa vier Schritte nahe gekommen, und das Erdschwein hatte noch keine Ahnung von der Nähe seines Verfolgers. Die Augen des Leoparden funkelten wie von wilder Freude; sein Kopf senkte sich tief auf die platt an den Boden gedrückten Vordertatzen, sein Rücken wölbte sich, seine Hinterläufe spannten sich zum Sprunge — dann mit einem gewaltigen Satz sprang der Leopard auf das Erdschwein ein, schlug ihm seine Vordertatzen tief in Hals und Schultern und klammerte sich mit den Hintertatzen an die Kruppe des harmlosen Thiers. Dieses war einen Augenblick wie betäubt, dann aber ließ es einen ängstlichen Laut hören, halb ein Quieken, halb ein Grunzen, und suchte sich mit verzweiflungsvoller Gewalt in den Boden einzuwühlen, in welchem es jetzt mit Schnauze und Vorderläufen grub.

Eine halbe Minute genügte, und der halbe Kopf sammt den Tatzen steckte schon tief im Boden. Der Leopard mochte einsehen, daß ihm seine Beute gefährdet sei; deshalb reckte er eine seiner Tatzen herunter, ergriff den halb eingegrabenen Kopf des Erdschweins, riß ihn mit einem kräftigen behenden Ruck zurück und hatte ihm im nächsten Augenblick die Halswirbel ausgerenkt, daß das wehrlose Thier leblos zusammenbrach und von dem Leoparden aus dem Boden herausgezogen werden konnte.

Der Leopard stand mit einem behaglichen Knurren über seiner Beute, fletschte die Zähne und peitschte sich die schlanken Flanken mit seinem mächtigen Schweife, als Gerd's Büchse knallte, und das so eben noch so siegesfrohe große Katzenthier mit einem gewaltigen Satz in die Höhe sprang, neben seiner Beute niederstürzte und im Verenden seine Tatzen noch tief in den Boden eingrub.

Gerd stieß ein Freudengeschrei aus über den trefflichen Schuß und sprang dann herab, um den Leopard zu betrachten. Die Kugel war ihm zwischen beiden Augen eingedrungen und hatte ihm den Schädel zerschmettert. Das war ein Meisterschuß. Wie mußten da Jan und Kleinknaep aufschauen, wenn er mit so viel Beute zu ihnen zurückkehrte! Augenblicklich zog er sein Messer aus der Scheide und begann dem Leopard die Haut abzustreifen, um sie als Trophäe mitzunehmen.

Als dies gethan war, sprang er auf und sah sich nach seinem Pferde um. Der Braune weidete einige hundert Schritte weit draußen in der begrasten Ebene. „Leo! Leo!" rief Gerd, denn der Braune folgte gewöhnlich auf den Ruf wie ein Hündchen. Allein diesmal kam er nicht; auch die zähmsten Pferde können ihre eigensinnigen Stunden haben. Gerd erkletterte daher den Ameisenhügel wieder, pfiff durch die Finger und rief dem Gaule; aber er kam nicht: er sprang noch weiter in die Ebene hinein. Gerd rief und pfiff und winkte, jedoch vergeblich, und doch mußte ihn das Thier deutlich sehen, denn Gerd hatte ja seine Jacke ausgezogen, und sein mennigrothes Flanellhemd mußte weithin sichtbar sein. Er gestikulirte und winkte, daß seine Arme sich drehten wie Windmühlenflügel. Aber Leo blieb halsstarrig. Er roch vielleicht den Leoparden und wollte deshalb nicht heran. Da blieb denn nichts Anderes übrig, als dem Pferde nachzugehen, obschon anzunehmen war, daß die Jagd auf den störrischen Gaul eine mühevolle sein würde.

17. Gerd von einem Gnu belagert.

Schon war er herab gestiegen, hatte die Jacke über den Arm und die Büchse auf die Schulter genommen, als er hinter sich ein Getrappel hörte, und sich umschauend erblickte er einige sonderbare

dunkelhäutige Thiere, welche gegen die Termitenhügel heransprengten. Sie hatten die Größe eines Pony und die Behendigkeit und das Feuer eines solchen. Aber das braune Haar glich mehr dem eines Hirsches oder einer Färse, und auf ihrem Halse war eine aufrecht stehende wallende Mähne zu sehen, welche an der Haarwurzel weiß, an den Spitzen aber ganz schwarz war. Der Leib war dicker und plumper, als beim Hirsch oder der Antilope, mehr dem eines jungen Stieres ähnlich; der Schweif aber langhaarig, wie der eines Pferdes, und dick mit weißen Haaren besetzt. Das Seltsamste an diesen Thieren aber war der Kopf und das Vordertheil. Zwei große auswärts gekrümmte, erst herab, dann wieder hinaufgebogene Hörner bewahrten den struppigen Kopf mit breiter flacher Schnauze, die von vorstehenden Haaren wie von einem Bart umgeben war. Aus dem zottigen Haar über der Stirne funkelte ein schwarzes Augenpaar tückisch hervor, und unter dem Halse und der Wamme hing noch eine andere schwarze Mähne, so daß alle diese Einzelnheiten zusammen dem Thiere wirklich etwas Ungeheuerliches, beinahe Bösartiges in seiner Erscheinung gaben.

Ihre Nähe hatte Gerd anfangs stutzig gemacht, bald aber erkannte er in ihnen einige alte Böcke des Gnu, jenes eigenthümlichen Charakterthiers des gebirgigen Südafrika, das die Naturforscher zu den Antilopen gerechnet haben. Es waren alte Böcke von dem Boselaphus oder Catoblepas Gnu der Naturforscher. Was aber wollten sie von Gerd? warum „verhofften" sie dicht neben ihm und schnaubten ihn an? warum endlich stieß einer der ältesten Böcke sogar mit den Hörnern nach Gerd und zwang diesen, nur mittelst eines raschen Seitensprungs diesem Stoße zu entgehen?

Dies Alles vermochte sich Gerd anfangs gar nicht zu erklären; doch ward ihm die feindselige Absicht der Thiere klar, und mit einigen Sprüngen zog er sich wieder auf den Ameisenhügel zurück. Das ganze Rudel folgte ihm und trabte um den Hügel her. Er konnte

sie mit Muße beschauen, denn sie schienen ihn nicht zu fürchten. Wie schade, daß die Büchse abgeschossen und Kugeltasche und Pulverhorn am Sattelknopfe angebunden waren? Die Gnu's schienen so sehr erpicht und ergrimmt auf Gerd, daß sie nicht von dem Hügel wichen und sogar oft mit lautem Pusten sich auf den Hinterläufen aufrichteten und mit den schlanken Vorderläufen an der Oberfläche des Ameisenhügels scharrten.

Eine Zeit lang machte es Gerd Spaß, diese Thiere in ihrem seltsamen Zorn zu betrachten. Aber aller Spaß ist nur ein Weilchen angenehm, und ein Blick in die Ebene hinaus, wo das Pferd sich immer weiter entfernte, verdarb Gerd die gute Laune und die Geduld. Er nahm seine Büchse und schlug mit dem Kolben nach den Thieren, aber sie wichen behend den Streichen aus, und der junge Boer mußte bald einsehen, daß er auf diese Weise nur Gefahr liefe, sein gutes Gewehr zu zertrümmern. Er dachte daher auf ein anderes Mittel, und dieses ergab sich leicht. Er durfte nur sein langes Jagdmesser an das Rohr seiner Büchse binden, dann hatte er ein leichtes Bajonett, mit welchem er sich der Thiere schon erwehren konnte. Gedacht, gethan! Ein dünner Riemen, zum Befestigen der Kampirleine am Sattel dienend, steckte noch in der Tasche seiner ledernen Beinkleider und entsprach trefflich diesem Zwecke. Nach wenigen Minuten war die Waffe fertig, und Gerd ersah sich den Augenblick, wo er das bösartigste der Thiere, den ältesten Bock, damit erreichen konnte. Allein der Stoß glitt an der Stirne ab und traf das Thier nur in die Schulter. Jetzt geberdete es sich noch wilder und ergrimmter als zuvor, hielt sich aber auch auf der Hut vor einem neuen Stoße, und bei einem ähnlichen Ausfall gegen ein anderes Gnu strauchelte Gerd selber, und die Büchse entfiel ihm und glitt über den Hügel herunter, während er selbst nur mit Mühe sich so anzuklammern vermochte, daß er nicht unter die Hufe der Gnu's gerieth, welche ihn gar böse zugerichtet haben würden.

Die Lage des jungen Boers war nun eine sehr peinliche. So wehrlos zu sein und von fünf oder sechs kräftigen Thieren belagert, ist keine Annehmlichkeit. In düsterem Unmuth setzte er sich jetzt auf der Kuppe des Termitenbaues nieder und grübelte ungeduldig darüber nach, wie er die Thiere verjagen könnte, die noch immer um den Hügel herumtrabten und sich an dessen steilen Lehnen mit den Vorderläufen aufrichteten und ihre tückischen roth unterlaufenen Augen nicht von ihm verwandten.

Plötzlich prallten die Thiere erschrocken zurück. Gerd war ein jäher Schrei entfahren, weil ihn einige der großen Termiten, welche innen in seinen ledernen Beinkleidern hinaufgeklettert waren, in's nackte Bein gebissen hatten, und diese Bisse empfindlich schmerzten. War seine Stimme den Thieren so furchtbar, daß sie davonrannten und in einiger Entfernung stutzig anhielten? Es galt ja einen Versuch zu machen. Gerd sprang auf, schwenkte die Arme und stieß aus Leibeskräften ein wildes Geschrei aus, das ein Kaffer als Kriegsgeschrei nicht schauriger hervorgebracht hätte. Und siehe da! die Gnu's zogen die Schwänze ein und sprengten mit gewaltigen Sprüngen davon. Alle? Nicht doch; das verwundete Gnu blieb und schien die Menschenstimme nicht zu fürchten, wie die übrigen. Es sprengte nur im Kreise um den Termitenhügel herum und pustete und schnob ganz grimmig.

---

18. Zwischen zwei Feinden.

Gerd nahm jedoch jetzt gar keine Notiz von dem Gnu. In diesem Augenblick beschäftigte ein anderer weit furchtbarerer Gegner seine Aufmerksamkeit vollauf — die Termiten. Mochten die Gnu's die Mündungen der Fluchtröhren eingetreten und dadurch die Insekten gereizt, mochte der Geruch des Blutes, welches aus der langen

Streifwunde an der Schulter des Gnu herabträufelte, sie hungrig gemacht haben, — genug, sie hatten die Gallerieen und Nester ihres Baues verlassen und kamen in langen Zügen auf die Kuppel des Hügels herauf. Die ganze Oberfläche wimmelte von ihnen. Sie krochen Gerd an seinen Schuhen und Beinkleidern herauf und bissen ihn in die Hand, wenn er sie abstreifen wollte. Er sprang auf der Kuppe umher und zertrat sie zu Hunderten, aber an die Stelle der Erlegten rückten immer wieder neue Schlachtreihen, und alle diese schienen nur ein Ziel zu haben — einen Angriff auf Gerd. Er erkannte die Krieger in den vordersten Reihen an ihren größeren Köpfen und langen hornigen Freßzangen. Er wußte, wie schmerzhaft ihr Biß ist, und daß sie bei ihrer Massenhaftigkeit gefährlich werden konnten. Er sah mit einem flüchtigen Seitenblick, daß sie schon den ganzen Körper des Duckers bis auf's nackte Gebein abgenagt hatten, und sogar der Leopard war nur noch eine unförmliche Masse. Ihm graute vor einem ähnlichen Schicksal, denn es war mit aller Gewißheit anzunehmen, daß, wenn er nicht bald von diesem verwünschten Standorte erlöst würde, er ihrer Bisse sich nicht mehr erwehren konnte.

In dieser großen Noth fiel Gerd's Blick auf seine Jacke, die er vorhin hatte fallen lassen. Diese nun ergriff er und schlug damit auf die Oberfläche der Kuppel, daß die Termiten auseinanderstoben und mit Gewalt hinweggefegt wurden. Das half, das säuberte die glatte Kuppel! Aber mit jedem Streiche, welchen er mit seiner Jacke gegen die Termiten führte, ward das Gnu immer wüthender und wilder und fing nun an, den Termitenhaufen mit seinen Hörnern anzugreifen und große Breschen in dessen Lehmmauern hineinzustoßen, so daß die spiralförmigen Gallerieen des Innern, welche nahe an der Oberfläche verliefen, bloßgelegt wurden und eine neue, immer dichter zuströmende Bevölkerung von Termiten entleerten.

Wie lange dies gewährt hatte, vermochte Gerd nicht zu sagen.

Er wußte nur, daß er todt müde, dem Zusammensinken nahe, von Schweiß und Aufregung erschöpft war, daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte, und daß er keine Stimme mehr hatte. Er dachte schon daran, herunterzugleiten, seine Büchse zu ergreifen und das Gnu auf festem Boden zu erwarten. Sein Tod erschien ja auf jeden Fall sicher. Da hörte er plötzlich einen langgedehnten Pfiff in der Ferne. Er blickte hinaus und sah im Abendlichte, denn die Sonne stand schon sehr tief — seinen Bruder Jan heransprengen. Weiter hinten folgte Kleinknaep und brachte Gerd's Braunen an der Leine. Welche Freude, welch ein Jubel für den armen Belagerten! Mit neu belebtem Muthe schwang er seine Jacke, um sich der Termiten zu erwehren. Das Gnu hatte den Galopp des heransprengenden Reiters ebenfalls vernommen, war stutzig geworden und gegen den Heransprengenden herumgeschwenkt. Da parirte Jan plötzlich auf vierzig Schritte von dem Gnu sein Pferd, stellte sich in den Bügeln auf und zielte. Piff, paff! knallten zwei Schüsse, und das Wildebeest (wie die Boers das Gnu nennen) brach zusammen, raffte sich zwar noch auf und trabte weiter, aber nur um von dem heransprengenden Kleinknaep niedergeritten und abgefangen zu werden, während Gerd von dem Termitenhügel herunterglitt und seinem Bruder entgegenwankte.

Weinend lagen die beiden Brüder einander in den Armen. „Gerd, mein lieber Bruder! ich habe Dich wieder!" rief Jan mit Freudenthränen. „Wie konntest Du Dich in solche Gefahr und mich in solche Sorgen stürzen! Wirst Du denn nie klug und besonnen werden?"

„Vergieb, lieber Bruder! es soll der letzte thörichte Streich sein, aber auch der allerletzte!" stammelte Gerd. „Ich danke Dir, ich werde es nie vergessen! aber jetzt nur Wasser, Wasser! ich bin am Verschmachten, und dann fort, fort von hier!"

Farbendruck v. J. Hesse Berlin
Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau

Gerd von dem Ünu belagert

Jan reichte ihm den Schlauch, und Gerd trank in tiefen Zügen das laue Wasser.

„Und was bewog denn Dich, uns so toll aus dem Gesichte zu reiten?“ fragte Jan.

„Dies hier, eine reiche Beute, die mir nun aber die Termiten vergällt haben,“ erwiderte Gerd. „Allein höher schätze ich die erlebte Erfahrung, welche mir für alle Zeiten eine Witzigung sein wird!“

Das Leopardenfell, das Erdschwein und die Ueberreste des Duckers waren von den Ameisen so gut wie zerstört und verlohnten kaum mehr die Mühe sie aufzuladen. Kleinknaep beklagte dies nur des Erdschweins wegen, dessen Fleisch zwar stark nach Ameisensäure riecht und schmeckt, aber trotz dieses Beigeschmacks sowohl bei den Boers als bei den wilden Stämmen sehr beliebt ist, und dessen Keulen geräuchert höchst schmackhafte Schinken geben. Allein er tröstete sich mit dem Wildpret des Gnu, das ebenfalls eines gerechten Rufes bei den südafrikanischen Jägern sich erfreut; und nachdem er eine der Keulen ausgelöst und auf sein Pferd genommen hatte, ordnete auch Gerd seinen Anzug und seine Waffen, schwang sich auf seinen Braunen, dessen störrische Laune nun gewichen war, und ritt mit seinen Gefährten von diesem Schauplatz eines Abenteuers hinweg, das ihm einige der unbehaglichsten Stunden seines Lebens verursacht hatte.

19. Eine Unterhaltung über Termiten und Gnu's.

Ein Ritt von anderthalb Stunden brachte unsere jungen Boers und deren braunen Gefährten hinunter in die weiten Niederungen am Flusse. Die Nacht war schon eingebrochen, als sie sich dem Flusse näherten und sein Rauschen vernahmen. Müde und erschöpft, wie sie waren, machten sie unter einem uralten Ceiba-Baume Halt,

koppelten die Pferde an und theilten sich in die nöthigen Arbeiten. Nachdem ein Feuer aus Gestrüpp und harzigen Mimosenzweigen aufgemacht war, ging Kleinknaep mit seinem Handbeil aus, um Holz herbeizuschaffen, während Gerd am Feuer die Keulen des Gnu und das Rückenstück der Antilope briet, und Jan am Flusse drunten die Schläuche mit frischem Wasser füllte. Dann ward beim hochlohenden Holzstoße die Mahlzeit verzehrt, und da Gerd in Folge der erlebten Nervenaufregung trotz seiner Müdigkeit nicht schlafen konnte, so erzählte er seinen Gefährten das seltsame Abenteuer, welches er droben bei den Termitenhaufen bestanden hatte.

Der Umstand, daß die Gnu's ihn ungereizt angegriffen haben sollten, kam Jan beinahe unglaublich vor. „Diese Thiere sind zwar um diese Jahreszeit in der Brunft und kämpfen häufig mit einander, allein sie sind doch außerdem so scheu und voll Furcht vor dem Menschen und nehmen bei dem ersten Gewahrwerden eines berittenen Jägers so schnell Reißaus, daß ich mir dieses Gebahren gar nicht zu erklären vermag."

„Und doch erzähle ich Dir nur buchstäblich Wahres und wirklich Erlebtes," versetzte Gerd. „Uebrigens hast Du ja selber noch gesehen, wie das verwundete Thier nicht von mir ablassen wollte."

Hierauf fuhr er in seiner Erzählung fort, und als er darin des Umstandes erwähnte, daß er sich der Ameisen mit seiner Jacke erwehrt habe, unterbrach ihn Kleinknaep mit einer Geberde.

„Was willst Du, Kleinknaep?" fragte Gerd.

„Hat mein junger Baas seine Jacke schon abgelegt gehabt, als die Wildebeests ihn anfielen?" fragte der Buschmann.

„Allerdings," versetzte Gerd; „ich hatte mir es leicht machen wollen beim Zerwirken des Leoparden und hatte nur meine Weste an." — „Dann hat das rothe Hemd die Wildebeests zornig gemacht," meinte Kleinknaep. „Büffel und Wildebeest werden sehr böse, wenn sie rothe Farbe sehen, und stürzen wie toll darauf los."

„Ah," sagte Jan, „das ist eine Erklärung, die etwas für sich hat. Ich habe zwar schon gehört, daß man gewisse Antilopenarten schußgerecht herbei locken kann, wenn man einen rothen Lappen an einer Stange flattern läßt oder eine Fahne von grellen Farben aufpflanzt. Aber von einer Abneigung gegen diese Farbe, welche das Gnu mit dem Büffel gemein hat, wußte ich Nichts."

„Alter Buschmann weiß es; hat selber schon erfahren, wie böse Wildebeest ist, wenn man es mit rothem Tuche neckt," sagte Kleinknaep.

Als Gerd mit seiner Erzählung zu Ende war, sagte er: „Ich mache gar kein Hehl daraus, lieber Bruder, daß diese Termiten mich gewaltig geängstigt haben. Du hättest die Menge davon sehen sollen, welche das Erdschwein zuvor schon verzehrt hatte, um zu begreifen, wie sehr ich mich über die zahllosen Haufen verwunderte, welche immer von neuem wieder zum Vorschein kamen. In der That, das Erdschwein hatte eine so reichliche Mahlzeit gehalten, daß ich nur nicht begriff, wie es den starkriechenden Insekten einen Geschmack abgewinnen konnte."

„Oh," sagte Kleinknaep, „Ameisen sind gute Kost — alter Buschmann ißt sie sehr gern — so gern wie Springhähne (Heuschrecken)!"

„Wirklich?" fragte Gerd lächelnd; „ich gönne Dir diesen Leckerbissen." Und zu Jan gewandt setzte er hinzu: „Ich glaube, es giebt kein lebendes Geschöpf, so klein und häßlich es auch wäre, das für die geräumigen Mägen der Namaquas und Betschuanen kein Leckerbissen wäre."

„Hunger ist der beste Koch, lieber Bruder, und der Geschmack ist verschieden. Ein Buschmann würde vielleicht ähnlicherweise lachen über den Chinesen, der Haifischflossen, Trepang, indische Vogelnester verspeist."

„Wohl möglich," sagte Gerd. „Aber ich möchte von den Termiten, die mir so gefährlich vorkamen, gern etwas Genaueres hören. Kannst Du mir Nichts über ihre Lebensweise mittheilen, lieber Jan?"

„Nicht eben viel Bedeutendes," erwiderte Jan. „Die Naturgeschichte dieser Thiere ist noch lange nicht genug erforscht, zumal die Lebensweise derjenigen, welche in den unbewohnten Steppen und Wüsten des innern Afrika vorkommen. Die ersten holländischen Ansiedler aber, welche ihnen den Namen Holzläuse gaben, kannten ihre Zerstörungswuth und wußten, daß sie nächst den Heuschrecken die größten Plagegeister des Menschen und die verheerendsten Insekten sind, obschon sie auch wieder einen gemeinnützigen Zweck erfüllen, indem sie eine Menge verwesender Thier- und Pflanzenstoffe zerstören, deren Fäulniß in diesem heißen Klima pestartige Ausdünstungen hervorbringen würde. Die Termiten werden wohl uneigentlich zu den Ameisen gerechnet, denn sie kennzeichnen sich durch ihre viergliederigen Lauffüße und großen, langen, horizontal auf dem Körper getragenen Flügel hinlänglich als ein eigenes Geschlecht. Die Art, mit welcher Du es zu thun hattest, Gerd, ist eine der bekanntesten, weil sie beinahe über ganz Afrika verbreitet ist. Man nennt sie die gefährliche oder kriegerische Termite, Termes fatalis oder bellicosus, und fürchtet sie nur in der Nähe der bewohnten und angebauten Orte und in den Häusern selbst. Da, wo sie in der Wildniß vorkommt und ihre eigenen Baue aufführt, richtet sie nicht allzu großen Schaden an, und eine Menge Thiere, welche ihr nachstellen: Ameisenscharrer, Pangoline und andere Ameisenfresser, Vögel, Eidechsen u. s. w. thun ihrem allzu großen Ueberhandnehmen bei Zeiten Einhalt. — Die Behausungen dieser Termiten haben die Gestalt von Zuckerhüten oder stumpfen breiten Kegeln, etwa wie ein spitzer Heuseimen, und gewöhnlich eine Höhe von zwölf Fuß. Sie sind aus festem Lehm erbaut und bedecken sich bald mit einem Rasen von Gras, so daß eine Anzahl von ihnen, welche nahe beisammen steht, aus einiger Entfernung einem Negerdorfe gleicht. Der oberste Theil jedes Baues bildet ein leeres Gewölbe und wird nicht benützt; der untere Theil aber enthält verschiedene Gelasse und Gallerieen und

Gänge, welche sämmtlich bewohnt und meist sehr dicht bevölkert sind. Diese Termiten bilden nämlich einen eigenen Staat, der aus fünf verschiedenen Ständen oder Kasten besteht, nämlich 1) aus Arbeitern oder Larven, welche weitaus die Mehrzahl, das eigentliche Volk bilden; ihnen liegt die Verpflichtung ob, den Bau zu errichten und zu unterhalten, die Königin oder das Weibchen zu bedienen und zu verpflegen, die von der Königin gelegten Eier nach den Räumen zu bringen, wo sie verpflegt werden, und die Jungen zu füttern, bis sie im Stande sind, für sich selber zu sorgen; 2) aus den Puppen oder Nymphen, welche im Allgemeinen den Arbeitern gleichen, aber mit Anfängen oder Stümpfen von Flügeln versehen sind; 3) aus den Kriegern oder Geschlechtlosen, welche etwa nur ein Procent der Bevölkerung eines solchen Baues bilden und sich von den beiden vorgenannten Kasten durch größern Körperumfang, längern und breitern Kopf und stärkere Kauwerkzeuge unterscheiden; sie sind flügellos und dienen sowohl zur Bewachung als zur Vertheidigung der Baue; 4) aus einem einzigen Weibchen, der Königin, und 5) aus einem einzelnen Männchen, dem König. Das Männchen und Weibchen haben anfangs vier Flügel, aber diese gehen bald verloren; außerdem haben sie große Augen, welche bei den Kriegern entweder sehr klein sind oder ganz fehlen.

Ein solcher Staat von Termiten beginnt bei Annäherung der Regenzeit zu schwärmen. Der Schwarm besteht aus neu ausgebildeten Männchen und Weibchen mit ausgespannten Flügeln. Diese erheben sich in ungeheurer Menge aus dem Bau, und die ganze Luft wimmelt von ihnen, so daß der Wind sie oft mit sich fortreißt und weit in das Meer hinaustreibt. Vögel und Reptilien fallen darüber her, und auch die halbwilden Stämme nehmen die Gelegenheit wahr, sie zur Beute zu machen, um sie zu verzehren, denn sogar viele Europäer behaupten, sie seien ein Leckerbissen. Von den vielen Millionen überleben gewöhnlich nur wenige Paare

die allgemeine Zerstörung, und die „Arbeiter" des Termitenstaats ziehen nun aus und suchen diejenigen Männchen und Weibchen auf, welche all den verschiedenen Zufälligkeiten, die ihnen drohen, glücklich entgangen sind, und finden sie auch meistens. Sobald die Arbeiter ein Paar entdecken, beginnen sie alsbald es vor seinen Feinden zu schützen, indem sie es in ein kleines Gemach von Thon einsperren: den ersten Anfang einer neuen Kolonie. Hier hält man sie bewacht, wie vornehme Gefangene, denn der Zugang ist zu eng, als daß sie entkommen könnten. Binnen Kurzem wächst die Königin mächtig in die Breite und Dicke, denn ihr Leib wird von Eiern ungeheuer ausgedehnt. Einstweilen bauen die Arbeitsterniten zur Aufnahme dieser Eier förmliche Pflegeanstalten, aus Holztheilen bestehend, welche mit Harzen zusammen gefügt und mit Lehm umgeben werden. Ebenso richten sie Vorrathsmagazine von Lehm her und bilden ein Labyrinth von Zellen und Gallerieen, und die kegel- oder kuppelförmige äußere Hülle wird ebenfalls gebaut. Die Anzahl der Eier, welche in einer einzigen Legezeit gelegt werden, ist unberechenbar, denn die Königin legt ungefähr sechszig Eier in der Minute, und dies mehrere Tage hindurch fortdauernd, und lebt volle zwei Jahre. Die Jungen werden von den Arbeitern verpflegt, bis sie selber zu arbeiten im Stande sind, wo sie alsdann sich selber mit dem Ausbau und der Nachbesserung des Termitenhügels abgeben müssen. Im Mittelpunkte eines ganzen Knäuels von Zellen befindet sich das königliche Gemach oder richtiger gesagt Staatsgefängniß, worin das Männchen und Weibchen bewacht und verwahrt werden; es war ursprünglich der Mittelpunkt eines kleinen gewölbten Nestes, allein bauliche Aenderungen und Zusätze haben den Umfang des Gebäudes ausgedehnt, so daß der ganze Bau nach und nach eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß erreicht hat.

Die Termiten sind aber nicht nur Bau-, sondern auch Bergleute und Schanzgräber. Da die Hügel, welche sie bauen, auf

ihrer ganzen Oberfläche geschlossen sind, so versehen sie dieselben mit unterirdischen Zugängen und Fluchtröhren nach verschiedenen Seiten hin. Alle diese unterirdischen Gänge sind sehr geräumig, oft von dem Kaliber einer kleinen Kanone und ganz reinlich und fest mit Thon ausgeschlagen. Die großen Röhren, welche in das Innere des Baues hineinführen, laufen in schräger Richtung drei oder vier Fuß tief in den Boden hinein und stehen mit der Lehmgrube, von wo sich die Termiten ihr Baumaterial holen, sowie mit den kleineren Fluchtröhren in Verbindung. Letztere laufen nach allen Himmelsrichtungen hinaus und sind oft viele Ellen lang. Sie münden entweder unter Steinen oder unter Büscheln lebender Pflanzen, oder endigen wohl auch in oberirdischen bedeckten Gängen, welche die Termiten aus Lehm und Holzfasern angelegt haben. Derartige Gänge führen namentlich in die Nähe der Orte, wo die Termiten ihr hauptsächlichstes Futter holen, welches aus Holztheilchen, dem Harz und Gummi verschiedener Bäume und den verdickten Säften von Pflanzen besteht.

Das Innere der Termitenhügel ist eine ununterbrochene, aber durchaus nicht regellose, sondern genau geometrisch eingetheilte Anhäufung von Zellen und Kammern. Diejenigen Gallerieen oder Gänge, welche gleichsam die Treppen oder Corridore des Hügels vertreten, verlaufen spiralförmig auf der Innenseite der äußern Wölbung oder Decke des kuppelförmigen Hauptbaues und ebenso in den kleineren Thürmchen und Kegeln, welche den großen Bau flankiren und bei der Errichtung desselben die Stelle von Gerüsten vertraten.

Diese Lehmkegel und Kuppeln der Termiten sind außerordentlich solid und stark und dauern viele Jahre lang. Eine Generation folgt darin der andern, und um die Fortpflanzung dieser unzähligen Individuen zu sichern, genügt es, daß bei dem alljährlichen „Schwärmen" eines Haufens auch nur ein einziges Paar als König und Königin gerettet und letztere zum Eierlegen gebracht wird, denn

man hat berechnet, daß die Königin der rauflustigen Termiten in einer einzigen Legezeit nicht weniger als 2,800,000 Eier legt, so daß es mit der Vermehrung dieser Insekten keine Gefahr hat.

„Wird ein solcher Termitenbau beschädigt oder der Ameisenstaat in seiner gedeihlichen Ruhe gestört, so flüchten die Arbeiter-Termiten sogleich, und die Krieger-Termiten sammeln sich in der Bresche, und ihre Anzahl wächst von Minute zu Minute. Sie greifen den Feind muthig an und beißen mit großer Wuth, und da sie blind sind, so stürzen sie sich auf Alles, was ihnen in den Weg kommt, wie Du selber erfahren hast, lieber Gerd. Die armen Neger und Eingeborenen kommen aber meist noch schlimmer dabei weg, wenn sie von solchen Kriegertermiten angegriffen werden, denn diese beißen sich in die dicke Oberhaut der Farbigen so tief ein, daß ihre Freßzangen im Fleische zusammentreffen und sie häufig gar nicht wieder loslassen können. Man kann dann ihre Leiber Glied für Glied abreißen, ohne daß sie loslassen, und da diese Insekten eine eigenthümliche, saure und starkriechende Flüssigkeit aussondern, welche vorzugsweise die sogenannte Ameisensäure enthält, so eitert jeder solcher Biß und heilt erst, wenn die Köpfe und Freßzangen der Termiten herausgeeitert sind."

„Das sind saubere Aussichten für mich," sagte Gerd; „ich habe an meinen Beinen wenigstens zwei Dutzend derartiger Termitenbisse, welche mich schon jetzt empfindlich genug schmerzen. Aber ich werde mich sehr hüten, denselben je wieder allzu nahe zu kommen, obschon ich gestehe, daß ich mich gern an ihnen rächen möchte."

„Das kannst Du nur, wenn Du Arsenik hast," erwiderte Jan. „Wenn man ein Gemeng von Mehl, gestoßenem Zucker und weißem Arsenik in Pulverform in die Nähe eines Termitenbaues bringt, so wird dieses Gift von den Insekten sehr begierig verzehrt und tödtet bald die ganze Kolonie. Dies macht man sich denn auch hauptsächlich da zu nutze, wo die Termiten in die Wohngebäude kommen, in

denen sie den größten Schaden anrichten. Sie bohren sich nämlich in alles Gebälke ein und durchgraben die Balken mit solchen spiralförmigen Gängen, die sie allmählich so aushöhlen, daß nur noch außen eine dünne Schale von Holz bleibt, das übrige Innere aber gänzlich ausgefressen und nur mit Lehm verstrichen ist, so daß solche durchwühlte und ausgehöhlte Balken beim geringsten Anstoß von außen zusammenbrechen. Glücklicherweise geht ein solches Aushöhlen nicht ohne ein gewisses Geräusch ab, durch welches die Termiten ihre Anwesenheit verrathen, so daß man ihnen noch zeitig mit Giften, z. B. Queckſilber-Sublimat, Arsenik u. s. w. entgegenwirken kann. Außerdem aber sind die Termiten der heißen Länder noch die gefährlichsten Feinde von allen Gegenständen des Hausraths u. s. w., die aus organischen Stoffen bereitet sind: Bücher, Kleider, Möbeln, Betten, Lederzeug, Sattelwerk u. dergl. m. werden von ihnen in unglaublich kurzer Zeit zerstört, und ebenso sind sämmtliche Lebensmittel-Vorräthe keinen Augenblick vor ihnen sicher."

„Aber wie kommt es denn, lieber Bruder," fragte Gerd, „daß die Termitenhaufen, welche wir dort droben bei den Felsen sahen, nicht alle von gleicher Form sind? Ich bemerkte wenigstens auch einige, welche die Gestalt von niedrigen Säulen hatten, auf welchen eine Art Deckel oder Hut in Gestalt der Hüte von Schirmpilzen lagen."

„Dies sind die Nester einer andern Termiten-Art, die kaum weniger häufig ist, als die vorerwähnte. Diese kleineren pilzförmigen Baue gehören der Termes mordax oder atrox an, welche gewöhnlich in der Nähe von alten hohlen Bäumen sich niederläßt, die sie vollends aushöhlt. Es ist noch unentschieden, ob diese Termiten die Bäume ursprünglich aushöhlten oder nur die von Fäulniß ergriffenen vollends zerstören; aber soviel ist gewiß, daß die Anwesenheit von solchen Ameisenbauen immer auf die Nähe von hohlen Bäumen deutet. Außerdem giebt es aber auch noch eine Art, welche ganz

auf Bäumen lebt und auf denselben große Nester baut, zu denen bedeckte hohle Gänge führen; diese Nester und Gänge bestehen aus Holzfasern, welche mit Harz zusammen gekittet und mit Lehm überzogen sind, so daß dieses Material allen Einflüssen der Witterung zu widerstehen vermag. Von hier aus verbreiten sich diese Ameisen sodann allmählich von Baum zu Baum und bilden zahlreiche Kolonien, welche den Baumwuchs sehr beeinträchtigen."

„Wie kommt es denn aber," fragte Gerd, „daß man bisweilen auch verlassene Baue der Termiten trifft, namentlich der großen?"

„Dies rührt wohl vorzugsweise von der Thätigkeit des Erdschweines her," entgegnete Jan. „Die Termiten haben in diesem Thiere einen gefährlichen und gefürchteten Gegner. Das Erdschwein wählt sich gewöhnlich einen solchen alten Bau, dessen Fuß von den vielen Gängen und Fluchtröhren der Termiten sehr unterwühlt ist, gräbt sich hier von unten hinein und lebt nun Wochen lang in diesem Baue, dessen Einwohner es hartnäckig verfolgt und auffrißt. Gelingt es ihm nun, bis zur Mitte hindurch zu wühlen und die Königin zu bekommen, so verwaist der Stock bald, und seine übrigen Bewohner wandern entweder aus oder werden dem Ameisenscharrer zur Beute, welcher das Innere des Baues so zerstört und zerwühlt hinterläßt, daß keine neue Generation diese Ruine wieder herzustellen unternimmt, sondern lieber eine neue Kolonie anlegt. Daher sollte man das Erdschwein eher hegen als verfolgen, um so mehr als es außerdem ein ganz harmloses Thier ist."

„Aber warum stellt man ihm denn nach?" fragte Gerd.

„Weil sein weißes fettes Fleisch sehr nährend und schmackhaft ist, wie Du aus eigener Erfahrung weißt," gab Jan zur Antwort. „Es hat allerdings einen Beigeschmack von Ameisensäure, allein es giebt viele Leute, welche diesen gerade lieben und für den rechten pikanten Wildpretgeschmack halten. — Uebrigens ist das Thier durch seine unterirdische Lebensweise vor Verfolgungen ziemlich sicher gestellt und

kann ohne eigens zu dieser Jagd abgerichtete Hunde nicht mit Erfolg gejagt werden; anderseits aber sucht es gewöhnlich die Termiten nur da auf, wo sie allein noch in Menge vorkommen, in der Wildniß, und dorthin folgen ihm weder die Boers noch die Buschmänner und Betschuanen häufig. Wie groß aber die Verheerungen sind, welche das Erdschwein unter den Termiten anrichtet, dafür zeugen die vielen leeren Baue, die erst im Verlauf der Zeit aus Mangel an Reparatur allmählich verwittern und zerfallen."

„Ich habe mich schon oft gewundert, weshalb die Buschmänner, Griquas und andere Eingeborene, denen die Erbauung ihrer armseligen, bienenkorbähnlichen Hütten doch so viele Mühe macht, sich nicht solcher leeren Termitenbaue als Wohnungen bedienen!" meinte Gerd. „Was meinst Du, Kleinknaep? Ein solcher Bau ist ja oft geräumiger, als die Hütte eines Hottentotten!"

„Mein junger Baas hat Recht," versetzte der Buschmann. „Holzlaus hat großes Haus, aber wenn Holzlaus ausgezogen ist, zieht Skorpion und viele, viele Erdschlange und giftige Schlange in die Höhlen und Gänge ein, und Buschmann fürchtet diese Schlangen, wenn er sie auch gerne ißt."

Jan bestätigte dies und brach damit die Unterhaltung ab, indem er mit einem Blick auf die Gestirne den Anderen zeigte, daß es schon spät in der Nacht sei.

---

20. Ein südafrikanisches Paradies.

Die erste Morgenfrühe fand die jungen Boers schon munter, und Gerd war ganz entzückt von dem Anblick, der sich hier seinen Augen darbot. Es war am vorigen Abend schon zu dunkel gewesen, als sie den Fluß erreichten, um die Einzelnheiten der Landschaft unterscheiden zu können. Allein jetzt im freundlichen, warmen, goldenen

Licht der kaum aufgegangenen Sonne entfaltete dieses weite Gelände alle seine Schönheiten.

Die Gestaltung der Gegend war die eines weiten, langen und breiten, von sanften Hügeln eingefaßten Thales; die begrenzenden Hügel verliefen gegen Süden in jene Hochebene, welche unsere jungen Freunde seit mehreren Tagen durchstreift hatten, gegen Nordosten aber in die Höhenzüge, welche in das Land der Transvaal'schen Republik und in die Kaschan-Gebirge hinein verliefen. In der Thalsohle wälzte ein klarer Fluß seine nun von der Trockenheit geschmälerten Wasser in einem breiten Bette hin und sammelte alle die Rinnsale an, in welchen zur Regenzeit das Wasser von den umgebenden Hügeln ablief. Schattige Bäume umsäumten bald in Gruppen, bald in zusammenhängenden Hainen das breite Flußbett, überstiegen aber nur selten eine Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß und gehörten auch nicht eben vielen Arten an. Dagegen war die Pflanzendecke der Niederungen und der Hügel eine um so mannichfaltigere. Zunächst waren das steinige Flußbett und seine schlammigen Seiten mit einer wunderbaren Mannichfaltigkeit von Gewächsen bedeckt, von denen einige nun ganz leblos und formlos und verdorrt auf dem ziegelhart ausgedörrten und zerrissenen Schlamm lagen, andere aber ihre breiten Blätter noch in frischem Grün entfalteten. Dann folgten an den Uferlehnen die verschiedenen Gräser, bald von höherem, bald von niedrigerem Wuchs, dann die Riedgräser und Seggen und dann eine Menge verschiedener grasähnlicher Pflanzen, die lange schlanke Halme mit rauhen Blättern trieben und das sogenannte Buschmannsgras liefern, welches eine der Charakterpflanzen auf gewissen Stellen der Landschaft war und bei den Botanikern Restia tectorum oder Dachrestie heißt, weil es besonders die Stelle des Schilfs beim Dachdecken zu vertreten im Stande ist. Zwischen diesem Gras und einer unbeschreiblichen Mannichfaltigkeit von niedrigen Pflanzen, welche bald zu der Familie der

Dickblättler (Crassulaceen), welcher auch unser deutscher Mauerpfeffer und die Hauswurz unserer Gärten beigezählt werden, oder zu der Familie der Eiskräuter (Mesembryanthemeen) gehörten, machten sich dann besonders noch zwei Pflanzenformen in größerer Massenhaftigkeit geltend, nämlich die Form der Haidekräuter oder Ericaceen und die Form der Würzsträucher oder Proteaceen, deren verschiedene Glieder der Mehrzahl unserer jungen Leser aus den prachtvollen Blüthenpflanzen bekannt sein werden, womit diese beiden Pflanzensippen unsere Gewächshäuser bevölkert haben. Mit diesen schönen Eriken, deren zarte Blüthen-Sträuße im herrlichsten Farbenspiel vom zartesten Weiß und Rosa bis zum feurigsten Purpur zum Theil noch jetzt prangten, war der Boden stellenweise ganz bedeckt, jedoch so, daß zwischen ihren Büscheln auch noch eine Menge anderer niedriger Pflanzen einen Standort fanden, namentlich verschiedene Knollen- und Zwiebelgewächse aus den Sippen der Lilienartigen, der Irideen oder Schwerteln, der Crocus, der Lachenalien, der schönen Orchideen, der Moräen und Gladiolen; ferner die halbstrauchartigen Geranien oder Pelargonien, der Wachsstrauch und endlich die unglaublich vielen und an Wuchs und Farbe der Blüthen so verschiedenen Proteaceen.

Diese letztere Pflanzensippe schien in dieser Gegend ganz besonders entwickelt zu sein und lieh der ganzen Landschaft ein höchst eigenthümliches Gepräge. Wohin auch das Auge blickte, da gewahrte es wieder andere Formen und Arten dieser interessanten Familie, welche ihren Namen dem vielgestaltigen Meeresgott Proteus verdankt, da auch diese Pflanzengattung in einer unbeschreiblich vielfältigen Abänderung und Umgestaltung der einzelnen Theile, in einer unendlichen Abwechselung der äußeren Erscheinung der im Wesentlichen doch übereinstimmenden gemeinsamen Grundform vorkommt. Da stand zunächst der etwa dreißig Fuß hohe Silberbaum, Leucadendron argenteum, welcher zu dieser Familie gehört und seinen

Namen dem Umstande verdankt, daß seine breiten Blätter auf der oberen Seite dunkelgrün sind, auf der Unterseite aber durch dichte Behaarung perlgrau bis silberweiß erscheinen, wodurch ein solcher Baum, wenn der Wind in seiner Krone spielt, eine reizende Erscheinung abgiebt, um so mehr, als er meist allein und vereinzelt steht. Wie es denn ein Charakterzug dieser Proteenfamilie ist, daß sie gar nicht oder nur selten gesellig auftreten, sondern daß sich immer eine Menge der verschiedensten Arten untereinander mischen und nur durch ihr graugrünes oder weißliches, seidenartig glänzendes Laub der Gegend einen eigenthümlichen Farbenton der damit vorzugsweise bestockten Hügel geben.

Da war ferner zu sehen der sogenannte „Wagenboom" der Boers, dessen zähes Holz dem südafrikanischen Kolonisten die Wagenräder liefert, und in dessen Rinde er ein wirksames Heilmittel gegen Durchfall, Ruhr und Kolik findet — die Protea grandiflora der Botaniker — mit herrlichen weißen Blüthen, und welcher nur einen starken Strauch bildet. Dicht neben diesem erschienen aber wieder ganz entgegengesetzte, sehr niedere Formen derselben Familie, z. B. Protea acaulis mit purpurnen und Protea humilis mit braunen Blüthen und mehrere Arten von Honigsträuchern mit blaßgelben und weißen Blüthen, P. mellifera und P. mellifera alba und P. speciosa, welche aus ihren reichen Blüthen eine solche Menge Honig aussondern, daß die Boers diesen bisweilen sammeln und einkochen und theils zur Speise, theils als Heilmittel gegen hartnäckigen Husten verwenden. Gerade diese „Zuckerbüsche" aber, wie der Boer sie nennt, gewährten jetzt einen wunderlieblichen Anblick, weil sie in Menge umschwärmt wurden von sogenannten Honigvögeln oder Nectarinien, welche für Afrika die Stelle der Kolibris vertreten und diesen sowohl durch Körperbau, als durch den metallischen Glanz ihres herrlichen Gefieders ähnlich sind. Es gewährte ein wunderschönes Schauspiel, diese farbenprächtigen bunten Vögelchen mit ihren

langen Schwänzen um diese und andere Büsche schwirren und sich auf den Blüthen schaukeln zu sehen, um den Honigsaft aus denselben aufzusaugen mittelst ihrer langen Schnäbel, so daß es oft aussah, als ob aus einer schönen gelblichen, purpurnen oder weißen Blüthe sich eine andere noch prächtigere entfalte, deren Petale bald den Glanz von polirtem Metall, bald den von kostbaren Edelsteinen oder den Schimmer der herrlichsten Schmelzfarben und des feurigsten **Moiré métallique** zeigten.

Die Niederungen und den Fuß der Hügel schmückten die Proteen mit breiten Blättern; auf den Kämmen und steileren Hängen der Hügel aber zeigten sich die feinblätterigen und stiegen in der Größe ihrer Blattformen in demselben Maße herunter, als die Meereshöhe ihres Standorts zunahm, bis man in den Spalten und Rissen der höchsten Felsen nur noch die fiederblätterigen Arten der Proteen bemerkte und endlich Formen gewahrte, welche stengellos hinkriechend die Felsen bedeckten oder gepaart mit der schon erwähnten Sauerfeige, **Mesembryanthemum edule**, und dem niedrigen Wachsstrauch die Dünen und beweglichen Hügel von Flugsand bannten und banden und die Felsen mit einer Decke von Pflanzenwuchs überkleideten.

Gerd konnte sich auf einem kurzen Ritte, welchen er vom Lager aus mit Jan durch diese Gegend machte, nicht satt genug sehen an der wundervollen Pracht und Abwechselung der Gewächse, die ihn hier umgaben. Welch ein Contrast in den schönen schlanken Büschen der **Protea pinifolia** und ähnlicher, welche am Flußufer Wäldchen von 15 bis 20 Fuß Höhe bildeten, und den ihr verwandten kriechenden Proteen, deren schlanker, am Boden fortrankender Stengel an seiner Spitze eine Blüthenknospe von der Größe, Form und Farbe einer Orange trägt! Welche eine bewundernswürdige Vertheilung dieser Sträucher über ein weites Gelände hin, um demselben sowohl Brennholz zu geben, wozu die Proteen hier zu Lande meist verwendet

werden, als auch unter ihren niedrigen Büschen noch etwas Feuchtigkeit zu erhalten, von der die Zwiebeln und Knollen mancher anderen Gewächse leben müssen!

Wie sie so mit einander auf den frischen Pferden hinsprengten, kamen die beiden jungen Boers an ein äußerst wirres Dickicht, welches knorrige, krumm gewachsene Mimosen oder Acacien, namentlich Haakedorn (A. horrida) u. a. bildeten, zwischen denen sich dann eigenthümliche säulen- und kronleuchterartige Gewächse von verschiedenen Größen und Formen, aber gleichartiger braungelber und graugrüner Färbung, welche ebenfalls mit Dornen besetzt waren, zeigten. Diese Gewächse glichen auf ein Haar jenen Säulencactus unserer Gewächshäuser, welche in den trockenen Hochebenen von Mexico heimisch sind, unterschieden sich aber von ihnen wieder durch Gestaltung ihrer schirmförmig beisammenstehenden Blüthen von äußerst schöner und lebhafter Färbung.

„Was für Pflanzen sind dies?" fragte Gerd verwundert und deutete auf diese blattlosen Gewächse.

„Erkennst Du sie nicht an ihren allgemeinen Merkmalen?" fragte Jan. „Es sind ja Wolfsmilcharten, Euphorbiaceen, wie jene kleineren, die wir früher in der Nähe von Soetwater so oft gesehen?"

„Ist es möglich, daß sie hier in solch' riesigen Formen, beinahe als Bäume, auftreten?" fragte Gerd verwundert. „So groß und kolossal und in solcher Mannichfaltigkeit hätte ich sie mir nicht gedacht."

„Bedenke, mein lieber Bruder, daß wir hier vielleicht um einige Breitengrade dem Aequator näher sind, als in Soetwater, daß hier der Einfluß der vom Südpol herkommenden Winde einigermaßen gebrochen ist durch die vorliegenden Hochebenen, und daß der Boden hier thonreicher und fetter ist, als an unserem früheren Aufenthalt. Dies alles bedingt in der Pflanzenwelt einen sehr merklichen Unterschied, wie Du schon an dem ganzen Pflanzenleben bemerken kannst, das sich hier um uns her ausbreitet. Diese Dickichte hier sind

offenbar nur den dickhäutigsten Thieren zugänglich, dem Nashorn, dem Büffel, dem Flußpferd, und liefern zugleich einen Lieblings-Aufenthalt der Vögel. Sieh nur die Menge und Verschiedenheit der Nester in den von der Hitze fast kahl gebrannten Kronen dieser Mimosen! Horch auf die tausenderlei Stimmen von kleinen und großen Vögeln, welche den kaum erwachten Tag begrüßen! Ist dies nicht wunderschön?"

„Herrlich, prachtvoll — ein wahres Paradies!" rief Gerd entzückt. „Hierher sollten unsere Eltern ziehen, hier könnten wir uns Hütten bauen!"

„Es ist auch meine Absicht, den Vater hierher zu führen," sagte Jan. „Zu diesem Zwecke wollen wir einige Tage darauf verwenden, diese Gegend zu durchstreifen und uns den schönsten und geeignetsten Platz zu einer Niederlassung auszuwählen. Die Eroberung eines solchen Platzes mag es rechtfertigen, daß wir über Gebühr ausbleiben. — Aber sieh nur, wie harmlos und vertraut diese Vögel hier sind," fuhr er fort. „Diese Papageien, Bienenvögel und Raken sind gar nicht scheu, obschon sie uns gesehen haben müssen. Weißt Du, woher dies rühren mag, Gerd?"

„Daher, daß sie selten von Jägern belästigt worden sind," meinte Gerd.

„O ja, dies mag wohl theilweise mit ein Grund zu ihrer Unbefangenheit sein," erwiderte Jan. „Allein noch mehr trägt zu derselben das Bewußtsein der Sicherheit bei, welche ihnen ihr Aufenthalt gewährt. Diese stacheligen Mimosen und Euphorbien bilden Palissaden und spanische Reiter um sie her, welche kein Vierfüßler ungestraft überschreitet, denn diese Wolfsmilcharten schwitzen bei der geringsten Verwundung ihren giftigen Milchsaft aus, welcher bei der leisesten Berührung mit dem Blute oder dem Magensafte des Menschen und der warmblütigen Thiere tödtlich ist, und der den Eingebornen häufig dazu dient, die wilden Thiere zu vergiften, welche

ihre Nachbarschaft gefährden oder unsicher machen. Keine Wildkatze wagt sich in jene dornigen Dickichte hinein, und was hälfe es dem Buschmann oder Hottentotten und Betschuanen, diese Vögel zu schießen, wenn er sie nicht aus diesen Dornbüschen herausholen kann, in denen höchstens der Buschmann sich versteckt, um auf die großen Dickhäuter anzustehen und sie mit seinen vergifteten Pfeilen zu erlegen!"

Gerd freute sich ungemein bei der Aussicht, hier den Elephanten, das Nashorn, die Giraffe, das Flußpferd und die Dutzende von verschiedenen Antilopenarten jagen zu dürfen; aber Jan meinte lächelnd: dazu habe man noch lange Zeit. Erst müsse der Vater mit den Heerden hierher geführt werden, dann seien ein Kraal und einige Wohngebäude zu errichten, und einstweilen müsse also jedenfalls die Jagd vertagt werden. Gerd aber vertröstete sich mit den Feiertagen und der sonstigen Muße, welche die Pausen des Ackerbaues und der Viehzucht dem Boer lassen.

Die höher steigende Sonne und die zunehmende Hitze ermahnten die beiden Jünglinge, den Heimweg nach dem Lager anzutreten. Hier angekommen, fanden sie ein reichliches Frühstück vor, welches Kleinknaep bereitet hatte. Allein bevor sie sich dazu niedersetzten, wollten sich Jan und Gerd einen anderen Hochgenuß nicht versagen, nämlich ein erquickendes Bad in dem Flusse. Hiermit war noch ein anderer Zweck zu verbinden, nämlich die Aufsuchung einer Furt, welche selbst bei höherem Wasserstande über den Fluß führen konnte. Die Kenntniß derartiger Furten in einer pfadlosen Wildniß ist nämlich für denjenigen, welcher mit schwerbeladenen Wagen reist, höchst wesentlich, weil er nicht auf's Gerathewohl mit seinen Ochsengespannen und seinem Wagen durch ein Wasser setzen kann, und weil ein derartiges Wagniß mit der höchsten Gefahr verbunden wäre. So lange nämlich die Ochsen schwimmen, ziehen sie nicht und sind auch kaum zu lenken. Sie schwimmen instinktmäßig dem vordersten

Paare oder Joche nach, welches gewöhnlich von einem eingebornen Fuhrmann geritten wird. Man muß sie sogar von dem langen Trecktouw oder Zugstrange abspannen, woran sie sonst auf dem Marsch angebunden sind, denn wenn ein einziges Paar von der Strömung fortgerissen würde, so wären auch die anderen durch die dabei hervorgerufene Verwirrung in hohem Grade gefährdet.

Dieses Bad also gewährte den beiden Jünglingen ein unbeschreibliches Labsal. Ist ein solches Bad schon in unserer gemäßigten Zone eine köstliche Erquickung, so ist es unter einem solchen Himmelsstrich wie Inner-Afrika, wo neun Monate des Jahres hindurch die tropische Sonne beinahe senkrecht vom unbewölkten Himmel herunter glüht, eine wahre Wohlthat, eine Art Jungbrunnen. Lustig tummelten sie sich in dem lauen erfrischenden Naß und durchwateten und durchschwammen das Bett in allen Richtungen, um seine seichten Stellen und seine tieferen Löcher kennen zu lernen und sich wieder einmal nach Herzenslust in der mannhaften Kunst des Schwimmens zu üben.

Die Furt aufzufinden war auch darum eine Nothwendigkeit für sie, weil Jan es für gerathener hielt, den Ort zur Niederlassung auf dem nördlichen Ufer des Flusses zu wählen, das sie seither noch nicht betreten hatten. Der Fluß, aus den Vorbergen des Kaschan kommend, strömte von Nordost nach Südwest, dem Gariep- oder dem Orangefluß oder einem ihrer Zuflüsse entgegen. Sein linkes oder südliches Ufer bildete daher die Sonnen-, sein rechtes oder nördliches Ufer also die Nordseite. Nun suchen zwar unsere deutschen Winzer und Landwirthe die Sonnenseite vorzugsweise mit Reben, Raps oder sonstigen lohnenden Ernten zu bestocken und halten die Felder mit nördlicher Exposition für minder ergiebig und gut; und dies ist für unser nördliches Klima auch vollkommen gerechtfertigt. In der heißen Zone aber sucht man für Zwecke der Ansiedelung und des Anbaues mehr die Schattenseite, wo die Einwirkung der Mittagsgluth nicht so direkt und sengend ist, und der Boden daher mehr

Baumwuchs aufkommen läßt und mehr Feuchtigkeit zurückhält. Unsere beiden jungen Boers wußten sehr gut, daß es sich auf der Schattenseite weit angenehmer leben läßt, als auf der sonnigen, und es war ihnen auch hier die alte Erfahrung wieder bestätigt worden, daß auf dem nördlichen Ufer dieses Flüßchens der Pflanzenwuchs, zumal am Fuße der Hügel und den südwärts gekehrten Lehnen derselben, üppiger war, als auf der Sonnenseite des südlichen Ufers. Die Gewächse waren hier auf der Schattenseite auch mehr geschützt vor den glühenden Nordwinden, die aus den Wüsten des afrikanischen Binnenlandes heraus oft Tage lang über das Land hinwehen. Denn auf der südlichen Erdhälfte bei unseren Gegenfüßlern sind die vom Pol herkommenden Südwinde erstarrend kalt, und die vom Aequator her streichenden Nordwinde verdorrend heiß und trocken. Wollte man aber mit Wagen und Heerden, namentlich Schafen, über den Fluß setzen, den möglicherweise plötzliche Regen bordvoll machen konnten, so war eine gangbare Furt eine unerläßliche Nothwendigkeit.

Eine derartige Furt war endlich gefunden und selbst bei hohem Wasser leicht erkennbar an dem Thierpfad, welcher vom Ufer herunter zu ihr führte und den Weg bezeichnete, welchen die Thiere der Wildniß nahmen, wenn sie hier zur Tränke gingen und mit Vermeidung der sumpfigeren Stellen zum tieferen Wasser gelangen, oder wenn sie über den Fluß setzen wollten. Obwohl nämlich die meisten wilden Thiere von Natur aus gute Schwimmer sind, so machen sie doch von dieser natürlichen Fertigkeit auf ihren Wanderzügen nur dann Gebrauch, wenn sie absolut müssen, und begnügen sich im andern Falle lieber mit den Untiefen, welche ein Durchwaten des Wasserlaufs erlauben. Ein Anderes ist es freilich, wenn sie sich baden wollen; dann wälzen sie sich zuerst im Schlamm und Sumpf oder auch auf den seichten Kiesbänken der Flüsse und Seeen, als ob sie sich der lästigen Insekten und ihrer Larven zu entledigen suchten,

welche auf ihrer Haut schmarotzen. Alsdann aber suchen sie geflissentlich die Strömung und die Tiefen auf und schwimmen muthig darin herum, als ob sie den Schlamm und Morast sammt den Käfer- und Bremsenlarven wieder abspülen wollten.

21. Die Bäume mit dem Strohdach.

„Zu Pferde! zu Pferde!“ rief Jan, nachdem Frühstück und Mittagsrast vorüber war, und der Stand der Sonne zeigte, daß es etwa drei Uhr sein mochte. Die größte Hitze des Tages tritt nämlich dort wie bei uns erst zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags ein und macht es für den Wanderer, wenn er Schatten haben kann, ebenso wünschenswerth wie für seine Pferde und Lastthiere, diese paar Stunden einer Rast zu widmen.

Die beiden Jünglinge fühlten sich auf ihr Bad wie neugeboren und neckten den Buschmann mit seiner Wasserscheu, wie sie es nannten, denn er hatte sich hartnäckig gegen ein Bad gesträubt. Den Pferden aber hatte die Schwemme ebenfalls gut gethan, und nachdem man über den Fluß gesetzt, griffen sie in einem rührigen Trab aus und stiegen zunächst auf die ersten Hügel des rechten Ufers hinan, deren Höhen unsere Reisenden eine Zeit lang folgten. Jeder Kamm einer Hügelwelle, jede steilere Anhöhe gewährte die herrlichste Ansicht auf meilenweite Entfernung. Ueberall blüthenreiche Büsche, Gesträuch und Gestrüpp, einzelne Baumgruppen und lange Säume von Gehölz. In der Ferne weidende Heerden und Rudel von Antilopen, anzusehen wie starke Heerden zahmes Vieh; in noch größerer Ferne in den Schluchten der nördlichen Berge und Hügel dunkle Wälder, die in beholzte Thäler ausliefen. Dazu ein Wildreichthum seltener Art in den nächsten Fluren. Kaum eine Viertelstunde verging, ohne

daß nicht ein Volk Sandhühner oder Perlhühner mit lautem Schwingenrauschen beinahe dicht vor den Pferden aufstiegen, eine kleine Strecke weit flogen und dann wieder einfielen, um weiter zu laufen, bis sie sich sicher glaubten; oder daß ein kleines oder größeres Rudel Antilopen verschiedener Arten schon auf eine Entfernung von drei- bis vierhundert Schritten vor den nahenden Reitern die Flucht ergriff. Allein Gerd ließ sich diesmal nicht von der Leidenschaft des Waidmanns hinreißen, sondern verfolgte das flüchtige Wild nur mit aufmerksamem Blicke und weidete sich an den anmuthigen Sprüngen der Antilopen, an dem gedrückten Bogen, den die Hühner bei dem Auffliegen und Wiedereinfallen beschrieben, an dem geordneten Rückzug der Trappenschaaren.

Die drei Reiter hatten soeben die Höhe eines größeren Hügels erstiegen, welcher von dem Flüßchen ferner ablag, als sich hier von der Kuppe aus ein herrlicher Anblick vor ihnen eröffnete. Zu ihren Füßen lag eine weite, ziemlich flache Grasflur, welche mehrere Meilen im Umfang haben mochte und sich nordwärts an eine Krümmung des Flüßchens anlehnte. Nur niedriges Gesträuch erhob sich über das graue und dürre Gras und Haidekraut, und nur einige weitzerstreute Baumgruppen und langgedehnte Säume von höherem Gebüsch unterbrachen die eintönige Flachheit des Geländes. Dennoch war diese nicht unschön, denn soweit das Auge nach Farbe und Form deutlich zu unterscheiden vermochte, erkannte man den reichsten Blüthenschmuck der Protaceen und Eriken und der häufigen Zwiebelgewächse. Blaue Berge und gelbe Hügel umrahmten die Ebene und lieferten einen hübschen Hintergrund. Und dort drüben im Mittelgrunde wimmelte es durcheinander von dunklen größeren Thieren, als ob es ein zersprengter Ameisenhaufen wäre. Aber es waren Antilopen von verschiedenen Arten, Quaggas, Zebras und Giraffen in verschiedenen Rudeln, ab und zu wohl auch untermischt mit Büffeln oder einzelnen Straußenpaaren.

Die beiden jungen Boers hatten unwillkürlich die Zügel angezogen und Halt gemacht, um sich dieses Schauspiel zu betrachten.

„Wie wunderschön dieser Anblick! ein wahrer Thiergarten!" sagte Jan mit innigem Wohlgefallen.

„Und sieh' nur, Bruder! dort sind sogar Häuser — menschliche Wohnungen!" rief Gerd und deutete mit dem Stiel seiner Peitsche auf einige helle Punkte, die sich von der Ebene zu ihren Füßen abhoben.

„Wo denn?" fragte Jan.

„Siehst Du dort die Strohdächer nicht, Jan? Es sind sicher menschliche Wohnungen, und zwar von Boers oder Halbblütigen, denn sie sind nicht kreisrund, wie die der Betschuanen, sondern länglich. Es scheint ein ganzes Dorf zu sein. Wollen wir nicht hinunterspreugen und ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen?"

„Immerhin, lieber Bruder, wenn Du Dir viel davon versprichst," erwiderte Jan mit geheimnißvollem Lächeln. „Unser Weg führt dort vorüber."

Gerd sprengte sogleich sein Pferd an und ritt den Hügel hinab, gefolgt von seinen beiden Begleitern. Aber noch war er nicht weit in die Ebene hineingesprengt, so mäßigte er den Trott seines Pferdes und wartete, bis Jan herankam.

„Nun, was hast Du?" fragte Jan, welcher dem Bruder die getäuschte Erwartung im Gesichte ansah.

„Es sind keine Häuser, nicht einmal Feimen," erwiderte Gerd unmuthig; „es sind nur leere Strohdächer auf Bäumen, die mich ordentlich geneckt haben!"

„Einerlei! — reit' nur darauf zu; sie sind deswegen doch bewohnt und nicht minder interessant, als wenn sie von Boers bewohnt wären!"

„Was in aller Welt sind es denn?" fragte Gerd.

„Webervögel!" versetzte Kleinknaep grinsend, der auch ein Wort mitreden wollte.

Sie ritten ganz nahe hin und sahen nun, daß das, was Gerd aus der Ferne für Strohdächer gehalten hatte, wirklich auch sehr dicht und kunstreich geflochtene Dächer waren, welche die ganze Krone mächtig hoher Acacienbäume bedeckten. Diese Dächer waren von oben mit einer sehr dichten und ordentlich verfilzten Schicht von dem sogenannten Buschmannsgrase gewoben, welches deshalb auch von den Botanikern Restia tectorum genannt wird. Die Anfänge des Daches war fest mit den Zweigen und Aesten des Baumes verflochten und auf diese Weise stark genug, einige hundert einzelner Nester zu tragen, welche sich an seiner Unterseite befanden und von kleinen Vögeln wimmelten, die die Größe und Gestalt unserer europäischen Finken, jedoch einen längern Schnabel hatten. Diese munteren Vögel in ihrem Sommerkleid in verschiedenen Schattirungen von Braun flogen lustig aus und ein und schienen von der Anwesenheit der drei Reiter gar nicht gestört. Manche trugen noch lange Halme von dem rauhem Grase ein und besserten ihre eigenen Nester, deren jedes zur Vergrößerung und Erweiterung der ganzen Kolonie beitrug, sorgsam aus.

Gerd sah nun, daß er eine Kolonie der geselligen Webervögel vor sich hatte, von denen er schon so oft gehört. Es waren hier mehrere Arten dieser gewerbfleißigen Vögel vertreten, sowohl der eigentliche gesellige Webervogel, Ploceus socius, als auch der gelbköpfige, P. icterocephalus, dessen Nest mehr beutelförmig und an der Seite geöffnet ist und von dem Dache an einer Art starker Kuppel herabhängt, und der noch hübschere Mahali, Pliopasser Mahali, der keine Dächer flicht, sondern seine trichterförmigen, hübsch aus Gräsern und Schilf gewobenen dicht verfilzten Nester in Kolonieen von zwanzig bis dreißig an den Kronenästen eines Baumes aufhängt. Diese Mahalis waren gar niedliche Vögelchen, etwas größer als die anderen Webervögel, etwa $6\frac{1}{2}$ Zoll lang, Rücken, Schwingen und Schwanz braun, Bauch und Kehle rahmweiß, Schwungfedern

und Steuer mit einem weißen Streifen gesäumt. Ihre Nester hatten das Eigenthümliche, daß die dicken Enden der Grashalme etwas schräg hervor standen, mit den Spitzen nach unten gekehrt, der Mündung des Nestes entgegen starrend, so daß der ganze Bau beinahe einem Stachelschwein ähnlich sah.

„Was bezwecken denn diese Vögel mit einer solch seltsamen Bauweise und Aufhängung ihrer Nester?" fragte Gerd verwundert, der es nun nicht bereute, diese Kolonieen von Vögeln besucht zu haben.

„Den Schutz vor den kleineren Baumschlangen, welche ihren Jungen und Eiern so gefährlich sind," entgegnete Jan. „Ist es nicht etwas Merkwürdiges um diesen Instinkt der Thiere? Wer vermöchte zu sagen, ob der Schöpfer diesen Vögeln den so merkwürdigen Kunsttrieb schon bei der Schöpfung beigelegt hat, oder ob er den Vögeln im Lauf der Zeit erfahrungsmäßig gekommen ist? Ich wenigstens bin geneigt anzunehmen, daß alle Thiere auch im Stande sind, sich Erfahrungen zu Nutze zu machen und für ihre Sicherheit sorgen zu lernen, denn beinahe alle wissen ihre Lebensweise den Oertlichkeiten und Bedingungen anzupassen, unter denen sie leben."

Gerd war ebenfalls dieser Ansicht, denn er hatte häufig ähnliche Wahrnehmungen bei dem Weidevieh gemacht. „Aber wozu sind denn diese Vögel nütze?" fragte er dann seinen Bruder. „Wovon leben sie?"

„Von Samen und von Insekten," erwiderte Jan. „Die Ameisen wissen davon zu erzählen, und ebenso die Mücken und ihre Anverwandten. Auch suchen sie sich offenbar viele von den Insekten zur Nahrung, welche die wilden Thiere plagen, also Bremsen, Zecken u. a. m., denn man findet diese Nestkolonieen vorzugsweise nur auf den von wilden Heerden besuchten Grasfluren. Namentlich gilt dies von einer Art von Webervögeln, die wir sicher auch noch in dieser Gegend treffen werden, nämlich von dem rothschnäbeligen Webervogel, Textor erythrorhynchus, welchen

man nur da trifft, wo Büffelheerden häufig sind. Man sieht diesen Vogel, der ein recht hübsches schwarzbraunes Gefieder, weiße Säume an den Schwungfedern und einen röthlichgelben Schnabel mit einer purpurrothen Wachshaut an den Seiten hat, beinahe nie anders als in Gesellschaft von Büffeln, denen er entweder auf dem Rücken sitzt, während sie weiden, oder um die er herumflattert, immer geschäftig, ihnen die Zecken und andere Insekten abzulesen und von einem Orte ihres Körpers zum andern zu hüpfen, woraus sich der Büffel gar Nichts zu machen scheint. Zuweilen sieht man sie in ganzen Flügen bei einer Büffelheerde, bisweilen aber auch nur zu zwei oder drei. Allein sie leisten den Büffeln nicht nur durch dieses Ablesen ihres Ungeziefers wichtige Dienste, sondern auch noch auf eine andere Weise. Sobald der kleine Vogel nämlich etwas Ungewöhnliches wahrnimmt, so richtet er sogleich sein Augenmerk darauf, und ist es irgend beunruhigender Art, so fliegt der Vogel mit einem kurzen Zwitschern auf, und die Büffel recken dann sogleich die Köpfe in die Höhe und suchen die Ursache zu entdecken, welche ihre kleine Schildwache zur Flucht veranlaßt hat. Finden die Büffel ihre Befürchtungen bestätigt, so macht sich sogleich die ganze Heerde auf die Flucht, und ihre Warner fliegen mit und folgen den Büffeln, bis diese wieder Halt machen und weiden, worauf die Vögel sich wieder auf ihnen niederlassen."

„Aber da mögen sie oft weit von ihren kunstvollen Nestern hinwegkommen, denn die Büffel ziehen ja doch hin und her," meinte Gerd.

„Je nun, sie verirren sich nicht allzu weit von denselben, denn auch die Büffel halten ihren bestimmten Standort, wenigstens zu gewissen Jahreszeiten, wie das meiste größere Wild," entgegnete Jan. „Inzwischen darfst Du nicht vergessen, lieber Bruder, daß diese Vögel ihre Nester vorzugsweise nur zum Eierlegen und zur Brut gebrauchen und wohl die meiste übrige Zeit des Jahres

hindurch sich nicht mehr um dieselben bekümmern. Ja, es ist sogar eine erwiesene Thatsache, daß diese Webervögel niemals ein und dasselbe Nest zweimal zur Brut benützen, sondern jedesmal ein neues bauen, wenn auch unter demselben Dache, wie bei den geselligen Webervögeln."

Gerd dankte seinem Bruder für die erhaltene Belehrung, und unsere Reiter setzten ihre Wanderung fort, da sich die Sonne schon ziemlich nach Westen neigte.

22. Ein häßlicher Gast.

Als unsere jungen Boers die Ebene durchritten und mehrere Rudel schöner Antilopen: Kudus, Kamas, Hartebeests u. dergl. m. angesprengt und vor sich her gescheucht hatten, ohne ihnen ein Leid zu thun, weil sie sich nicht mit dem Zerwirken eines Stückes Wild aufhalten wollten, erreichten sie die gegenseitige Hügellehne und sahen nach deren Ersteigung ein breites Thal vor sich, das von einem kleineren Zuflusse des anderen Flusses durchzogen wurde. Dieses Thal zog sich ziemlich lang nach Nordost, ward allmählich enger und schien in einer schmalen dicht bewaldeten Schlucht zu endigen, die schon ziemlich hoch in den Hügeln jener Gegend lag.

Da wo die beiden Wasserläufe sich vereinigten, breitete sich der größere Fluß zu einer Art Teich aus, der durch eine vorliegende Barre oder Sandbank von Kies und Geschiebe gebildet zu sein schien und zum Theil mit hohem Gebüsch umgeben war. Dieses Gelände schien das schönste, üppigste und fruchtbarste von allen Gegenden zu sein, die sie seither noch gesehen hatten, und Jan brach beim Anblick des kleinern Thales in einen Ruf staunender Bewunderung aus und schlug sogleich den Weg dorthin ein. Als sie unten an dem Bache waren, ritt Jan hinein und warf den Trinkbecher von Horn aus, den er an einem langen Lederriemen trug, um damit Wasser zu

schöpfen, ohne aus dem Sattel steigen zu müssen und solches auch von steilen Ufern aus heraufholen zu können. Einen solchen Trinkbecher nennt man in Südamerika Cacho[1]) und führt ihn auf Reisen immer mit sich, und Baas Doorn hatte seinen Gebrauch von einem portugiesischen Händler kennen gelernt und bei seiner Familie eingeführt.

Und wollte Jan blos seinen Durst löschen?

Keineswegs. Wasser ist eine unentbehrliche Lebensbedingung für den kapischen Boer und ein untrüglicher Maßstab für die Vortrefflichkeit eines „Platzes," wie man die Ansiedelungen nennt. Ist das Wasser bitter und brackisch, was von Natronquellen herrührt, an welchen dieser Landstrich so reich ist, so taugt seine Umgebung nicht zur Niederlassung, denn das Vieh hält sich nicht gut auf einer solchen Station, und man könnte nicht so viele „Betschuanenbrunnen" graben, um mit dem filtrirten und halbgereinigten Wasser derselben eine große Heerde tränken zu können. Ist das Wasser trübe und lau, so kommt es von einer fernen Quelle her und mag im Hochsommer leicht ausbleiben oder vertrocknen. Ist es dagegen klar und frisch und hat keine höhere Temperatur als zehn bis zwölf Grad Réaumur, so kommt es aus Urgestein und wird von vielen und ergiebigen Quellen gespeist, die sämmtlich noch ziemlich nahe sind.

„Ah, das ist ein köstliches Wasser!" rief Jan vergnügt, als er das Trinkhorn vom Munde absetzte. „Es schmeckt rein und frisch und kommt aus einer süßen reichen Quelle. Lieber Bruder! ich denke, wir haben gefunden, was der Vater sucht."

Gerd kostete das Wasser ebenfalls und fand die Ansicht des Bruders richtig, und wie von einem gemeinsamen Gedanken getrieben, lenkten sie ihre Pferde sogleich thalaufwärts nach dem Schooße der Kloof oder Schlucht.

---

[1]) Siehe Karl Müller's „Esperanza, oder die jungen Gauchos in den Pampas am Fuße der Andes" (Breslau, E. Trewendt, 1859) S. 174 ffg.

Ein halbstündiger Ritt brachte sie zu einer Stelle, welche durch ihren stillen Reiz unsere Reiter besonders anmuthete. Das Thal mochte hier etwa tausend Schritte breit sein und zog sich in anmuthiger Steigung an dem Fuß ziemlich steiler Hügellehnen hinan. In der Mitte strömte mit lautem Rauschen der kleine Bach über große Kiesel- und Rollsteine, und auf seinen Ufern wucherte hohes starres Dickicht von verschiedenen Acacien- und Wolfsmilch-Arten, die ein beinahe undurchdringliches dorniges Gebüsch bildeten. Der weiche Rasen von Gräsern, Haidekraut und strauchartigen Protaceen war noch ziemlich frisch und grün und da und dort von einzelnen Bäumen und Baumgruppen beschattet, welche dem ganzen Thale den Charakter eines englischen Parks gaben. Auf den Anhöhen ringsum aber erschienen Pflanzen und Gewächse, welche unseren jungen Boers bekannt und vertraut waren, z. B. die baumförmige Aloe, Aloe arborescens, der Kameeldorn, die Sophora, neben den kahlen, blattlosen, dornigen, baumartigen Euphorbien, und liehen der Gegend ein ganz eigenes Aussehen.

„Hier ist gut sein! hier laßt uns Hütten bauen!“ rief Jan und sprang unter einer Gruppe schöner Mimosen vom Pferde. „Hier wollen wir morgen Rasttag machen und das ganze Thal genau untersuchen. Du, Gerd, magst noch nach einem Stücke Wild ausreiten, während ich hier mit Kleinknaep einen Baum fälle und ein Feuer aufmache und meine Vorbereitungen zum Abendbrod treffe.“

Gerd war damit einverstanden, entledigte sich eines Theils seines Gepäckes und führte sein Pferd zur Tränke, um sich selbst, während dieses soff, in die klare Fluth des Flusses hinein zu tauchen. Dann kleidete er sich rasch an undritt davon.

Ehe eine Stunde verging, kam Gerd wieder zum Lager zurückgetrabt und hatte einen feisten Reitbock, Antilope Elotragus, vor sich auf dem Sattelknopf angebunden, den er weiter unten im Thale in einem dürren Röhricht des ausgetrockneten Flußbettes aufgejagt

und zum Schusse gebracht hatte. Alsbald war das Wild abgestreift und zerwirkt, der feiste Halsbraten und die Vorderschenkel schmorten über einer Kohlengluth am Spieße, während der Rücken und die Keulen an einem anderen Feuer gebraten wurden, um auf den morgenden Tag aufbewahrt zu werden.

„Was für Leckerbissen bereitest Du denn da, Jan?" fragte Gerd lüstern. „Es riecht ja köstlich hier an Deinem Feuer."

„Heute bereite ich Dir ein besonderes Fest, lieber Bruder!" versetzte Jan lächelnd, ohne von seinen Kesseln und Töpfen aufzublicken. „Ich habe einen Speisezettel ausgedacht, dessen sich der Präsident der Transvaal'schen Republik nicht schämen dürfte, und werde Dir ein Gastmahl vorsetzen, wie es keinen König der Betschuanen oder Kaffern labt. Da ist zuerst Kaffee, allerdings nicht von Mokka oder Java und auch nicht mit Zucker und Milch; aber wenn er Dir wirklich zu bitter sein sollte, so ist hier Honig, um ihn zu versüßen. Hier ist Betschuanenbrod oder Tama, gesotten und in der Asche geröstet, je nach Deinem Belieben. Hier sind Kastanien, ebenfalls geröstet; hier geschmorte Zwiebeln vom eßbaren Schwertel, hier Sauerfeigen als roher Salat zu Deinem Braten. Hier sind Bohnen von Mosasana geröstet und gekocht als ein Mus, und dort liegt ein Haufe schöner fleischiger Sophora-Früchte, reifer und halbreifer, zum Dessert neben einer schönen würzig duftenden Wassermelone! — Nun wähle, Du Leckermaul!"

Gerd verkostete lächelnd den Kaffee und fand ihn gar nicht übel. „Wie kommst Du dazu?" fragte er verwundert. „Ich habe doch noch nie gehört, daß es in unserm Lande wilde Kaffeebäume gebe."

„Beruhige Dich hierüber, mein Lieber," erwiderte Jan. „Dieser Kaffee hier ist einfach aus den gerösteten und zerstoßenen Schalen dieser Kastanien hier gemacht, und diese kommen von einer Protacee, dem sogenannten Brabejum stellatum, das hier an den Hügellehnen diese graulichgrünen niedrigen Sträucher bildet."

„Und der Honig kommt wohl auch nur von den Zuckerbüschen, nicht wahr?“

„Ganz gewiß, und ich denke, ich habe ihn zur richtigen Dicke eingekocht,“ sagte Jan lächelnd. „Ja, ich und Kleinknaep haben es uns recht angelegen sein lassen, die Naturschätze dieses herrlichen Thales uns zinsbar zu machen, um den Beweis zu liefern, daß man sogar in der Wildniß üppig leben kann.“

„Du hast Dich in der That als ein wahrer Hexenmeister bewährt, Jan! Wer hätte dies gedacht?“

„Was würde die liebe Mutter für Augen machen, wenn sie uns heute Abend so königlich schmausen sähe?“ sagte Jan bewegt. „Und die arme Frau ist vielleicht in Todesängsten um uns und wähnt uns schon verhungert und verschmachtet in der Wüste! — Es ist die höchste Zeit, Bruder, daß wir endlich zu den Eltern zurückreiten und ihrer Angst ein Ende machen,“ setzte er mit tiefem Ernste hinzu. „Der morgende Tag soll der Erforschung dieses Thales gewidmet sein, und übermorgen machen wir uns auf den Heimweg.“

„Einverstanden,“ erwiderte Gerd. „Ich bereue es sehr, daß ich zweimal durch meine Unbesonnenheit diese Rückkehr verzögert habe, aber ich habe nur den einzigen Trost dabei, daß meine Thorheit wenigstens zur Auffindung dieses schönen Thales geführt hat. O, wie viel wollt' ich nun drum geben, wenn ich eine Taube fliegen lassen könnte, um den lieben Eltern einen Gruß zu bestellen!“

„Ich denke, mein Lieber, das können wir auch ohne Taube thun,“ sagte Jan. „Es giebt ein Mittel, die fernen Lieben geistig zu grüßen.“

„Welches denn?“ fragte Gerd neugierig.

„Das Gebet,“ erwiderte Jan mit einer rührenden Innigkeit der Ueberzeugung. „Ich wenigstens glaube ganz zuversichtlich, daß, wenn wir den lieben Gott recht inbrünstig um Beruhigung und Fassung für unsere Eltern bitten, diesen auch wirklich Ruhe und

Vertrauen in die Seele zieht, wie ein Engelsgruß. Ich weiß, daß sie auch für unser Wohl beten und unsere Wohlfahrt dem barmherzigen Vater im Himmel an's Herz legen, und dies erfüllt mich mit einer unaussprechlichen Ruhe und Fassung."

Gerd drückte seinem Bruder stumm die Hand, und seine Augen feuchteten sich. Er saß ganz stille und in sich gekehrt da, bis Jan ihn zum Abendbrod beschied.

Dieses ward mit großem Appetit verzehrt und mit dem süßen frischen Wasser des Flüßchens hinunter gespült; dann streckten sie sich auf ihren Karossen zum Feuer, plauderten von den vielerlei neuen Dingen, welche sie den Tag über gesehen hatten, und von den Lieben in der Ferne. Es war mittlerweile dunkel geworden; die Sterne funkelten golden am tiefblauen Firmament, und der Mond goß sein weißes Licht in das Thal herab und hüllte dies in eine eigenthümliche bläuliche Dämmerung.

Das Feuer war niedergebrannt und drohte zu erlöschen. Da bat Jan den alten Kleinknaep, nach dem Saum des nächsten Dickichts am Flüßchen zu gehen, das kaum 180 Schritte entfernt war, und dort einen dürren schlanken Mimosenstamm zu fällen, den er ihm schon am Abend bezeichnet und den der alte Buschmann aus Hunger oder Lüsternheit zu fällen vergessen hatte.

Kleinknaep schien nur ungern zu gehen; er wäre lieber ohne Feuer eingeschlafen; aber er wagte nicht, gegen Jan's Weisungen ungehorsam zu sein. Endlich ging er, und bald schollen die wuchtigen Schläge seiner Axt durch die Dämmerung herüber. Aber noch hatte er kein Dutzend Streiche gethan, so hörten die Brüder ihn laut aufschreien und zu Boden stürzen, sich dann wieder aufraffen und mit einem entsetzlichen Angstgeheul davon springen.

Instinktmäßig griffen die beiden Brüder nach den Gewehren und eilten ihm entgegen.

„Was ist Dir, Alter?“ fragte Jan besorgt; „hat Dich eine Schlange geschlagen?“

„O nein, — weit schlimmer! Alter Buschmann hat Teufel gesehen, Teufel mit weißen Hörnern und feurigen Augen! Teufel wollte alten Buschmann fressen!“

Die jungen Boers brachen unwillkürlich in ein lautes Gelächter aus. „Ein Teufel mit weißen Hörnern!?“ rief Gerd lustig. „Das ist ein neuer Beitrag zur Naturgeschichte der Teufel!“

Jan lachte sich erst recht herzlich aus, dann ließ er sich von Kleinknaep den vermeintlichen Teufel schildern, konnte aber nicht daraus klug werden, was für ein Geschöpf den Buschmann so erschreckt habe.

„Wo hast Du denn Deine Axt, Kleinknaep? Warum hast Du dem Teufel nicht Eins mit Deiner Axt zwischen die feurigen Augen versetzt?“ fragte Gerd.

„Teufel hat Kleinknaep's Axt gefressen. Wupp! hat Teufel geschnappt, und fort war Beil vom alten Buschmann!“

Jan und Gerd lachten noch lustiger als zuvor über diesen drolligen Einfall Kleinknaep's, und Jan sagte: „Was Du Dir nicht einbildest, Alter! Dein Teufel muß in der That einen guten Magen haben, wenn er ein Handbeil verdauen will!“ Und zu Gerd gewendet fuhr er fort: „Die Beschreibung, welche Kleinknaep uns von der gehabten Erscheinung gemacht hat, würde beinahe auf ein junges Flußpferd passen, wenn nicht die angeblichen weißen Hörner und die feurigen Augen wären. Aber ich zweifle beinahe, ob sich hier in dem offenen Thal ohne Geröhricht ein Flußpferd aufhalten kann.“

„Ein Flußpferd?“ rief Gerd begierig und ließ sogleich den Ladestock in seinen Büchsenlauf fallen, um die Kugel fester aufzusetzen. „Ein junges Flußpferd? Ach, das wäre ein köstlicher Spaß! —

Je nun, das Dickicht da wäre dicht genug, daß ein solches Thier sich darin „stecken" könnte. Versuchen wir's einmal, es herauszujagen!"

„Das wird schwer halten ohne Hunde," meinte Jan. „Das Dorngestrüppe ist zu dicht und wegen der Euphorbien zu gefährlich, als daß einer von uns hineinkriechen könnte. Und dann ist es auch schon zu finster."

„Na, es gälte doch einen Versuch!" sagte Gerd. „Aber warum suchst Du denn den Boden so sorgfältig ab? Hast Du Fährten gesehen?"

„Nein, dazu ist es zu finster, lieber Gerd. Aber ich gestehe Dir, daß ich anfangs über den vermeintlichen Teufel des Buschmanns einigermaßen erschrak. Es hätte ein tückischer Streich von einem jagenden Kaffern oder Namaqua sein können, der sich heute bei unserer Ankunft dorthinein geflüchtet und uns belauert haben konnte, um uns heute Nacht unsere Pferde zu stehlen. Allein hier ist Kleinknaep's Handbeil; er hat es auf der Flucht fallen lassen und sicher nicht recht gesehen. Ein Kaffer mit der Lederbinde um den Kopf und zwei weißen Federn über den Ohren und den rothbemalten Augenringen hätte der erhitzten Einbildungskraft des Buschmanns schon wie ein leibhaftiger Teufel erscheinen können. Allein ein solcher Wilder würde uns längst ein Paar Pfeile auf den Rücken geschossen haben. Es muß also ein Thier sein."

„Aber welches?" fragte Gerd.

„Das soll sich sogleich zeigen. Bleib hier stehen, Gerd, und merke gut auf! Ich werde Kleinknaep dort anstellen und dann bis an den verdorrten Mimosenbaum vorgehen und einen meiner Schrotläufe in das Dickicht abfeuern. Dann werden wir ja wohl erfahren, wer unser schwarzer Nachbar ist, ob eine Hyäne oder ein junges Flußpferd."

Als Gerd und der Buschmann an ihren Plätzen standen, näherte sich Jan von der entgegengesetzten Seite dem Dickicht und that

zuerst einen langgedehnten gellenden Schrei. Ein Rascheln im Dickicht erfolgte, und von den umliegenden Anhöhen herunter erscholl ein kurzes heiseres Geheul — von Hyänen. Jetzt glaubte Jan seiner Sache sicher zu sein und schoß sein Gewehr in der Richtung ab, in welcher er das Geräusch im Dickicht gehört hatte. Man hörte, wie die Schrote an den Baumstämmen anschlugen, und vernahm ein zorniges Grunzen und Knurren. Dann knarrte, riß und knackte es im Busch, wie wenn ein großes Thier sich eilig durch das Gehölz drängte, und gleich darauf sah er den Buschmann zu Boden stürzen mit einem lauten Zetergeschrei, und ein großes schwarzes Thier suchte zu entkommen.

Paff! knallte Gerd's Büchse, und „Getroffen! beim Zeus!" rief der glückliche Schütze. Aber das Wild raffte sich wieder auf und lief eine der Hügellehnen hinan.

Jan und Gerd sahen zuerst nach Kleinknaep, ob er gebissen oder sonst irgend wie verletzt worden sei. Aber er war noch gesund und wohl nur in den Tod erschrocken, daß ihn der garstige Teufel über den Haufen gerannt habe.

„Kein Teufel, alter Knabe, sondern ein stattlicher Keuler (erwachsenes Männchen) von einem Larvenschwein!" rief Gerd lachend und lud seine Büchse wieder. „Aber er wird nicht weit laufen, denn ich bin beim Schusse gut abgekommen und habe die Kugel auf seiner feisten Schwarte einschlagen hören. Kommt, wir wollen ihm nachgehen und ihn abfangen!"

Als unsere drei Abenteurer den Hügel erstiegen hatten, hörten sie in einiger Entfernung ein verworrenes heiseres Bellen und Heulen und sahen bald einen dunklen Knäuel von Thiergestalten sich durch einander bewegen.

„Es sind Wölfe (nämlich Hyänen), welche unser Wild vollends niedergerissen haben," sagte Jan. „Es muß gut getroffen gewesen sein, sonst würden sie sich nicht an den Keuler gewagt haben."

„Verscheuchen wir sie!“ sagte Gerd.

„Ohne einen Feuerbrand? sie werden nicht weggehen!“

„So jage ihnen den andern Schrotschuß auf den Pelz!“ rief Gerd; „ich möchte wenigstens das „Gewerf“ (die Hauerzähne) des Keulers als Trophäe mitnehmen!“

Jan schlug sein Gewehr an und feuerte auf eine Entfernung von etwa sechszig Schritten mitten unter den Knäuel hinein, daß der ganze Pack Hyänen heulend auseinander stob und die Thiere mit eingezogenen Schweifen davon liefen. Als jedoch unsere jungen Boers zur Stelle kamen, fanden sie das Warzenschwein schon so zerrissen und zerfetzt, daß es sie anwiderte, und sie Nichts von dem Fleisch mehr mitnehmen mochten. Die Eingeweide waren schon herausgerissen und am Boden herumgezerrt, und um diese hauptsächlich hatten die Hyänen sich gebalgt.

„Pfui! diese ekelhaften Thiere haben schon häßliche Arbeit gemacht!“ sagte Jan. „Laß das Schwein liegen, Gerd; solch ein altes Thier ist ohnedem ein harter Braten, und wir haben Fleisch genug. Das Gewerf aber werden Dir die Hyänen gerne lassen, und Du kannst es morgen holen. Sorgen wir jetzt dafür, daß uns unser Feuer nicht vollends erlischt!“

Gerd sah die Richtigkeit dieses Vorschlags ein, und die beiden jungen Boers kehrten wieder um und belustigten sich über Kleinknaep, der sich an dem erlegten Teufel noch durch Fußtritte rächte und dann schnell seinen Herren folgte. Kaum hatten diese den Rücken gewandt, so kehrten die versprengten Hyänen wieder ganz verstohlen zurück und stürzten sich auf die Beute.

Als die jungen Boers die Hügellehne hinunter gestiegen waren und zu ihrem Lager zurückkehrten, hörten sie die Pferde laut pusten und stampfen und mit den Hufen ausschlagen, und ein halbes Dutzend dunkler Thiere zerrte knurrend auch in der Nähe des Feuers Etwas am Boden hin.

„Die abscheulichen Thiere!“ rief Jan; „sie fressen am Ende unsere Sättel oder Karosse an. Es sind ebenfalls Hyänen.“

„Allerdings,“ sagte Gerd; „aber ich fürchte, sie haben nur unsern Braten für morgen erwischt, den ich in die frische Haut eingeschlagen auf dem Boden hatte liegen lassen, anstatt ihn an einem Baum aufzuhängen. Wartet, ihr feigen Diebe!“ rief er und zielte so fest, als es die halbe Dämmerung erlaubte.

Dem Echo des Knalls, das durch das Thal fortrollte, folgte ein klägliches Geheul, und als sie herankamen, waren die Hyänen schon auf und davon gegangen bis auf eine einzige, die verendend am Boden zappelte. Kleinknaep war nun mit einem Male sehr muthig, schlug dem Thier mit seinem Handbeil vollends den Schädel ein und schleppte es dann eine Strecke abseits unter den Wind, da die Hyäne einen abscheulichen Geruch verbreitete.

Als Jan das Feuer zusammen geschürt und wieder zu einer lebhaften Flamme aufgeblasen hatte, ergab's sich, daß die sechs oder acht Hyänen, welche in der Abwesenheit der jungen Boers in das Lager eingefallen waren, in der That die schönen Bratenstücke in der frischen Haut entdeckt, die letztere zerrissen und den halbverzehrten Braten davongeschleppt hatten. Der Verlust war zwar kein großer, da es glücklicherweise hier herum Wild genug gab; aber er schmälerte doch das Frühstück für den nächsten Morgen sehr. Die jungen Boers nahmen sich nun vor, niemals wieder das Feuer für die Nacht ausgehen zu lassen, und während Gerd nun das Lager hütete, ging Jan mit Kleinknaep zu dem dürren Mimosenbaume, um ihn zu fällen und das nöthige Holz zum nächtlichen Feuer herbei zu schleppen.

23. Etwas von Hyänen.

Als das Lagerfeuer wieder in hoher Flamme auflohte und seinen röthlichen Schein sogar bis zu der Stelle hinauswarf, wohin der alte Buschmann den Kadaver der Hyäne geschleppt hatte, kam die Rede von selbst wieder auf die häßlichen Nachtthiere zurück.

„Horch, wie die Thiere draußen heulen!“ sagte Gerd. „Sie zerreißen nun vollends das Warzenschwein und zanken sich um jeden Bissen.“

„Die Heuler sind nicht lauter Hyänen,“ erwiderte Jan. „Den Tönen nach sind auch Erdwölfe dabei.“

„Mischen sich denn diese unter die Hyänen?“ fragte Gerd. „Ich dachte, diese jagten immer allein.“

„In den südlicheren Gegenden allerdings,“ versetzte Jan, „weil dort andere Arten von Hyänen vorkommen, aber hier zu Lande könnte man eher sagen, die Hyäne menge sich unter die weit zahlreicheren Erdwölfe.“

„Giebt es denn mehrere Arten von Hyänen?“ fragte Gerd. „Ich kenne nur das eine häßliche gefleckte Thier, von welchem ein erschlagenes Exemplar da draußen liegt, und das bei den Kolonisten und Boers Tigerwolf heißt.“

„Das ist die gefleckte Hyäne, Hyaena crocuta der Gelehrten,“ erwiderte Jan. „Diese ist allerdings hier herum die häufigste, aber weitaus nicht die einzige, sondern hat nur allein in Afrika noch drei oder vier ebenso häßliche Vettern. Aber man weiß von den meisten im Grunde noch nicht viel Gewisses, und die Naturgeschichte der Hyänen ist mit einer Menge abergläubischer Ueberlieferungen und Uebertreibungen aufgeputzt, welche selbst noch in den Büchern der neuesten Naturforscher theilweise Raum fanden. Die Naturforscher des Alterthums nämlich haben nur eine einzige Art von Hyänen und auch selbst diese nicht genau gekannt, und der Wider-

wille, welcher ihnen die häßliche Gestalt und das unheimliche Wesen dieses Nachtthiers der Wüste einflößte, äußerte sich in einer Menge von Märchen und abgünstigen Deutungen, welche man dem geheimnißvollen räthselhaften Thiere unterschob. Das Grauen, welches die Erscheinung der Hyäne einflößte, übertrug sich auf die Fabeln, die man von ihr erzählte. Hyaena vulgaris oder striata, welche die Schriftsteller des Alterthums kannten, ist in Südasien und in Nordafrika heimisch, wohin die Alten immer den Schauplatz des Geheimnißvollen und Wunderbaren verlegten. Da sie nun dieses Thier nur selten in seiner Heimath beobachteten, sondern es mehr aus denjenigen Exemplaren kannten, welche man zum Behuf der öffentlichen Thierkämpfe nach Rom brachte, und es in der Kampfbahn sich immer scheu und feige zeigte, wie es denn überhaupt von Natur aus furchtsam und tückisch und lichtscheu ist, so dichtete man ihm allerlei eingebildete Eigenschaften an. So wähnte man im Alterthum z. B., die Hyäne könne durch ihren Blick den Menschen beheren, daß er ihr folgen und sich von ihr zerreißen lassen müsse; sie vermöge alljährlich ihr Geschlecht zu wechseln; sie könne sich nach Belieben in einen schönen Jüngling verwandeln und in dieser Gestalt junge Mädchen in die Wälder locken, um sie dort aufzufressen, sie sei im Stande, die menschliche Stimme vollkommen täuschend nachzuahmen, weshalb sie sich zuweilen in der Nähe eines Hauses verstecke und horche, bis sie den Namen eines Gliedes der Familie habe nennen hören, worauf sie das Stöhnen und den Angstruf eines von großer Gefahr bedrängten Menschen nachahme und den gehörten Namen rufe, bis sie den Gerufenen hinaus in's Freie gelockt habe, wo sie sodann in ihrer rechten Gestalt als Hyäne über ihn herfalle und ihn in Stücke reiße.

„Dies sind, wie gesagt, natürlich nur Erfindungen, aber sie wurden viele hundert Jahre lang allgemein geglaubt, weil sie auch in Wirklichkeit einige thatsächliche Begründung haben, wie die

meisten derartigen Fabeln und Erdichtungen in der Naturgeschichte, wie Du sogleich sehen wirst. Die Hyäne hat, als vorzugsweises Nachtthier, eine eigenthümliche Starrheit des Blickes, die selbst bei der oberflächlichsten Betrachtung auffällt; dazu sind die Muskeln ihres Halses und ihrer Kinnlade außerordentlich stark, so daß man ihnen dasjenige, was die Hyäne einmal gepackt hat, kaum wieder zu entreißen vermag. Wenn sie beißen, fassen sie zugleich, wie alle reißenden Thiere thun, den Gegenstand oder die Person, die sie anfallen, sehr fest in's Auge, und nun erklärt es sich wohl von selber, warum sie durch ihre starken Kaumuskeln und Zähne denjenigen so fest hält, auf den sie einmal ihr Augenmerk gerichtet hat. Ferner hat die Stimme der Hyäne allerdings einige Aehnlichkeit mit einigen Tönen der menschlichen Stimme. Horch einmal! gleicht dieser Schrei der Hyäne nicht sehr genau dem schadenfrohen Lachen eines heiseren Mannes? Aber außerdem ist ihr Winseln demjenigen eines Kindes, ihr Heulen dem eines geprügelten Negers ähnlich, und dieses Lachen erinnert bisweilen in seinem gellenden Aufschrei an das Lachen eines Wahnsinnigen, namentlich an das eines Negers.

„Die Hyänen im Allgemeinen gehören zu den unschönsten Thieren. Schon der Umstand, daß ihre Schulter weit höher ist als die Kruppe oder das Kreuz, und daß daher die Rückenlinie schräg abläuft, verunstaltet dieses Thier. Dazu kommen noch der kurze gedrungene Kopf mit den nackten aufrecht stehenden Ohren, die unheimlichen Augen, das starke Gebiß, die über Nacken und Rücken verlaufende dunkle Mähne, die sich im Zorne sträubt, der steife Hals, die schmutzige Grundfarbe des zottigen Balgs und das Linkische und Unheimliche überhaupt, welches ein Thier von solch nächtlicher Lebensweise kennzeichnet — dies Alles flößt dem Beschauer eher Grauen als irgend etwas Anderes ein. Dies gilt namentlich von der gestreiften oder gemeinen Hyäne, deren zottiger struppiger Pelz von langem grobem Haar grau und mit unregelmäßigen braunen

oder schwärzlichen Querstreifen gezeichnet ist; Hals und Kehle sind schwärzlich oder schwarz, Schnauze und das Aeußere der Ohren unbehaart und dunkelbräunlich. Ihr Verbreitungsbezirk erstreckt sich über ganz Nordafrika bis tief in die Sahara hinein und von da über Arabien und Persien bis nach Indien.

„Die gefleckte Hyäne dagegen ist nur ausschließlich in Südafrika heimisch, wie die vorige ungefähr $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch und $3\frac{1}{2}$ Fuß lang und der Lebensweise nach ganz der gestreiften ähnlich; nur hat ihr grober Pelz mehr eine graubraune oder rothbräunliche Grundfarbe, die nach dem Bauche und den Weichtheilen in weißliches Grau übergeht und dort keine Flecken zeigt, während Rücken und Oberkörper sowie die Seiten mit schwarzen Flecken besäet, und Beine und Schwanz schwärzlich sind. An Körperstärke ist die gefleckte Hyäne der gestreiften überlegen. Beide aber sind gefräßig und verschmähen selbst Aas und Leichen nicht, wagen sich aber nur an kleinere Thiere, z. B. Hunde, Schafe und Ziegen und dergl. Die gefleckte Hyäne ist besonders lüstern nach dem Fleische der Esel und Maulthiere und greift dieselben sogar an, wenn sie in Mehrzahl beisammen ist. An erwachsene Menschen aber und größere Thiere wagt sie sich nicht; dagegen schleicht sie sich manchmal Nachts in die Hütten der Eingeborenen und trägt Kinder fort. Zur Sommerzeit sucht sie mehr die Ebenen auf und besonders die Röhrichte in der Nähe der Gewässer, wohin die Thiere zur Tränke kommen, und wo sie zuweilen ein Kalb vom Büffel oder der Antilope oder ein Fohlen der Quaggas und Zebras niederreißen kann; im Winter zieht sie sich mehr in die bergigen Landstriche zurück, d. h. sie folgt den Heerden und Rudeln, die sich dorthin wenden.

„Während der nordafrikanische Löwe gewöhnlich den Schakal zum Geleite hat, bemerkt man häufig bei dem südafrikanischen ein Gefolge von Hyänen. Ueberhaupt vertreten die echten Hyänen und die ihnen nahe verwandten wilden Hunde und Erdwölfe auf dem

Festlande Afrika's die Stelle der Wölfe, denn ganz Afrika hat keinen eigentlichen Wolf aufzuweisen. Unähnlich dem echten Wolfe haben die Hyänen in dem großen Haushalte des Thierreichs auch noch mit die Bestimmung, das Aas hinwegzuschaffen, das unter einem so heißen Himmelsstriche sehr ungesunde Ausdünstungen verursachen würde, und darum läßt der Eingeborene sie gerne gewähren, so lange sie nicht allzu sehr überhand nehmen, und hindert ihnen den Zutritt in seine Dörfer und Städte nicht, wie es denn noch vor zwanzig Jahren nichts Seltenes war, Nachts Hyänen in der Kapstadt selbst zu sehen, wohin sie von ihren Höhlen und Schlupfwinkeln in den Schluchten des Tafelbergs allnächtlich herunterkamen. Der Boer aber, und namentlich der Viehboer, ist der unversöhnliche Feind der Hyäne, weil sie seinen Schaf- und Ziegenheerden großen Schaden zufügt, und aus diesem Grunde versäumt er nie, eine Hyäne niederzuschießen, wenn er Gelegenheit hat, sei es nun ein sogenannter Wolf oder Tigerwolf, nämlich die gefleckte Hyäne, oder der Strandwolf, oder die braune Hyäne, obschon ihr Fleisch gar nicht zu gebrauchen ist und selbst der Balg beinahe keinen Werth hat. In denjenigen Gegenden, wo der Tigerwolf in Menge vorhanden ist (der sich rasch vermehrt, obschon das Weibchen gewöhnlich nur zwei Junge auf einen Wurf setzt), stellt man daher im Sommer große Jagden auf sie an, indem man die Schilfröhrichte umzingelt und in Brand steckt und die daraus verscheuchten Thiere niederschießt. . . ."

„Oh, das sehr langweilig!" fiel Kleinknaep dem Erzähler in's Wort; „Buschmann sparen das Pulver zu sehr, um häßliche Tigerwolf zu schießen. Alter Buschmann weiß besseres Mittel, ganzen Pack Wölfe auf ein Mal umzubringen."

„In großen Erdgruben und Fallen, nicht wahr?" fragte Gerd neugierig.

„Nein, das nicht gut," meinte Kleinknaep. „Tigerwolf sehr schlau, und Erdwolf und wilder Hund noch schlauer. Gehen nicht

leicht in Falle; aber riechen Gift nicht, weder im Wasser noch am Fleisch."

„Aha, Du meinst die Vergiftung der Tränken und der Köder von Aas mit dem Safte der gefährlichen Wolfsmilch?" fragte Jan, und Kleinknaep nickte bejahend. „Es wächst hier und da unter diesem Himmelsstriche eine Euphorbienart," fuhr Jan, gegen seinen Bruder gewendet, erklärend fort, „deren Saft frisch und getrocknet ein außerordentlich heftiges rasch wirkendes Gift ist und daher Hyänengift heißt. Es ist, wenn ich nicht irre, die Euphorbia heptagona rubra, welche vielen eingeborenen Stämmen auch zum Vergiften ihrer Pfeilspitzen und Wurfspeere dient. Mit dem Saft dieser Pflanze vergiften sie zur Sommerzeit bei Wassermangel einzelne Tümpfel und tödten dadurch zunächst die zur Tränke dahin kommenden Wiederkäuer und Dickhäuter und dann auch die Hyänen, welche sich über die Leichen derselben hermachen und dann aus den Tümpfeln ebenfalls ihren Durst löschen."

„Noch mehr," sagte Kleinknaep. „Buschmann taucht Fleisch in Gift und wirft es aus, und alle Wölfe, Füchse und Hunde, die es fressen, sterben daran."

„Sind denn die übrigen Hyänenarten und ihre Verwandten auch so zahlreich und räuberisch?"

„Allerdings," erwiderte Jan. „In Abessinien, im nordöstlichen Afrika, giebt es eine gestreifte Hyäne, welche der berühmte Reisende Bruce entdeckt hat, die weit größer und wilder ist, als die gefleckte, und sich in vielen Stücken auch von der anderen gestreiften Hyäne Nordafrika's unterscheidet. Sie lebt meist auch pack- oder rudelweise, jagt gemeinsam und greift dann sogar das Rindvieh an, wohnt in Felsenspalten und Erdlöchern und fällt bei Nacht in die Heerden."

„Ist es dieselbe Hyäne, von welcher man behauptet, daß sie Leichen ausscharre und verzehre?" fragte Gerd.

„Je nun, dies hat man früher von allen Hyänen behauptet und

neuerdings vielleicht mit Unrecht geleugnet," erwiderte Jan. „Unser Vater hat mir oft erzählt, daß in den Kafferukriegen und im Kriege der Boers ganze Heerden von Hyänen den Heeren nachgezogen und über die Leichen auf den Schlachtfeldern her gefallen seien und dieselben bis auf die Schädelknochen aufgefressen haben. Die Muskeln der Kinnladen sind nämlich bei den Hyänen so stark entwickelt und die Zähne zum Zermalmen harter Gegenstände so günstig gebaut, daß diese Thiere auch die stärksten und härtesten Röhrenknochen öffnen und zerbeißen können und dies gewöhnlich auch thun, weil sie nach dem Mark und der schwammigen Knochenmasse sehr lüstern sind. Dies thun alle Hyänen, vorzugsweise aber auch die braune Hyäne der südafrikanischen Küstenstriche, der Strandwolf der Boers, welche wenig kleiner als die gefleckte Hyäne ist, und einen dunkleren Pelz hat, dessen grobes langes Haar noch zottiger ist, als bei den anderen Arten, weshalb die Naturforscher sie auch ganz besonders als die zottige Hyäne, H. villosa, bezeichnen. Ich glaube jedoch, daß außer den schon genannten noch einige weitere Arten im Innern des afrikanischen Festlandes vorhanden sind, deren Beschreibung den neueren Reisenden daselbst vorbehalten bleibt."

„Rechnest Du denn den Aardwolf oder Erdwolf der Boers nicht auch zu den Hyänen?" fragte Gerd.

„Nein, mein Lieber," erwiderte Jan. „Verwandt ist derselbe wohl mit den echten Hyänen, etwa in eben demselben Grade wie der Schakal dem echten Wolf und dem Fuchs ähnlich und verwandt ist, und er lebt auch wohl häufig mit den Hyänen zusammen; aber er unterscheidet sich doch in manchen wesentlichen Stücken, namentlich dem Knochenbau und der Zahnbildung, von den Hyänen, während er in der Lebensweise ziemlich mit ihnen übereinstimmt. Der Erdwolf ist bedeutend kleiner, etwa nur von der Größe eines Fuchses, dem er durch die spitzen, kurzen, schwach behaarten Ohren mehr gleicht, als der Hyäne. Die Naturforscher haben aus ihm eine eigene

Gattung gemacht, die sie Proteles nannten, Proteles cristata oder Lalandii. Die Zeichnung des röthlichweißen, theilweise hellrostfarbenen Pelzes mit schwarzen Querbändern giebt ihm einige Aehnlichkeit mit der gestreiften Hyäne, mit welcher er auch die Mähne gemeinsam hat."

„Aber weshalb nennt man ihn denn Erdwolf?" fragte Gerd.

„Weil er einen förmlichen unterirdischen Bau zu stoßen pflegt, wie der Dachs oder Fuchs anderer Länder," entgegnete Jan. „In diesem tiefen Bau, welcher aus einem geräumigen „Kessel" mit mehreren Zugängen oder Fluchtröhren besteht, wohnen immer mehrere Individuen dieses Thieres beisammen, denn der Proteles lebt gesellig und jagt gewöhnlich auch in Rudeln. Trotzdem, daß sein Kreuz etwas niedriger ist, als sein Widerrist, lauft er doch mit ziemlicher Geschwindigkeit und ebenso lautlos als die Hyäne. Sein dichtes zottiges Fell ist graubraun oder schmutzig gelbgrau, mit deutlichen schwarzbraunen Querstreifen regelmäßig gezeichnet; die Mähne, welche er im Zorn aufrichtet wie die Hyäne, ist wellenförmig, mit Schwarz gestreift, ebenso die Füße und der Schwanz. Der Erdwolf nährt sich theils von Aas, theils von kleineren Thieren, besonders den zahlreichen Springmäusen und anderen kleinen Nagern; ja er verschmäht sogar Käfer und Ameisen nicht. Meist aber schließt er sich den Hyänen und den wilden Hunden an, die ja auch zum Hyänengeschlecht gehören und gleichsam den Uebergang von den Hyänen zum Hunde machen, und begnügt sich mit dem, was diese stärkeren Raubthiere ihm übrig lassen."

„Ist denn dieser wilde Hund dasselbe Thier, welches die Boers an der Ostküste den Kapfuchs oder Schakal nennen?" fragte Gerd. „Den wilden Hund kenne ich schon und habe schon manchen in den Sand gestreckt, wenn dieselben bei unseren Heerden einfielen, einzelne Thiere versprengten und gelegentlich wohl auch ein Kalb oder ein Füllen niederwarfen und zerrissen."

„Mit Nichten, lieber Bruder," erwiderte Jan. „Der wilde Hund, welchen die Naturforscher bald uneigentlich Hyaena venatica, bald Canis pictus oder Lycaon nennen, ist weit größer als der Kapfuchs und der großöhrige Fuchs und frißt diese gelegentlich auf, wenn sie ihm begegnen. Er ist nach Größe, Gestalt und Charakter der eigentliche Vertreter des Wolfs der nördlichen Erdhälfte auf dem afrikanischen Festlande, denn er kommt von Nubien und Abessinien bis zum Kap allenthalben vor, wo es nur Gebirge und Höhenzüge giebt; er lebt truppweise wie der Wolf und gleicht diesem an Wildheit und Blutdurst, fällt bisweilen sogar Menschen an und ist der gefährlichste Nachbar unserer Heerden. Der Kapfuchs dagegen, der Canis mesomelas der Gelehrten, und der großöhrige Fuchs, Canis megalotis, haben mit dem gemeinen Fuchs der nördlichen Erdhälfte Größe, Aussehen und Lebensweise gemein, sind sogar eher noch kleiner und thun wenig Schaden, weil sie sich selten in die Nähe der menschlichen Wohnungen wagen und mehr Waldthiere sind. Den Hyänen dagegen und dem wilden Hunde haben die Boers einen unversöhnlichen Krieg geschworen, und zwar mit einigem Recht. Ich denke aber, wir werden auch die anderen Verwandten unserer Ruhestörer und Räuber vom heutigen Abend gelegentlich noch zu Gesicht bekommen."

Der vorgerückte Abend machte der weiteren Unterhaltung ein Ende.

---

24. Die wilden Esel der Wüste.

Das erste Morgengrauen fand unsere beiden jungen Boers schon munter. Es galt für ein Frühstück zu sorgen, denn der von den Hyänen angefressene und verstümmelte Braten war nun allzu ekelhaft, als daß ihn die beiden Brüder noch berührt haben würden. Sie ließen Kleinknaep mit den Pferden im Lager zurück und machten

sich zu Fuße auf, um über die Hügel auf dem rechten Ufer des Bachs nach der Waldschlucht hinzugehen, aus welcher der Wasserlauf hervorkam. Ihr Weg führte sie an dem Ort vorüber, wo die Hyänen und Erdwölfe gestern das angeschossene Warzenschwein geworfen und zerrissen hatten — jetzt war von demselben Nichts mehr zu sehen, als einige blutige Hautfetzen und ein Häufchen Knochen, welche meist zerbissen waren. Weiterhin lagen zwei oder drei Hyänen und Erdwölfe, die unter den Schüssen der Brüder gefallen waren, ebenfalls von den Hyänen halb zerrissen, — ein doppelt widriger Anblick, da er von dem Kannibalismus dieser Thiere zeugte.

Die Wanderung über die Hügelhöhen hin war eine sehr genußreiche für unsere jungen Freunde. Waren diese bald sanft gerundeten, bald von steil abfallenden Rändern begrenzten Kuppen auch nicht bewaldet, so fanden sie sich doch ganz mit jener strauchartigen Vegetation von Protaceen und Eriken bedeckt, von welchen wir schon mehrfach gesprochen haben, und die nicht nur einer Menge kleiner Honigvögel oder Nectarinien und verschiedenen anderen Vögeln, z. B. dem herrlich befiederten kupfergrünen Kuckuck und verschiedenen drosselartigen Vögeln zur Nahrung, sondern auch einer Anzahl kleiner Vierfüßler, z. B. Springmäusen und Ohrmäusen und Springhasen, zum Aufenthalt dienten, welche gelegentlich bei der Annäherung unserer beiden jungen Freunde eiligst das Weite suchten.

Diese Springhasen waren alte Bekannte von Jan und Gerd, und Letzterer hatte schon manchen in die Küche der Frau Martha geliefert. Er liebte ihren Braten sehr und kannte ihre Lebensweise genau. Gerade heute hätte Gerd sich einen solchen Braten zum Frühstück gewünscht, und er hatte nicht so bald eines dieser röthlichbraunen Thiere schon auf große Entfernung mit gewaltigen Sprüngen flüchtig werden sehen, als bei ihm auch schon der Entschluß feststand, einige solche Thiere zum Schuß zu bringen. Der Springhase lebt nämlich in unterirdischen Bauen, in welche er bei der

leisesten Annäherung von Gefahr flüchtet. Es galt daher zunächst nur einen der Baue ausfindig zu machen und sich dann so auf den Anstand zu stellen, daß man die Einfahrt oder Mündung der Fluchtröhre im Auge behielt. Dieses Thier hat einen großen Kopf, einen Körper von der Größe eines Kaninchens und einen sehr langen buschigen Schwanz, welcher länger ist als der Körper. Die Vorderläufe sind nicht länger als bei unserem Kaninchen und haben fünf mit starken Nägeln versehene Zehen. Die Hinterläufe aber sind reichlich noch einmal so lang und zeigen, daß das Thier dem Jerboa oder der nordafrikanischen Springmaus verwandt ist, der es auch die Gelehrten beigesellen; denn sie bezeichnen es als Helamys oder Hüpfmaus oder auch als Pedetes caffer, weil man ihm zuerst im Kaffernlande begegnete. Diese langen Hinterbeine nun setzen das Thier in den Stand, wenn es verfolgt oder geängstigt wird, sehr hohe und weite Sprünge zu machen und eine Behendigkeit zu entwickeln, mit welcher es der flinkste Windhund kaum aufnehmen kann. Ein solcher Springhase auf der Flucht gewährt dann einen ganz eigenthümlichen und beinahe komischen Anblick, wenn er plötzlich aus dem buschigen Gestrüpp aufspringt und über die verschiedenen Hindernisse hinwegsetzt, und hinter dem beinahe aufrecht springenden röthlichgelben Thierchen der halbschwarze Schweif herflattert wie ein Federbusch. Wenige Sprünge reichen dann hin, um es aus dem Bereich der Verfolger zu bringen.

Gerd wußte dies und baute auf seine Kenntniß von den Gewohnheiten des Springhasen auch seinen Plan, desselben habhaft zu werden. Sie stiegen gerade an der sanften Lehne eines dieser Hügel hinan, wo sicher irgend ein Bau dieser Thiere sich befinden mußte, und er theilte daher seine Vermuthung und seine Absicht sogleich Jan mit.

„Zwei solche Hasen gäben ein treffliches Frühstück, lieber Bruder," sagte er. „Wenn Du mir Dein Gewehr und Deine Hülfe leihen willst, so vermesse ich mich, Dir bald dieses Wildpret zu liefern.

Dort sehe ich einen kleinen Erdhaufen mit einem Büschel hohen Grases und einigen Eriken darauf, der mir ganz so aussieht, als ob sich darunter die Mündung eines solchen Baues befinden müsse. Ist meine Vermuthung richtig, so werde ich mich dort in der Nähe in den Hinterhalt legen, und Du wirst so freundlich sein, unter lautem Geschrei die Runde um den Hügel zu machen und mit einem Stecken auf die Büsche hineinzuklopfen, um mein Wild aufzuscheuchen und dem Bau zuzutreiben."

Jan war damit einverstanden, und nachdem Gerd seine Vermuthung bestätigt gesehen und die Mündung eines Springhasenbaues aufgefunden hatte, vertauschte Jan sein Doppel-Gewehr mit der Kugelbüchse des Bruders, reichte Gerd seinen Schrotbeutel und schnitt sich vom ersten besten Busch einen derben Stecken ab, um damit „Hasen zu klopfen."

Gerd hatte mittlerweile die Mündung des Baues durch einige stärkere Stecken, die er davor gesteckt, unzugänglich gemacht und dann die Umgebung abgesucht, um noch eine weitere Fluchtröhre zu finden, denn er wußte, daß es ein schlechter Bau gewesen wäre, der nur einen Ausgang gehabt hätte. Mit der zweiten Mündung verfuhr er ebenso, und dann suchte er sich ein Plätzchen aus, von wo aus er beide Löcher im Auge hatte. Hier klopfte er erst selbst mit dem Ladestock auf das Gestrüpp und Strauchwerk am Boden, aber nicht sowohl um Springhasen aufzujagen, als vielmehr um dadurch die giftigen Schlangen zu verscheuchen, die sich etwa in der Nähe befinden möchten, denn Gerd wußte sehr gut, daß diese Schlangen sich gern in verlassenen Höhlen dieser Art und in ihrer Nachbarschaft aufhalten, und er fand die Nähe solcher Reptilien nicht sehr angenehm. Als er sich endlich überzeugt hatte, daß keiner dieser niedrigen Büschel von Gras, Eriken und anderen Gewächsen eine Cobra oder irgend eine andere Schlange beherberge, so legte er sich hinter einem solchen Gesträuch flach an den Boden nieder, machte

sein Gewehr schußfertig und gab dann seinem Bruder durch einen Pfiff auf dem Finger das Signal, mit dem Treiben zu beginnen. Gleich darauf hörte er, wie Jan abwechselnd ein gellendes unartikulirtes Geschrei und ein lautes Hundegebell ausstieß und mit seinem Stecken auf die Büsche und den Boden schlug, und ehe einige Minuten um waren, rief Jan seinem Bruder zu: „Paß auf, der Has kommt!“

In der That hatte er einen dieser Springhasen aufgetrieben, der nicht so bald des ungewohnten Verfolgers ansichtig geworden war, als er in verzweifelten Sprüngen das Weite suchte. Aber wider Erwarten lief er nicht direkt einer der beiden Einfahrten zu, in deren Nähe Gerd ihm auflauerte. Anfangs hatte er wohl diese Richtung eingeschlagen, dann aber schien er den dort lauernden Feind zu wittern und beschrieb einen weiten Kreis auf der entgegengesetzten Seite. Gerd sah von seinem Versteck aus, wie das Thier sich erst niederduckte und eine Weile lauernd dalag; wie es sich dann aufrichtete, die Lauschen oder Ohren spitzte, eine Weile horchte, dann die Nase emporreckte und unter beständigem Zucken mit dem sehr beweglichen Nasenknorpel in die Luft hinein schnüffelte, wobei es sich auf seinen langen Hinterläufen bald aufrichtete, bald wieder herunter ließ. Hierauf machte es wieder einige seiner großen Sprünge, näherte sich seinem Baue mehr und hockte abermals nieder, um zu lauschen, als ob es ermitteln wollte, ob die Gefahr näher komme. Dieses Spiel wiederholte sich mehrmals, bis der Springhase endlich in gute Schußweite kam und ein wohlgezielter Schuß auf Kopf und Brust ihn verendend niederstreckte.

Der Knall rollte, vom Echo fortgetragen, durch die Schluchten und Thäler hin und scheuchte einen ganzen Flug verschiedener Vögel auf, worunter einige Namaqua-Hühner, die so nahe und niedrig bei Gerd vorüberstrichen, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, eines derselben herunter zu schießen. Er hatte es

fallen sehen und war so eben im Begriff, sein Gewehr wieder zu laden, als er Jan plötzlich laut pfeifen und dann in einer gewissen Aufregung eilig rufen hörte: „Die Quaggas! die Quaggas! sieh' nur in das Thal nach Westen!“

Und siehe da! in jenem Thale sprengte ein Rudel von zehn oder zwölf Stücken Quaggas flüchtig dahin, erkletterte dann den gegenüber liegenden Hügel und war bald hinter dem Grat desselben verschwunden.

Gerd begriff nicht nur die Aufregung seines Bruders, sondern theilte sie auch vollkommen. Längst schon war es sein Wunsch gewesen, ein solches Thier in der Nähe zu sehen oder zum Schuß auf ein solches zu kommen. Er beschleunigte daher das Laden seines Gewehres, raffte die beiden erlegten Thiere auf, warf sie über die Schultern und beeilte sich, seinen Bruder einzuholen, welcher bereits die Spur der großen Thiere verfolgte.

Und war es denn etwas so Besonderes um diese Quaggas, daß die beiden jungen Boers ihnen so sehr nachsetzten? Allerdings, denn diese Thiere waren den beiden jungen Leuten ein noch ganz neuer Anblick. Das Zebra und das Quagga sind zwei pferdeartige Thiere, welche dem südlichen Afrika ganz eigenthümlich sind. Früher kamen sie auch südlich vom Orangefluß in Menge vor, allein das Vordringen der Civilisation und der Appetit der Eingeborenen nach ihrem Fleisch, das eine Art Wildpretgeschmack hat, mag sie im Laufe der Zeit mehr nach dem Inneren vertrieben haben, und sie sind jetzt mehr auf einzelne Gegenden des Binnenlandes beschränkt. Das Zebra hat mehr die Gestalt des Esels und ist am ganzen Leibe mit sehr regelmäßigen schwarzen und weißen Querstreifen gezeichnet. Das Quagga dagegen hat feinere und edlere Formen und gleicht mehr dem Pferde, als das Zebra. Seine Grundfarbe ist ein schmutziges bräunliches Weiß, das am Kopf, Hals und Widerrist mit dunkleren Farben in Streifen und Wellenlinien gezeichnet ist, die

an den Seiten des Körpers weniger deutlich ausgedrückt sind; die Hanken oder Hüften sind graulich; die Beine und unteren Theile und der Schweif weiß. Zebra und Quagga sind äußerst flink im Laufe, scheu, wild und boshaft; das Quagga aber ist muthiger als sein Vetter Zebra, der häufig gezähmt wird. Beide leben gesellig in Heerden beisammen und wechseln ihre Standorte häufig.

Als Gerd den Hügel überschritten hatte, an dessen östlicher Seite er auf dem Anstand gelegen hatte, blickte er in das Thal hinab, aus welchem die Quaggas sich geflüchtet. Es war eine breite Grasflur, ganz geeignet zu einem Weidegrunde für eine derartige Heerde. Die niedergetretenen Stauden und krautartigen Gewächse bezeichneten deutlich die Spur dieser Thiere, welche mit ihrem Verwandten, dem Dhau oder Burchell's Zebra, Equus Burchellii, die wilden Esel Südafrika's bilden. Offenbar waren sie eines hinter dem andern hingetrabt, ganz so wie sie Gerd noch flüchtig gesehen hatte, nachdem seine Schüsse sie aufgejagt.

„Nun, Jan, wollen wir sie verfolgen?" fragte Gerd, nachdem er seinen Bruder eingeholt hatte.

„Ei gewiß," versetzte dieser; „ich möchte mehr von ihnen sehen, denn es sind schöne feurige Thiere, so ganz und gar verschieden von dem Begriff, den wir uns gewöhnlich von Eseln machen."

„Gut, ich bin dabei — vielleicht kommt mir eines schußgerecht angelaufen, Jan."

„Nein, dies würde ich bedauern, denn ich bin nicht lüstern nach Pferdefleisch, und das der Quaggas soll nicht besser schmecken. Uebrigens bezweifle ich, ob wir den Thieren auf Schußweite nahe kommen können. Sie haben sehr scharfe Sinne und sind äußerst scheu. Aber sehen will ich sie in ihrem ganzen frohen, unbefangenen Zustande wilder Freiheit, in ihrer ganzen Schönheit, und bin überzeugt, daß wir nicht weit zu gehen haben werden, um sie wieder zu

finden. Es wird jedoch Vorsicht von Nöthen sein, um ihnen nahe zu kommen."

„Der Wind ist uns günstig — er kommt gerade gegen uns," sagte Gerd, der einige Flaumfedern aus dem Gefieder des erlegten Huhnes gerupft und in die Höhe geworfen hatte, um die Windrichtung zu beobachten.

Nach einer mehr als halbstündigen Wanderung auf der Fährte der Quaggas sahen sie diese in einer andern Thalmulde ruhig grasend beisammen stehen. Unsere jungen Boers zogen sich rechts gegen einige kahle Felsenklippen, die sie erstiegen, und hinter deren Blöcken sie ungesehen diese Thiere beobachten konnten. Es waren ungefähr vierzig bis fünfzig Stück beisammen — sie hatten also nur einen Theil der Heerde, vielleicht deren Vortrab verscheucht. Sie waren etwas größer als Ponies und weideten vertraut und ruhig in dem Grase, während ein munterer feuriger Hengst, welcher der Führer der Heerde zu sein schien, stolz und muthig unter ihnen herum trabte und sie umschwärmte, wie der Schäferhund die Schafheerde. Es waren auch einige Fohlen darunter, die unter dem Schutze ihrer Mütter hier bald sich ästen, bald in muthwilligen Sprüngen herumtummelten. Dem schlanken sehnigen Bau nach hätte man diese Thiere für Pferde halten können; allein die höheren Ohren, die kurzen borstigen, empor stehenden Mähnen und die kahlen, nur am Ende in einen Wedel auslaufenden Schwänze kennzeichneten sie als Esel.

Es war ein hübscher Anblick um diese harmlos und vertraut spielenden Quaggas, die sich durch eine eigenthümliche wilde Anmuth so vortheilhaft von dem zahmen Esel unterschieden, wie das Rennpferd von dem Karrengaul. Ihre Bewegungen hatten etwas Ungestümes, Feuriges, wie es nur wilden Thieren eigen ist, und es gewährte einen wunderhübschen Anblick, sie ab und zu scherzweise

sich tummeln und jagen zu sehen, oder die weit helleren Fohlen zu beobachten, welche alle Ausgelassenheit der Jugend zeigten und offenbar auch dem Ungehorsam der Jugend fröhnten, denn wie oft auch der Leithengst oder ihre Mütter sie aus dem dürftigen Schatten einiger Bäume hervorjagten, so suchten sie doch immer wieder die Nähe der paar Dickichte, die sich am Fuße der jenseitigen Hügel hinzogen.

Warum aber gönnten die alten Quaggas ihren Füllen dies Bischen Schatten nicht? Fürchteten sie etwa die Stechfliegen, welche immer den Schatten der Bäume so unbehaglich machen, daß kein Säugethier sich desselben ungestraft erfreut? Oder fürchteten sie die Anwesenheit der Tsetse-Fliege in jenen Dickichten, das Vorhandensein jener furchtbaren Landplage gewisser Striche im Innern, jener tückischen Giftfliege, deren Stich für Pferde und Rindvieh immer tödtlich ist? — Der Grund ihrer Befürchtungen sollte den beiden Brüdern bald klar werden.

Eines der Fohlen hatte sich von den anderen verlaufen und in der Nähe eines großen Gebüschs nieder gethan. Plötzlich entstand eine lebhafte Bewegung unter der ganzen Heerde der Quaggas, und alle rannten unter lautem Geschrei Quag! Quag! nach jenem Gebüsche hin, in dessen Nähe das Fohlen sich gelagert hatte. Durch alle hindurch aber drängte sich der Leithengst, — alle machten ihm Platz, und nun sah man ihn mit kurzen Sätzen und Sprüngen hin und her rennen, als ob er Etwas verfolge. Und siehe da! plötzlich sprang er mit einem kühnen Satz aus einem der Büsche heraus, sonderte sich von den anderen ab und setzte einem dunklen zottigen Thiere nach, das ihm vergebens zu entkommen suchte. Dieses Thier erkannten Gerd und Jan als eine große gestreifte Hyäne, die wie vom bösen Gewissen getrieben sich nicht gegen das Quagga wehrte, sondern feig und listig durch Kreuz- und Quersprünge und Hakenschlagen davon zu kommen suchte, aber auf allen Seiten durch die

anderen Quaggas zurückgedrängt ward und endlich ein häßliches Geschrei ausstieß. Mit einem Male ersah die Hyäne ihren Vortheil, entwischte durch eine listige Wendung und rannte aus Leibeskräften davon. Der Leithengst aber war wie der Blitz hinter ihr her, und noch war sie keine hundert Schritte weit gelaufen, so hatte das Quagga sie dicht vor einem andern größern Gebüsch eingeholt, sich mächtig aufgebäumt und die Hyäne mit seinen Vorderhufen zu Boden getreten. Dann erfaßte das Quagga im Nu den Räuber im Genick, biß seine Zähne tief ein, schüttelte die Hyäne ganz wüthend hin und her und schlug mit den Vorderhufen auf sie los.

Gerd und Jan hatten erwartet, die Hyäne werde jetzt wenigstens um sich hauen und von ihrem furchtbaren Gebiß und ihren Klauen Gebrauch machen. Doch nein! sie heulte nur und winselte, und als das Quagga sie auf Augenblicke los ließ, schien sie so betäubt oder verschüchtert zu sein, daß sie nicht einmal davon lief, sondern sich feig und wehrlos von den Hufen des Feindes zertreten ließ, welcher ab und zu die Hyäne wieder auf's Neue in's Genick und Widerrist biß und schüttelte und dann wieder mit den Vorderhufen darauf losschlug, bis die Hyäne verstummte und als verstümmelter Leichnam dalag.

Jetzt stieß das Quagga siegesfroh sein Geschrei aus und trabte nach einigen fröhlichen kühnen Sprüngen wieder zu der Heerde zurück, die sich auf's Neue um das Fohlen geschaart hatte. Und dieses unvorsichtige ungehorsame Füllen? Es lag ebenfalls verendend am Boden, von den scharfen Zähnen der Hyäne so tief in das Genick und die Halspulsader gebissen, daß es rettungslos sterben mußte! —

„Ha! das ist ein kühnes stolzes Thier, dieser Leithengst!" sagte Gerd. „Ich könnte es nun nicht mehr über mich gewinnen, ihm eine Kugel zuzuschicken."

Jan billigte dies und mahnte mit einem Blick auf den hohen Stand der Sonne an die Rückkehr. Die jungen Boers gingen nun

über Berg und Thal der Schlucht zu, welche das Ziel ihres Morgenausflugs sein sollte, und hatten nach einer Stunde etwa diese erreicht und die Quelle entdeckt, welche den Ursprung des Baches bildete. Hell und klar und reichlich sprudelte hier unter dicht verwachsenem Gestrüpp ein Wasserstrahl aus dem Felsgestein, sammelte sich am Fuße der Schlucht in einem kleinen Kessel, dessen moorige Ufer eine Menge Fährten von allen möglichen Thieren aufwies, und plätscherte dann in einem schmalen steinigen Bett tiefer in das Thal hinab, wo die zur Regenzeit von den benachbarten Anhöhen herunterrieselnden Tagwasser seine Fluthen verstärkten und ein breiteres und tieferes Bett eingewühlt hatten. Die Seitenwände und der obere Theil der Schlucht, sowie der ganze Schoos des Thales waren schön bewaldet und zeigten stattliche Bäume von den verschiedenen einheimischen Hölzern. Der hintere und höhere Theil des Thales schien aus gutem Schwemmboden zu bestehen, dessen Fruchtbarkeit die schlanken jungen Bäume und die großen Blattpflanzen genugsam bekundeten, und die weitere Ausbreitung des nach Südwesten geöffneten Thales mit seiner Einhegung durch die theils steilen Hügellehnen, theils starren Felsenwände, in deren Ritzen und Spalten und auf deren Leisten sich hohe säulenartige stachelige Euphorbienstämme angesiedelt hatten, versprach ein Weideland, wie man es nicht besser wünschen konnte.

25. Klein Paradijs.

Die beiden Brüder hatten nach ihrer Umschau in der Schlucht sich mit einem kühlen Trunke gelabt und die heißen Füße in dem frischen kühlen Wasser gewaschen; sie saßen jetzt auf einem großen bemoosten Steinblock und musterten noch einmal alle Einzelnheiten dieses Ortes.

„Fürwahr," hob Gerd endlich an, „dieses Thal hier ist ein Platz, wie ihn ein Boer nicht besser wünschen könnte. Wozu noch weiter

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Das Quagga und die Hyaene

suchen, lieber Bruder? Ich glaube, wenn der Vater hier wäre, würde er sogleich sagen: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen."

„Ich bin auch schon mit mir einig, daß wir dieses Thal als Plaats für unsern künftigen Aufenthalt wählen wollen, und ich habe ihm schon einen Namen gegeben, der Dir auch gefallen wird, lieber Gerd, und dessen bloßer Klang schon unsere lieben Eltern mit froher Hoffnung erfüllen soll."

„Nun, und was ist das für ein Name?"

„Klein Paradijs — das kleine Paradies!" versetzte Jan, und Gerd stimmte fröhlich bei, daß dieser Name ganz passend sei.

„Siehst du, lieber Gerd," fuhr er dann fort, „wir haben hier Alles, was nur ein Boer wünschen kann: frisches klares Wasser, das selbst zur Zeit der höchsten Sommerdürre nicht ausbleibt; Wald für Bau- und Brennholz; saftige Weidegründe; fruchtbaren Ackerboden; schützende Berge, welche uns vor dem Sonnenbrande und den heißen Wüstenwinden bewahren; gesunde frische Luft und hohe Lage; keine schlimmen Nachbarn und einen weiten Jagdgrund, — kurzum Alles, was dem genügsamen Menschen und demüthigen Christen das tägliche Brot sichert. Hier in diesem Thale sind wir sicher vor den Heuschreckenschwärmen und den verheerenden Wanderzügen der großen Vierfüßler, und vor den wilden und Raubthieren werden uns unsere Waffen schon schützen. Mit Gott den Anfang! dann soll uns hier bald eine neue liebe Heimath umgeben!"

„Ja, mit Gott den Anfang!" sagte Gerd freudig bewegt und nahm den Hut ab; „ich wollte, die guten Eltern und Geschwister wären schon hier in unserm kleinen Paradiese."

„Dazu wird bald Rath werden," meinte Jan. „Jedenfalls müssen wir schnell heimreiten, um noch vor dem Eintritt der Regenzeit hier unter Dach zu kommen. Und nun will ich denn in Gottes Namen von diesem Thale Besitz ergreifen und unsere Flagge hier aufrichten!" sagte er halb scherzend, halb im Ernste, fällte dann einen

schlanken jungen Mimosenbaum von etwa zwölf bis vierzehn Fuß Länge, befestigte an demselben sein rothes ostindisches Taschentuch mit einigen Thiersehnen, von denen er immer einen kleinen Knäuel statt Bindfadens in der Tasche trug, rammte die Stange in einer Spalte des Felsblockes ein und verkeilte sie fest mit Steinen. Hierauf warf er sein kleines Trinkhorn in den Bach, zog es am Riemen gefüllt heraus, goß davon an den Flaggenstock und schleuderte unter einer feierlichen kurzen Rede den übrigen Inhalt des Horns in der Runde um sich her, indem er dieses Thal, soweit es vor seinen Blicken lag, im Namen Gottes und mit aufrichtigem Dank gegen dessen liebreiche Führung für Mynheer Hendrick Doorn und dessen Söhne Jan, Gerd und Pieter in Besitz nahm und hierauf als Salve beide Läufe seines Gewehrs abfeuerte, worauf Gerd alsbald ebenfalls seine Büchse abschoß.

„So!" sagte Gerd, der diese kleine Ceremonie so ernst genommen hatte, daß ihm Thränen der Rührung in den Augen standen, „jetzt wäre die Besitzergreifung vollzogen, und nun biete ich allen Lord-Commissären und Kaffernkönigen der Welt Trotz auf unserer Hufe, die sie uns nicht wieder entreißen sollen!"

„Es fehlt nun Nichts mehr als das übliche Festmahl, an welches mich mein knurrender Magen sehr lebhaft mahnt," sagte Jan lächelnd. „Komm, lieber Bruder! lassen wir Kleinknaep nicht länger in Unruhe über die Ursache der drei Schüsse und rüsten wir uns auf den Heimritt, den wir auf kürzestem Wege und ohne Rasttag zurücklegen wollen!"

Und mit einem zufriedenen, herzlich dankbaren Scheideblick sagten sie dann der Flagge Lebewohl, die ein leichter Windstoß aus der Schlucht soeben aufblähte.

Etwa zweitausend Schritte unterhalb der Quelle erreichten sie ihre Lagerstätte, deren Anblick eine leichte Krümmung des Thales ihnen seither entzogen hatte. Kleinknaep hieß sie schon aus großer

Entfernung mit possierlichen Sprüngen und lebhaftem Schwenken seines Hutes und seiner kurzen Arme willkommen und schien sie zur Eile mahnen zu wollen.

„Junger Baas schnell kommen!" rief er dann. „Braten wird kalt; alter Buschmann gute Mahlzeit gekocht!" — Und als sie herzukamen, führte er sie mit breitem Grinsen an das Feuer und deutete auf ein unförmliches Ding, wie eine große cylindrische Melone geformt, aber vom Ansehen gebrannten Thons, das in der Glut und Asche lag, und das er jetzt mit einem Prügel vorsichtig herausrollte und abseits im Gras mit Wasser begoß.

„Was ist das?" fragte Gerd neugierig.

„Ein Buschmannsbraten, wenn ich nicht irre," versetzte Jan.

„Ein gebratener Buschmann?" rief Gerd ungläubig.

„Nein, ein Braten von irgend einem Thiere, in einer sehr einfachen Pfanne von Lehm gebraten," erwiderte Jahn. „Aber thu' ihm doch den Gefallen und laß ihn gewähren."

Der Buschmann zerschlug den Lehmballen mit dem Rücken seines Handbeils, und da, wo die Stücke des gebackenen Lehms herunterfielen, zeigte sich eine köstlich duftende braungeröstete Rinde, und endlich enthüllte sich aus der Lehmkruste ein gebratenes Ferkel.

„Frischling von Larvenschwein," sagte Kleinknaep. „Sehr gut Essen. Alter Buschmann Langeweile gehabt, Bau vom Schwein aufgesucht, dort unter den Büschen, kleine Junge herausgelockt mit Quieken und mit Axt todtgeschlagen, — zwei todtgeschlagen!"

„Und wo ist der andere Frischling?" fragte Gerd und sah sich um.

„Hier," sagte Kleinknaep und strich sich den Bauch; „Kleinknaep Hunger gehabt und Langeweile, den kleinen am Spieß gebraten und ganz aufgegessen. Großer hier für junge Baas allein."

„Einen ganzen Frischling?" rief Gerd lachend.

„O, war ein kleiner — nicht zu viel für hungrige Buschmann.

Aber nun zugreifen, junge Baas; Schweinchen riecht gar zu schön!"

„Da, Alter, brate diesen Hasen und das Huhn auf den Weg, während wir das Festmahl halten!" rief Jan, der sich über den großen Appetit Kleinknaep's nicht wunderte, denn er wußte, daß diese Buschmänner, Namaquas, Griquas und Betschuanen zwar im Nothfalle mehrere Tage hungern können, aber dann auch im Stande sind, ungeheure Mahlzeiten zu sich zu nehmen. „Kleinknaep, Dein Braten ist köstlich," fuhr er dann fort, „ich sehe, Du hast uns Etwas von unsrer Kochkunst abgelernt, und der Gedanke, den Bauch des Frischlings mit Wurzeln, Knollen und Zwiebeln zu füllen und dann mit Dornen wieder zusammenzuheften, macht Deinem Buschmannshirn alle Ehre. Aber ich bin froh, daß wir noch rechtzeitig gekommen sind, denn wer weiß, ob dieser Geruch und Deine Langeweile Dich nicht am Ende veranlaßt hätten, bei unserem längeren Ausbleiben Dich auch noch über dieses Ferkel herzumachen!"

Und in der That wußte Kleinknaep mit dem Abtrag von der Tafel seiner jungen Herren so behend und mit solch ungemindertem Appetit fertig zu werden, daß Jan's Vermuthung als eine ganz berechtigte erschien.

„Jetzt zu Pferde!" rief Gerd nach kurzer Rast. Die Reiseroute war schon vorgezeichnet. Auf dem Morgenausflug hatten die jungen Boers von der Spitze eines der höheren Hügel aus wahrgenommen, daß der größere Fluß, der den Klein-Paradijs-Bach aufnahm, in einer Entfernung von wenigen englischen Meilen von der Einmündung des Baches eine rasche Krümmung gegen Südwest beschrieb und diese Richtung auf eine lange Strecke einhielt. Jan beschloß daher, diesem Flusse vorerst zu folgen und dann erst ostwärts auf die Hochebene emporzusteigen, welche sie von dem Ziele ihres Heimritts trennte.

Die Pferde hatten ausgeruht und thaten ihre Schuldigkeit. Der

Zusammenfluß der beiden Wasserläufe war bald erreicht, und unsere drei Reiter folgten einstweilen dem linken nordwestlichen Ufer, welches breiter und weithin von sanften Hügeln mit dazwischen liegenden Thälern begrenzt war, die meist eine reichere Vegetation zeigten, als die steilen abfallenden Höhen des entgegengesetzten Ufers, die vom Sonnenbrand und glühenden Wüstenwinden weit kahler waren.

26. Mäuse und ihre Feinde.

Einen Tag lang waren unsere Wanderer so dem Wasserlaufe dieses Flusses gefolgt, welcher mit ihrem Reiseziel eine ziemlich gleiche Richtung zu halten schien, als plötzlich der Fluß eine scharfe Wendung nach Westen machte, so daß die weitere Verfolgung seines waldigen Thales einen allzu großen Umweg für unsere jungen Boers herbeigeführt haben würde. Die Ursache dieser plötzlichen Krümmung des Flusses war eine mächtige breite Felsenkuppe, deren massiger Fuß der Gewalt der Wasserfluthen trotzte, und um welchem sich daher das Flußbett in einer weiten Kurve wand. Unsere jungen Boers setzten also hier über den Fluß, kletterten an den steilen Hängen jener Felsenkuppe hinan, wozu sie sich meist der von den tropischen Regengüssen eingewühlten Rinnsale bedienen mußten, und erreichten nach Uebersteigung von wenigen Terrassen wieder eine wellenförmige Hochebene, deren Charakter im Allgemeinen so ziemlich mit demjenigen übereinstimmte, deren Ausdehnung sie unmittelbar nach der Jagd auf den Strauß durchmessen hatten. Der hervorstechendste Charakterzug dieses Hochlandes war wiederum Wassermangel, und der Pflanzenwuchs auf demselben sank nicht nur von der Baumform, die sich in den Thälern geltend machte, wieder zur Strauchform herab, sondern zeigte auch wieder das Vorwalten jener Gewächse mit sehr zerschlitztem und vielfach getheiltem Laub oder vielen Fiederblättern, sowie der mit Flaum und Filzhaaren bedeckten Pflanzen und der Zwiebel- und Knollengewächse, deren Wurzelgebilde und

unterirdische Stammformen tief im Boden stecken und so gleich den behaarten Gewächsen vor den zerstörenden Einflüssen der Sonnengluth am wirksamsten geschützt sind.

Beim Ritt über diese Hochebene hier, welche weit weniger mit Wild und Vögeln belebt war, als die weiter östlich gelegenen Landstriche, ward der Wassermangel unseren jungen Boers bald sehr empfindlich fühlbar. Die Hitze hatte jetzt den höchsten Grad erreicht. Trotz des häufigen Donnerns und Blitzens, das die schwülen Abende abkühlte, wollte aus diesem Wetterleuchten doch keines jener heftigen, aber wohlthätigen Gewitter jener Breiten sich entwickeln, nach deren belebenden Regengüssen die ganze Kreatur zu dieser Jahreszeit so sehr seufzt. Derartige Gewitter mit ausgiebigem Regen gehen gewöhnlich dem Eintritt der eigentlichen Regenzeit um einige Wochen voran und leihen dann der ganzen Landschaft alle jene Reize reicher Farbentöne und warmer Beleuchtung, welche den Herbst des Jahres unter allen Himmelsstrichen so schön machen.

So war denn auch das Auge unserer jungen Boers am Abend dieses zweiten Tages nach der Abreise von Klein-Paradijs sehnsüchtig und forschend auf den Himmel gerichtet, um zu erspähen, ob nicht von Süden, Westen oder Osten sich dunklere Wolken Regen verkündend aufzögen. Allein, wie emsig sie auch spähten, Himmel und Erde blieben unverändert in denselben hochgelben röthlichen Farbenton gehüllt und verriethen keine Spur von Regen. Der Tag war unerträglich heiß gewesen; kein Lüftchen regte sich, keine Spur von Schatten schützte vor den sengenden Strahlen der Sonne. Die Reiter hingen schlaff und matt auf den abgetriebenen Pferden und forschten in der Ferne nach den tieferen Farbentönen der Thäler, nach einigen dunkleren Punkten am Horizont, die sich als hochstämmige Bäume deuten ließen. Aber all ihr Schauen war vergeblich.

„Hollah, dort scheint ein Thal zu sein!“ rief endlich Jan, als der Abend schon nicht mehr fern war. „Dort zeigt sich ein leichter

Schatten, ein bläulicher Duft mitten in der Landschaft. Dort ist vielleicht Wasser, das die Sonne zu einem feinen Nebel verdunstet hat. Laßt uns dorthin reiten!"

Dies geschah, und nach einem Trab von einer Stunde erreichte man eine ziemlich tiefe muldenartige Einsenkung der Hochebene, ganz den übrigen ähnlich, nur von etwas größerem Umfang. Aber leider trog die Hoffnung, hier Wasser zu finden, vollständig. Der Boden war so trocken wie allerwärts und nur von etwas dunklerer Färbung. An der einen Seite der Mulde stand das Gestein in einigen Felsen zu Tage, die einigen Schatten und in diesem etwas reicheren Graswuchs versprachen, und dorthin lenkten unsere Reiter nun den Schritt ihrer Pferde quer durch die Einsenkung, um das Nachtlager unter jenem Felsen aufzuschlagen. Anfangs sprengten sie frisch bergab, dann aber bemerkten sie, daß die Pferde ganz behutsam auftraten, und nun fiel ihnen auf, daß die Hufe der Pferde manchmal tief einsanken, daß der Boden unter ihnen einbrach und an anderen Stellen einen eigenthümlichen, bald hohlen bald dumpfen Ton von sich gab. Mit einem Male brach Gerd's Pferd mit einem der Vorderhufe ein, strauchelte und fiel und schleuderte seinen Reiter sehr unsanft über den Hals hinaus auf den Boden.

„Was ist das?" rief Gerd, als er sich wieder aufgerichtet hatte und zu seiner Freude fand, daß sein Brauner keinen erheblichen Schaden genommen hatte. „Hier ist ja der Boden in allen Richtungen unterhöhlt und durchwühlt! Wohin ich auch trete, überall bricht mein Fuß ein, und ich sehe lauter Gänge und Röhren, wie von Maulwürfen."

„Laß sehen!" sagte Jan und stieg ebenfalls ab, um diese Erscheinung näher zu untersuchen. Und siehe da! auf einer Strecke, welche viele Morgen groß sein mochte, war der Boden ganz durchwühlt und durchzogen von derartigen Mauslöchern und Gängen. Jan nahm sein Handbeil und grub schnell einen großen Kreis von

ungefähr drei Schritt Durchmesser, und merkwürdigerweise begegnete er auf diesem kleinen Raume nicht weniger als fünfzehn derartigen Gängen, welche in einer Tiefe von zwei bis vier Zoll unter dem Boden in allen Richtungen hinführten. Diese Gänge oder Röhren hatten jede etwa einen Durchmesser von 2 bis $3\frac{1}{2}$ Zoll, waren so glatt und fest wie die Gänge des Maulwurfs, rührten aber unverkennbar von einem größeren Thiere her. Einige welke Blätter von lilienartigen Gewächsen, welche hart neben diesen Röhren und in der Richtung ihres Verlaufs zu sehen waren, steigerten noch das Interesse, womit Jan diese Erscheinung beobachtete, und sein Bruder, der darin weniger Merkwürdiges zu entdecken vermochte, fragte endlich verwundert, was denn Jan an diesen Mauselöchern so Besonderes sehe.

„Ei," meinte Jan, „die Sache ist interessant genug, und ich möchte nur eines der Thiere habhaft werden, um zu sehen, ob sich meine Vermuthung bestätigt. Was meinst Du, von was für Thieren diese ausgedehnten Gänge wohl herrühren mögen?"

„Je nun, von Maulwürfen oder Springmäusen," erwiderte Gerd.

„Fehlgeschossen, mein Lieber! für Gänge der ersteren sind sie zu groß und für die der letzteren zu ausgedehnt," sagte Jan. „Du siehst, daß diese Gänge wesentlich von einander verschieden sind, und die einen engeren von einem kleineren Thiere, die anderen größeren von einem größeren Thiere herzurühren scheinen. Ich möchte Dich nun bitten, daß Du und Kleinknaep mir behilflich seid, einen oder einige dieser Gänge innerhalb dieses Kreises zu verfolgen und zu öffnen, bis wir eines oder mehrere der Thiere finden, von welchen sie bewohnt werden."

Gerd und Kleinknaep halfen Jan bei seinem Vorhaben, aber dies war durchaus nicht so leicht auszuführen, als sie geglaubt

hatten. Drei, vier Male mußten sie neue und immer größere kreisförmige Gräben ziehen und dann die hierdurch aufgedeckten Röhren aufgraben, bevor es ihnen gelang, einige dieser behenden, unterirdisch lebenden Nagethiere zu fangen oder zu erlegen, und endlich stießen sie gar auf ein Thier, das sie gar nicht erwartet hatten, und bei dessen Anblick sie alsbald von ihrem Unternehmen abstanden. Gerd wollte nämlich entlang einer der größeren Röhren, die innerhalb eines solchen Kreises verliefen, seinem Bruder Jan entgegen graben, als ganz unerwartet, wie beide Brüder nur noch wenige Armslängen von einander entfernt waren, eine Schlange aus der Röhre herauskroch und sich rasch zu flüchten suchte. Ein flüchtiger Blick auf diese Schlange, die kaum vier Fuß lang sein mochte, zeigte Jan und Gerd, daß sie hier mit einem der giftigsten Reptilien des Landes zu thun hatten, mit der sogenannten Steinschleiche der Boers, einer Art Cerastes oder Hornviper, die ihren Namen zwei spitzen Knochenvorsprüngen über den beiden Augen verdankt, und deren Biß für eben so rasch und sicher tödtlich wirkend gilt, wie derjenige der sogenannten Puffadder, Vipera inflata.

Gerd war erschrocken bei Seite gesprungen und hatte seine beiden Gefährten durch einen Ruf gewarnt; im nächsten Augenblick aber lief er schon nach dem Gewehr seines Bruders und zerschmetterte der giftigen Schleiche durch einen wohlgezielten Schrotschuß den Kopf.

„Kommt! laßt uns aufbrechen!“ rief Jan. „Mein Zweck ist nun theilweise erfüllt, und es wäre gewissenlos, Euch einer solchen Gefahr auszusetzen. Laßt uns nach den Felsen reiten und dort unser Nachtquartier aufschlagen und unsere Beute prüfen!“

Die Felsen waren bald erreicht, die Pferde wurden abgesattelt und zur Weide ausgekoppelt. Während Kleinknaep einiges dürre Gestrüpp und einige dornige Sträucher sammelte, um ein Feuerchen anzuzünden und das Abendbrod zu kochen, nahm Jan die drei erlegten Thiere aus seiner Kugeltasche und zeigte sie seinem Bruder.

„Siehst Du," hob er an und zeigte ihm das größte der Thiere, ein braunes Nagethier mit ganz kurzem Schwanz, von der Größe und Gestalt eines Meerschweinchens, das am Kopf einige hübsche Zeichnungen in Gestalt weißer und weißlicher Ringe um Schnauze, Augen, Ohren und Scheitel und ein ganz harmloses Aussehen hatte; „siehst Du, Bruder, dies hier ist eines der merkwürdigsten Nagethiere dieses Landes, nämlich die kapische Sandratte, welche von den Naturforschern bald Spalax, bald Bathyergus, bald Orycteropus genannt wird. Diese kleinere hier, die oben ein bräunliches Hellgrau, unten ein helles Aschgrau zeigt und kaum die Größe einer gewöhnlichen Ratte hat, ist der hottentottische Sandgräber, Spalax hottentotticus, der anderen kapischen nahe verwandt. Diese beiden Thiere sind für Südafrika ungefähr dasjenige, was die Lemminge für den hohen Norden der nördlichen Erdhälfte sind, und von deren Eigenschaften Du schon gehört haben wirst. Wie nämlich der Lemming zuweilen aus seinen unwirthlichen Standorten in den nördlichsten Gebirgen von Lappland und Norwegen auszieht und in ungeheuren Schaaren weite Wanderzüge unternimmt, welche in gerader Linie über alle möglichen, irgend übersteiglichen Hindernisse hinwegführen und gewaltigen Schaden anrichten, bis die Wanderschaaren im Wasser, durch Raubthiere, Verfolgung der Menschen u. s. w. zu Grunde gehen, so sehen wir bei diesen beiden Thieren und einigen verwandten Nagethieren Südafrika's etwas Aehnliches. Auch diese Sandratten und Sandgräber verlassen nämlich bisweilen ihre gewöhnlichen Wohnsitze in Schaaren und ziehen nach anderen Landstrichen, wo sie mehr Nahrung finden. Ihre Lieblingsnahrung besteht nämlich wie bei dem Zokor oder der sibirischen Wühlmaus (Hypudaeus aspalax) in den Knollen und Zwiebeln gewisser perennirender und namentlich lilienartiger Gewächse, an welchen gerade diese Hochebenen so reich sind. Diesen graben sie emsig nach, und dieses Nachgraben

geschieht vielleicht am wirksamsten von unten her und mittelst der Gänge und Röhren, die wir gesehen haben. Die Naturforscher, welche Naturgeschichten schreiben, scheinen von diesem eigenthümlichen Zug in der Lebensweise der Sandgräber noch Nichts zu wissen, weil sie dieselben noch nicht genügend beobachtet haben, oder weil sie diese beiden kleineren Arten nach einer größeren derselben Gattung beurtheilen, welche an der Küste des Kaplandes ziemlich häufig ist, nämlich nach dem Sandmoll oder der Dünenratte. Dieses Thier, welches die Größe eines Kaninchens hat und bei den Naturforschern Spalax oder Bathyergus maritimus heißt, lebt vorzugsweise auf und in den Dünen der Küste und hat dort Ellbogenraum genug und Nahrung in Menge. Anders aber ist es mit den beiden Arten des Bläßmolles und der hottentottischen Sandratte. Von diesen weiß jeder Boer, daß sie nur periodisch an gewissen Orten erscheinen, und zwar meist in großen Massen, daß sie ganz unvermuthet in einer Gegend ankommen und ebenso unvermuthet wieder verschwinden, Beweis genug, daß sie in diesem Stücke einem Instinkt der Selbsterhaltung folgen, welcher sie neue Oertlichkeiten aufsuchen heißt, sobald ihr Fortkommen an dem einen Ort durch Futtermangel erschwert wird. Ich habe lange nicht an diese angeblichen Wanderungen des Bläßmoll und seines Verwandten glauben wollen, weil ich derselben in keinem Buche gedacht sah; ich war geneigt, sie für eine Uebertreibung der Eingeborenen zu halten; allein eigenthümlicherweise sind unter den Boers und den Betschuanen weit weniger Uebertreibungen und naturgeschichtliche Märchen im Schwunge, als unter den Stuben-Gelehrten und Büchermachern, die einander abschreiben, und ich bin nun, nachdem wir beinahe die ganze Mulde hier von solchen Mauslöchern durchgezogen gesehen haben, ganz überzeugt von der Wahrheit, daß die Lemminge der südlichen Erdhälfte ebenfalls ihre periodischen, wenn auch nicht regelmäßigen Wanderungen anstellen."

„Allerdings kann kein Zweifel darüber vorhanden sein, daß diese Thiere hier in Massen bei einander sind," sagte Gerd; „die vier bis fünf Kreise, die wir durchzogen haben, beweisen genugsam, in welcher Menge sie sich hier zusammengeschaart haben, und der Umstand, daß wir immer nur Röhren und keine Kessel fanden, scheint mir auch dafür zu bürgen, daß diese Thiere nicht dauernd hier leben und ihre Röhren nicht des Aufenthalts wegen stoßen, sondern nur weil sie mittelst derselben den Wurzeln und Knollen, von denen sie sich nähren, besser beikommen. Aber Du hast ja hier noch eine dritte Ratte mit einem schönen braungelben, schwarzbraun geringelten Pelz und langen in Haarpinseln endenden Ohren. Was ist dies für ein Thier?"

„Eine Ohrmaus oder Ohrratte, die Otomys oder Euryotis der Gelehrten," erwiderte Jan; „dies ist eine gewöhnliche Ratte, welche vielleicht in der Wanderschaar der anderen mit fortgerissen worden ist oder nur zufällig die Röhren der anderen theilt, denn die Vergleichung ihrer Füße mit denen des Bläßmoll und der hottentottischen Sandratte zeigt deutlich, daß die Ohrmaus nicht zu den wühlenden und grabenden Nagern gehört, und daß ihre Füße durchaus nicht jene Breite, Gedrungenheit und Sehnenkraft habe, wie wir sie bei den Sandratten finden. Aber was ist dies? sieh nur, sieh!" Dabei deutete er auf einen Raubvogel von der Größe und Gestalt eines Hühnerweihs, der seinen durchdringenden Schrei aus hoher Luft ertönen ließ, während er wie auf stillestehenden ausgebreiteten Schwingen hoch über der Mitte der Mulde schwebte.

„Sieh, wie schön er da oben kreist!" sagte Gerd. „Er sucht sich eine Beute! Da! da! nun hat er Etwas gesehen! Nun legt er die Schwingen zusammen und stürzt herunter. Es ist die Schlange, die er erblickt hat!"

„Nein, er ist auf der Mäusejagd! Sieh, wie er hüpft und flattert, wie er dann ab und zu wieder auffliegt, eine Weile ruhig

kreist und dann wieder herunter stürzt auf seine Beute mit unfehlbarer Sicherheit!"

„Und hier kommen noch weitere!" rief Gerd und deutete auf einige weitere Raubvögel, die in bedeutender Höhe ziemlich schnell daher flogen und sich jäh aus den Lüften herunter fallen ließen zu einer Höhe von 50—60 Fuß über dem Boden, wo sie dann ruhig kreisten, bis ihr scharfes Auge eine Beute erspähte.

Erst der Einbruch der Nacht machte ihrer Jagd ein Ende und verscheuchte die Vögel. Einige davon ließen sich auf die Felsen nieder, in deren Schatten die drei Reisenden sich gelagert hatten, und schienen die Nähe der Menschen gar nicht zu fürchten. Ohnedem war das Feuer niedergebrannt aus Mangel an Brennstoff, und die jungen Boers mußten sich ohne ein solches behelfen. Der Mangel an Vegetation und an Hochwild in dieser Gegend ließ auch hoffen, daß keine Löwen in der Nähe seien, und so konnten die ermüdeten und vom Durst gequälten jungen Boers es wagen, diesmal ohne Feuer zu schlafen, um so mehr, als ihnen der Mond eine freundliche Nachtlampe angesteckt hatte.

Als Jan am anderen Morgen erwachte und sich aufrichtete, bemerkte er im ersten Tagesgrauen einige kleine Thiere, welche auf verschiedenen Punkten der Thalmulde sich zu thun machten. Es waren ihrer drei oder vier solcher Thiere, etwas kleiner als der gemeine Fuchs, aber mit höheren Beinen; der Obertheil des Körpers war gelblichgrau, Bauch und Hals weiß, die Füße, der Schwanz und die Rückenlinie schwarz. Die außerordentlich langen und breiten grauen Ohren mit schwarzer Spitze und weißlichem Rande und der buschige Schwanz ließen Jan keinen Zweifel mehr darüber, daß er hier den großöhrigen Fuchs vor sich habe, der im Kaplande nicht mehr sehr häufig ist, aber hier sich noch in größerer Menge vorzufinden schien.

Diese Füchse waren unverkennbar ebenfalls auf der Mäusejagd,

wie die Weihen am vorigen Abende. Man sah sie ganz bedächtig dahocken auf den Hinterschenkeln, die großen Ohren scharf gespitzt und weit entfaltet, den pfiffigen Kopf halb zur Seite geneigt, um mit beiden Augen einen größeren Raum genauer übersehen zu können und um noch besser auf Alles zu horchen, was in der Nähe vorging, die schwarzen feinen Vorderbeine ganz straff vor sich ausgestreckt wie zum raschen sichern Sprung, den weiten Rachen halb geöffnet und mit halb heraushängender Zunge, die mit lüsterner Gier aus- und einzuckte und um die spitzen langen Reißzähne spielte; die funkelnden schlauen „Lichter" mit grausamer Gier und unsteter Beweglichkeit umherblickend, ob sich Nichts von Beute zeige. Dann ab und zu ein leichter geräuschloser Sprung, wenn wirklich eines der kleineren Nagethiere sein Loch oder seine Röhre verlassen hatte, um im kühleren Morgen auf Aesung auszugehen; bisweilen aber auch eine kleine gemeinsame Treibjagd sämmtlicher Füchse, wenn ein Bläßmoll herausgekommen und dem ersten Sprunge des Fuchses entgangen, aber doch nicht mehr im Stande war, in den sichern Bau zurück zu kehren, und doch mit wahrer Rattenschlauheit und Behendigkeit durch allerlei plötzliche Wendungen und Haken dem einen Verfolger zu entgehen versuchte. Die anderen Füchse wetteiferten dann an Behendigkeit und Begierde mit dem ersten, und es dauerte dann gewöhnlich nicht lange, so verkündigte ein ängstliches klägliches Pfeifen, daß das Nagethier die Beute der Füchse geworden war.

Jan hatte seinen Bruder Gerd geweckt, sobald er das Treiben der Füchse erkannt hatte, und Beide mochten dieser interessanten Jagd etwa eine Viertelstunde zugesehen haben, als sie wahrnahmen, daß einer der Füchse, offenbar schon ein sehr alter Bursche, plötzlich von dem Mausen abließ und, die feine Nase emporreckend, in den frischen Morgen hinein „windete." Hierauf stieß er ein kurzes hüstelndes Gebell aus, zog den buschigen Wedel ein, duckte sich tiefer an den

Boden und schlich ganz leise an der sanften Lehne der Mulde hin davon. Sein Warneruf hatte auch die anderen Füchse unruhig und vorsichtig gemacht. Sie liefen bestürzt hin und her, schnobberten in die Luft und schienen ebenfalls von einem gewissen Unbehagen eingenommen; dann ahmten sie das Beispiel des alten nach und suchten sich ebenfalls davon zu schleichen.

Beinahe gleichzeitig trat aber jetzt auch die Ursache dieser Störung des Frühstücks der Füchse auf den Schauplatz in Gestalt von acht oder zehn größeren Thieren, welche ganz die Größe und Gestalt von Wölfen hatten und selbst in ihrem lautlosen Dahersprengen, von dem man nur das Keuchen hörte, an einen Pack jagender Wölfe erinnerten. Diese Thiere waren oben auf dem Kopfe graugelb; Wangen und Schnauze und die Spitzen der Ohren waren schwarz; der Pelz ging von dem graugelben und bräunlichen Kolorit des Rückens an durch mehrere hellere, mit grauen und schwärzlichen Wellenlinien und Flecken marmorirte Farbentöne in das schmutzige Weiß über, welche die Brust, den Bauch und die Weichtheile bedeckte. Ihr Gang war ganz der ausgiebige Paß des Wolfes, und sie liefen meist mit der Nase und heraushängenden Zunge am Boden und lavirten hin und her, als revierten sie, um eine Fährte auszumachen, oder als seien sie schon auf einer frischen Fährte. Als unsere jungen Boers sie sahen, liefen diese Thiere noch auf einem Pack beisammen. Von dem Augenblicke an jedoch, wo diese Thiere der Füchse ansichtig geworden waren, brachen sie mit beschleunigtem Lauf und unter einem heisern Gebell in eine breite Plänklerkette auseinander und setzten sogleich den Füchsen nach, die bei ihrem Anblick bellend und winselnd auseinander stoben. Allein diese List half den Füchsen wenig, denn weit entfernt sich zu vertheilen, setzten vielmehr diese wolfsartigen Thiere in einer Kette nur dem nächsten besten Fuchse nach und waren ihm bald nahe gekommen. Schon war eines der großen Thiere, in welchen unsere jungen Jäger den bunten Wolf

erkannten, den wilden Hund oder die Jagdhyäne des Kaps, — dem Füchslein auf wenige Ruthen nahe gekommen, da sah man dieses sich niederkauern und den Wedel einziehen, als ob es an der Wirksamkeit seiner Flucht verzweifelte. Im nächsten Augenblick aber legte das Füchslein den Kopf rückwärts über die Schulter und lief langsam weiter, den keuchend herannahenden Verfolger fest im Auge. Der bunte Wolf machte einen Sprung, das Füchslein aber schleuderte ihm den Wedel entgegen, und siehe da! mit einem Male stieß der Wolf ein zorniges Geheul aus und wandte sich selber zur Flucht, während der großöhrige Fuchs so rasch davon rannte, als ihn nur seine Beine tragen konnten.

Gerd und Jan brachen in ein lautes Gelächter aus, denn sie begriffen, daß der Fuchs seinem Verfolger mittelst des Wedels eine Dosis von dem nicht sehr wohlriechenden Inhalt der Balsambüchse, die er unter seinem Wedel trägt, in die Augen geschleudert und den Wolf dadurch für einen Augenblick geblendet habe. Diese Entwaffnung ihres Führers hatte auch die übrigen Wölfe etwas stutzig gemacht; sie ließen sich zwar dadurch in ihrer Verfolgung nicht irre machen, allein sie hatten durch ihr Zögern doch dem Füchslein einen Vorsprung gegeben, den dasselbe gut zu benützen verstand, denn in wenigen Minuten waren der Fuchs und seine Verfolger aus dem Gesichtskreis unserer jungen Boers, die nun aufsprangen und ihre Vorbereitungen zur Fortsetzung der Reise trafen.

„Ich begreife nun, lieber Bruder," sagte Gerd beim Frühstück, „wie es möglich ist, daß — wie die Betschuanen sagen — der Löwe sogar vom Mausen leben kann. Wenn die Mäuse, die er sich ausersieht, sobald er einmal zahnlos und vor Alter gebrechlich ist, sämmtlich die Größe von einem solchen Bläßmoll haben, so bedarf er deren nicht viele zur täglichen Sättigung."

„Allerdings," erwiderte Jan; „aber es ist auch eine weise Einrichtung der Natur, daß diese Nagethiere so viele Feinde haben, die

ihnen nachstellen; denn wenn man die Raschheit erwägt, womit sie sich vermehren, und die Menge ihrer Jungen und die Massenhaftigkeit, in welcher sie gewöhnlich beisammen leben, so würden sie bald zu einer verheerenden Landplage werden, wenn nicht alle Thiere vom Hunde- und Katzengeschlecht, die Fischotter, die Ichneumone, Wiesel und Marder, die Eulen und falkenartigen Vögel, die Raben und Geier ihnen geflissentlich nachsetzten und sie verzehrten. Vor Allem aber sind es zwei Feinde, welche ihnen eine erbitterte und wirksame Verfolgung bereiten, nämlich die Schlangen, welche ihnen in ihre Baue und Röhren nachfolgen, und die Civette, welche zwar ein träges Nachtthier ist, aber alsbald, wenn sie Ratten und Sandgräber wittert, aus ihrer Schläfrigkeit erwacht und die hartnäckigste Verfolgerin der Nagethiere wird.

27. Das Kudu und die wilden Hunde.

Unsere jungen Boers waren an diesem Morgen noch nicht lange unterwegs gewesen, als eine Staubwolke, die sich vor ihnen über die kahle Hochebene hinwälzte, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Unsere Reisenden ritten soeben auf dem Rücken einer leichten Hügelwelle hin, als ihnen diese Staubwolke zu Gesicht kam. Augenblicklich machten sie Halt und sahen nach ihren Gewehren, denn noch war ja nicht mit Gewißheit zu ermitteln, welche Geschöpfe diese Staubwolke barg. Bald jedoch schwand jede Besorgniß, denn als die Staubwolke näher kam, vermochten unsere jungen Boers zu unterscheiden, daß es sich hier nur um einige Antilopen handelte, welche von einem Pack wilder Hunde verfolgt wurden. Diese zwei oder drei Antilopen, um welche es sich hier handelte, waren überaus zierliche Thiere von der Größe eines Hirsches und einer graubraunen, an das Winterkleid unsers nördlichen Hirsches erinnernden Grundfarbe mit weißen Querstreifen und einer den ganzen Rückgrat entlang laufenden Mähne. Die dreifache Krümmung der beinahe armslangen

Hörner verrieth sie den jungen Boers als Kudus oder Antilope strepsiceros der Naturkundigen. Es waren brave Thiere, und die Behendigkeit und Ausdauer, mit welcher sie liefen, war erstaunlich. Welche Leichtigkeit und Grazie in allen ihren Bewegungen, welche Kraft in diesen kecken Sprüngen, mit welchen sie über ihre Verfolger wegsetzten oder die kühnsten derselben niedertraten! Aber auch diese wilden Hunde geberdeten sich auf dieser Jagd weit anständiger, als am frühen Morgen bei der Verfolgung des Fuchses. Es waren behende und kräftige Thiere, und hier, wo sie ein stärkeres Wild jagten, erschienen sie auch Jan und Gerd weit edler als zuvor. Sie hatten in der That in ihrer ganzen Erscheinung mehr vom Hund als vom Wolf und ganz und gar Nichts von der Hyäne. Nur die gestromte schwarze und graue Zeichnung des hellbraunen Fells und die emporgerichteten spitzen Ohren unterschieden sie von den besseren Racen der zahmen Jagdhunde. Diese wilden Hunde hier hatten offenbar alle jene höheren Eigenschaften, welche man mit dem Gattungsnamen oder Begriff Race bezeichnet; dies konnten unsere drei Begleiter bald wahrnehmen. Zur Zeit, wo diese der Hunde und ihres Wildes ansichtig wurden, liefen die drei Kudus noch auf einem Trupp, aber offenbar war der Plan der wilden Hunde darauf abgesehen, dieselben auseinander zu sprengen, um alsdann das eine oder das andere in Masse zu überfallen, hin und her zu sprengen, hierdurch zu ermüden und dann niederzureißen. Daß sie hierzu das Junge ausersehen hatten, ward bald recht deutlich; aber die alte Kudu-Kuh schien ihre Absicht zu ahnen und blieb ihrem Kinde zur Seite und sprengte bald rechts bald links von demselben, als wollte sie dasselbe von allen Seiten schützen. Endlich mochten die Hunde dies bemerken und änderten ihre Taktik, indem sie ihren Angriff nun vorzugsweise auf den Bock richteten und diesen von den beiden andern abzuschneiden suchten, was ihnen auch am Ende gelang. Von den Hunden nahe gedrängt, trennte sich das größte der Kudus, schlug

einen Haken und bog seitwärts ab. Jetzt änderten die Hunde augenblicklich ihre Taktik. Drei oder vier der größten folgten der Kuh und dem Jungen, die anderen brachen mit einer scharfen Wendung seitwärts aus, beschrieben eine Diagonale zu dem Haken, welchen der Kudubock machte, und kamen ihm auf diese Weise weit näher. Und nun beeilte sich auf ein Mal einer der größeren Hunde dem übrigen Pack voranzukommen und die Antilope näher zu bedrängen. Anfangs glaubten Jan und Gerd, dieser Hund sei einfach einer der schnellfüßigsten und hierdurch den andern vorausgekommen, allein sie nahmen bald wahr, daß der einzelne behende Hund einen bewußten Plan verfolgte. Dieser bestand nämlich offenbar darin, das Kudu einzuholen und von seiner ursprünglichen Richtung abzubringen, so daß es rechts oder links ausbog. Sobald dies geschah, schlug der hintennach sprengende Troß sogleich die Diagonale zwischen den beiden Linien der Richtung des Kudu ein und kam diesem hierdurch näher, und an die Stelle des Hundes, welchen die übermäßige Anstrengung erschöpft hatte, trat sogleich ein anderer frischer Hund und wiederholte dasselbe Spiel mit mehr oder minder raschem Erfolg, bis die Meute ihrem Wild so nahe gekommen war, daß dieses keine Rettung mehr möglich sah und sich nun keuchend und schäumend und mit wuthblitzenden Augen zur Wehre setzte. Der Kudubock schlug mit Gehörn und Hufen mehrere der Hunde zu Boden und machte sie kampfunfähig, allein die Uebermacht war zu groß, und nach einem nutzlosen verzweifelten Widerstande ward das starke flinke Thier niedergerissen und von den Hunden zerfleischt und „angeschnitten." — Unsere jungen Boers hatten sich dieses ganze Schauspiel mit Muße betrachten können, denn das Kudu hatte vielleicht unabsichtlich beinahe die Runde um die Hügelwelle gemacht, auf deren Höhe unsere drei Reisenden hielten. Kein einzelner Zug des ganzen Schauspiels war ihnen daher verloren gegangen.

„Was das für feine Hunde sind! so klug und flink, so stark und

ausdauernd!“ sagte Gerd. „Ha, wer eine solche Meute besäße! diese Hunde haben sicher all' das Feuer, all' die Gelehrigkeit und Spürkraft, die man nur von guten Hatzrüden erwarten kann! Ich wollte, ich hätte eine solche Meute!“

„Nichts leichter als dies,“ erwiderte Jan. „Diese Hunde lassen sich nicht unschwer zähmen und mit anderen Hunderacen kreuzen und geben manchen Stämmen im Innern treffliche Meuten ab, mit denen sie Büffel, Nashorn und Elephanten, Löwen und Flußpferd, Quagga und Giraffe jagen. Die Hyänen haben keine erbitterteren Gegner als diese gezähmten Hunde, die aber freilich auch nur mit Mühe davon abgehalten werden können, ein Kalb oder ein Schaf niederzuwerfen und zu zerreißen.“

„Je nun, dann passen sie ja ganz für uns, wenn wir erst in Klein-Paradijs angesiedelt sein werden,“ sagte Gerd; „und ich werde nicht ermangeln, mich dann auf die Zucht derselben zu verlegen.“

28. Am Sumpfe.

Ein weiterer Ritt von wenigen Stunden brachte unsere jungen Boers wieder in eine ganz andere Gegend. Hier wechselten Hügel und Thäler, erstere ganz mit den astlosen Euphorbien bewachsen, letztere bald mit hohem Gras und Büschen, bald mit kleinen Hainen und Dickichten bestockt. Endlich leuchtete es in der Ferne wie eine Wasserfläche, und schon wollte Jan seinen Augen nicht trauen und diesen unerwarteten Anblick für eine trügerische Luftspiegelung, eine Fata morgana halten, als eine kurze Biegung ihm einen größeren Theil des Flußthales zu Gesicht brachte, und nun kein Zweifel mehr obwalten konnte, daß die jungen Boers wieder dasselbe Thal und denselben Fluß erreicht, den sie jüngst verlassen hatten.

Die Stelle, wo sie dem Fluß zum ersten Male nahe kamen, lag in einem breiten Thale, an welchem die Hügel so zurücktraten, daß es eine Art weiter Niederung bildete. Der Fluß hatte hier nur einen

geringen Fall, strömte daher langsam in einem breiten, nun fast trocken gelegten Bett und zeigte mehrere Ausbreitungen zu seichten, von Ried und Röhricht umhegten Wasserflächen. Stattlicher Baumwuchs besäumte die Ufer, und hohes dürres Gras mit einzelnen Baumgruppen und Gebüschen dehnte sich nach allen Seiten aus.

Als unsere drei Reiter sich einem der Röhrichte näherten, um durch dasselbe nach dem Wasser herunterzureiten und sich und ihren Thieren den lange entbehrten Genuß eines Trunks zu verschaffen, scheuchten sie eine feiste Antilope auf, die sie an ihrer aschgrauen Färbung und dem wolligen Haar für einen Riedbock*) erkannten. Dieses zierliche Thier von der Größe eines Damhirsches lebt vorzugsweise nur in einzelnen Paaren in Sümpfen und sumpfigen Niederungen und gilt bei den Boern und den Eingebornen für einen trefflichen Braten. Diese Gelegenheit, ein Stück Wildpret zu erlegen, welches einige Mahlzeiten lieferte, war allzu verführerisch, und Gerd sandte dem Riedbocke eine Kugel nach, welche jedoch nicht gut gezielt sein mochte, denn der Bock stürzte zwar, raffte sich aber auf und eilte dem Wasser zu; — unsere drei Reiter im hellen Rennen hinterher, der Bock sprang in's Wasser und schwamm hinüber nach einem jenseitigen Röhricht. Paff, paff! knallten ihm noch zwei Schüsse von Jan und Gerd nach, während er durch das Wasser schwamm und nur den hübschen geraden Kopf mit den rothen Augen und den spannenlangen Hörnern über dem Wasser trug. Aber auch diese Schüsse, aus dem Sattel auf keuchenden Pferden abgefeuert, mochten nicht getroffen haben, und es blieb daher nichts Anderes übrig, als geradezu durch das Wasser zu reiten und den Riedbock durch das Röhricht zu verfolgen.

Kaum aber hatten Gerd und Jan das Wasser hinter sich und waren in das Ried eingeritten, als dieses sich plötzlich von schwarzen

---

*) Antilope heleotragus.

großen Thieren belebte und die beiden Schützen sich unversehens von einer aufgescheuchten Heerde wilder Büffel umringt sahen, die nur im ersten Augenblick stutzig waren, dann aber mit wüthendem Brüllen und Feuer funkelnden Augen auf die beiden Reiter eindrangen. Jan und Gerd kannten genugsam von der Natur und dem Charakter der wilden Büffel, um einer näheren Berührung mit ihnen auszuweichen; sie stießen also ihren Pferden die Hacken in die Weichen und sprengten mit verzweifelter Eile durch das Geröhricht dem höheren Ufer zu, mit ihren Rhinocerospeitschen nach allen Seiten hin Hiebe austheilend, um sich der Thiere zu erwehren.

Der Kapbüffel ist ein Thier von ausnehmender Wildheit und Stärke; er fürchtet den Löwen nicht, und mancher Löwe hat schon einen Angriff auf ein Büffelkalb mit dem Leben bezahlen müssen, indem er von der Büffelkuh so reißend schnell und mit einer solch' furchtbaren Erbitterung angefallen wurde, wie man es von einem so schweren und plumpen Thiere gar nicht erwarten sollte. Er ist daher von den Boers und Eingebornen noch mehr gefürchtet, als der Löwe.

Unsere jungen Boers waren indeß so glücklich, diesmal mit dem bloßen Schreck davon zu kommen und die Höhe der Uferböschungen zu erreichen, wohin ihnen die Büffel nicht folgten. Sie eilten nun eine geraume Strecke stromabwärts, wobei sie Kleinknaep durch Pfeifen und Rufen bedeuteten, ihnen zu folgen, und wohl eine Stunde verging, ehe sie wieder zum Wasser hinunter zu gehen wagten, um sich und ihre Thiere zu tränken und ihre Schläuche zu füllen.

Als sie wieder an's Land ritten, kam ihnen Kleinknaep entgegen, der eine Furt gefunden und darin ohne Gefahr über den Fluß gesetzt hatte. Das Flußbett war hier, wo sie herausritten, etwas schlammig, und der verhärtete Schlamm zeigte eine Unzahl Fährten von allen Größen und Arten. Eine dieser Fährten hatte beinahe zwei Fuß im Durchmesser und war beinahe fußtief in den Schlamm ein-

gedrückt. Gerd's Herz pochte bei der Ahnung, daß dies Fährten von Elephanten seien, und er jubelte vor Freude, als Kleinknaep auf seine Frage ihm dies bestätigte und die Vermuthung aufstellte, daß die Elephanten, welche hier mit den anderen Thieren zur Tränke kämen, wohl ihren Standort in den westlich gelegenen Wäldern haben.

„O, schöner Anstand auf Büffel und Antilopen, auf Nashorn und Elephant hier!" sagte Kleinkraep. „Großes Wasser hat dort einen Baum ausgerissen und Wurzelloch nur halb zugeschwemmt. Hätte alter Buschmann Zeit, er würde hier in wenigen, wenigen Nächten viele, viele große Thiere schießen: Quaggas, Zebras, Böcke, Büffel, Löwen, Elephanten."

„Wirklich?" fragte Gerd mit funkelnden Augen, „und Du würdest in jenem Loche dort Dich auf den Anstand stellen?"

„Ja, alter Buschmann drei, vier Gewehre mitnehmen und noch einen Schützen, und jede Nacht viel schießen!"

„Lieber Gerd," fiel hier Jan ein, „laß Dir den Gedanken daran vergehen, so lange wir nicht bei den Eltern sind. Denke an die große Verantwortung, welche Du mir aufladen würdest, wenn Dir dabei ein Unfall zustieße. Versprich mir, nicht hier anzustehen, oder ich kann nicht hier Lager machen, obschon es meine Absicht ist."

„Sei nur ruhig, lieber Jan; ich werde nicht unbesonnen sein. Ich will hier nur ein Büffelkalb oder einen Riedbock oder im schlimmsten Fall ein paar Wasservögel schießen, damit wir ein Abendbrod bekommen."

Diese Zusage beruhigte Jan, und er wählte nun oberhalb der Uferböschungen einen geeigneten Lagerplatz, wo die Pferde abgesattelt und ein Feuer aufgemacht wurde, während Jan und Gerd sich nach verschiedenen Richtungen zerstreuten, um die Gegend anzusehen und wo möglich ein Stück Wildpret zu erlegen.

Gerd interessirte sich zunächst für die Röhrichte des Flußbettes

und die an demselben stehenden Bäume. Hier hoffte er auf irgend ein größeres Thier anstehen zu können, das zur Tränke ging. Er hatte die alte Erfahrung südafrikanischer Jäger bestätigt gefunden, daß gewisse, vorzugsweise am Wasser lebende größere Vierfüßler und insbesondere die Wasser- und Sumpf-Antilopen ein verhältnißmäßig ungemein zähes Leben haben und schon an einer besonderen Stelle, z. B. in's Hirn oder in den Kopf getroffen werden müssen, wenn sie dem Schützen nicht entkommen sollen. Darum wollte er hier lauern, um zu einem wirksamen Schusse zu kommen.

Jan dagegen hatte ein ganz anderes Interesse. Ihn entzückte der Reichthum und die Fülle des Thier- und Pflanzenlebens, welches hier in dieser fruchtbaren Niederung sich geltend machte. Obschon das Jahr schon weit vorgerückt war bis in den südafrikanischen Sommer hinein, so waren die Schlingpflanzen an den Bäumen doch noch voller Blüthen von reichen glänzenden Farben und umschwärmt von Bienen, die ihre Nester in hohlen Aesten und in künstlichen, den Wespennestern unserer deutschen Heimath ähnlichen Bauten hatten. Papageien verschiedener Art und schmucke Singvögel belebten das Gezweige; der Honigkuckuck verrieth durch seinen Ruf die Oertlichkeit der wilden Bienenstöcke; Tausende von Käfern aller Größen summten in Gras, Busch und Schilf; bunte Schmetterlinge schaukelten sich um die Bäume, und Libellen von wunderbar schönem Metallglanz und ungewöhnlicher Größe schwirrten mit Gedankenschnelle über den Blüthenähren und Kolben des Schilfs und der Binsen hin. Noch belebter aber waren nun einige Untiefen und Inseln von Geschiebe mitten im Fluß. Hier hatten sich eine Menge Wasservögel zusammen gefunden, die entweder fischten oder träumerisch auf einem Beine standen und in die Wellen blickten, welche sich in ihrer Nähe vorüberwälzten. Da waren zuerst einige Gruppen der hochbeinigen Flamingos mit ihren wunderlich hohen Stelzbeinen und dem kleinen Leib mit langem Hals und kurzem Kopf. Da

waren ferner einige Reiher und Löffelreiher, etliche Ibisse und Pelikane, die in allen möglichen Stellungen auf der Insel herum standen oder fischten. Ein Ibis hatte sein Nest auf dem größten Aste eines überhängenden Uferbaumes angelegt und war ganz ruhig auf dem Neste stehend, zwischen dem saftig grünen Laub dieses Baobab anzusehen wie eine große riesige rothe Frucht. Große Eisvögel flogen leicht und behend über das Bett des Flusses hin, da wo die Strömung am bemerkbarsten war, und stießen hier und da auf einen Fisch. Einer der häufigsten und merkwürdigsten Vögel aber war der Schlangenhalsvogel oder Plotus, der überall auf dürren Baumästen oder einzelnen Felsstücken im Flußbette ruhig da saß und nach dem Flusse hinaus stierte oder die ausgebreiteten nassen Schwingen in der Sonne trocknete. Dieser Vogel, beinahe der einzige Schwimmer, den man auch auf Bäumen sieht, macht einen eigenthümlichen Eindruck durch den ungeheuren langen Hals mit dem langen kegelförmigen Schnabel an dem Kopf und durch den verhältnißmäßig kleinen entenartigen Leib. Es ist ein ausnehmend fertiger Schwimmer und Taucher und ein geschickter Fischer, aber ein sehr unangenehmer Nachbar, denn er erfüllt beinahe die ganze Nacht hindurch den Uferwald mit seinem metallischen gellenden und doch klagenden Geschrei.

Weiße Möven flatterten über dem ruhigern Wasser der Lachen und Tümpfel; Uferschwalben putzten ihr Gefieder oder segelten pfeilschnell durch die Luft. Der schwarze Muschelfresser, der Linongolo der Eingeborenen und Anastomus lamelligerus der Gelehrten, stöberte im Schlamme nach Muscheln und Schnecken; Schnepfen und Brachvögel flogen im Zickzack oder in anmuthigen Bogen über das breite Flußbett. Auf den Wipfeln der höchsten Uferbäume hockte aufrecht in träger Ruhe da und dort ein schöner Fischadler mit weißem Kopf und Nacken und röthlichbraunen oder chocoladefarbigem Leibe und verdaute seine Mahlzeit. Er fischte nur selten, wenn

aber eine Möve oder einer der Pelikane einen größeren Fisch gefangen und der Fischaar dies bemerkt hatte, so stürzte er sogleich auf ihn und ruhte nicht eher, als bis er ihm denselben abgetrotzt hatte. Und doch fraß er den Fisch nie ganz auf, das wählerische Leckermaul, sondern verzehrte nur das feiste Rückenstück, den sogenannten „Fischerbraten," und ließ das Uebrige liegen und verfaulen.

Unter die schönsten der hier vorkommenden Wasservögel gehörten nächst dem Flamingo einige Kranicharten mit hellblauem und azurblauem Gefieder und weißem Hals sowie der schöne numidische Kranich mit seiner schmucken Haarkrone; ferner die Avocette mit den ungeheuer hohen Stelzbeinen, welche beständig an den seichten Stellen umherwatet und mit ihrem eigenthümlich geformten Schnabel sich Insekten und Würmer aus dem Sand und Schlamm wühlt. Noch seltsamer nahm sich der Jacana aus, ein Watvogel von der Größe eines Haushuhns, aber mit sehr langen dünnen Ständern (Beinen) und noch längeren Zehen, welcher so frei auf dem Wasser herumspaziert, als ob er „Wasser treten" könnte. Dieser Vogel, der **Parra africana** der Gelehrten, macht sich aber seine weitklafternden Zehen zu Nutz, um auf den großen Blättern der Lotus, der Seerosen (Nymphäen) und anderer Wasserpflanzen herum zu laufen und Insekten, Würmer, Weichthiere und kleine Fische zu fangen. Löffelreiher und andere Reiher waren ebenfalls in Menge vorhanden und fischten oder standen in Ruhe auf einem Bein und führten ein höchst beschauliches Dasein. In dem weichen Gras, das mehrere Untiefen des Flußbettes überwucherte, ästen sich ruhig mehrere Arten schwarzer Gänse, welche beinahe die Größe von Schwänen hatten. Jan erkannte in ihnen die **Anser leucogaster** und **melanogaster** der Naturforscher, d. h. die weißbauchige und die schwarzbäuchige wilde Gans des innern Afrika's, welche an allen wasserreicheren Flüssen und sämmtlichen Seen des Binnenlandes vorkommen.

Man sollte meinen, bei diesem großen Reichthum an Wassergeflügel aller Art sollte es Jan nicht sehr schwer gewesen sein, zum Schusse zu kommen; aber dennoch hatte er lange Zeit nur entschiedenen Mißerfolg. Dies rührte namentlich von der unbestechlichen Wachsamkeit eines Vogel aus dem Geschlecht der Regenpfeifer her, der mit den Perlhühnern und den Frankolinen oder großen Sandhühnern im hohen Gras der Ufer vorkam, aber bei der Annäherung des Schützen jedes Mal mit lautem Geschrei hoch aufflog und alle Thiere der Nachbarschaft durch seinen gellenden Ruf vor der nahenden Gefahr warnte. So oft dieser Regenpfeifer seinen schrillen Ton ausstieß, entstand eine Bewegung unter den Vögeln. Die einen flüchteten in's Schilf und Röhricht oder in's hohe Gras, die anderen tauchten unter und schwammen unter dem Wasser eine Strecke weiter fort, um dann wieder aufzutauchen und sich auf behenden Fittigen davon zu machen. Jan wollte es daher nicht gelingen, auf eine der Gänse oder etliche Perlhühner zum Schuß zu kommen, denn namentlich die letzteren wollten gar nicht auffliegen, sondern begnügten sich mit dem Davonlaufen.

Gerd war mittlerweile um kein Haar glücklicher gewesen. Er hatte die Krone eines Kameeldornbaumes erklettert und sich so in die Gabel der Aeste gesetzt, daß er einen weiten Gesichtskreis beherrschte und namentlich die Heerde wilder Büffel genau beobachten konnte, welche langsam im Ried des Ufers gegen ihn herankam. Allein wie gut er sich auch versteckt wähnte, so näherten sich ihm die Büffel nie auf mehr als etwa zweihundert Schritte, und auf solche Entfernung ist der Schuß auf den Kapbüffel selbst mit der Kugelbüchse zu unsicher, denn dieses Thier muß gut getroffen werden, wenn es dem Schützen nicht entlaufen soll. Gerd hatte auch bald bemerkt, was die Büffel gehindert hatte, ihm näher zu kommen. Sie hatten einige Vögel bei sich, welche ihnen gleichsam als Wächter dienen. Diese Vögel gehörten namentlich zwei Gattungen an; die

eine war ein schön weißer kleiner Stelzvogel, die Ardetta; sie saß auf dem Rücken der weidenden Büffel und flog denselben nach, wenn sie davon liefen, oder flog ihnen mit einem kreischenden Schrei voraus, wenn sie Gefahr witterte. Die andere war der Kala oder Webervogel mit dem rothen Wachshut, Textor erythrorhynchus, dem wir schon einmal begegnet sind. Dieser kleine Vogel saß in Menge auf dem Rücken der Büffel und erhob sein Geschrei, sobald er eine Gefahr witterte, und wenn alsdann die Büffel in wilder Flucht davon eilten, begnügte er sich damit, mit seinen kleinen Schwingen zu schlagen, um sich auf der Haut der Büffel im Gleichgewicht zu erhalten.

Nach mehreren leidigen Erfahrungen dieser Art stieg Gerd verdrießlich von seinem Baume herab und versteckte sich in dem Loche, welches der entwurzelte Baum am Ufer zurück gelassen hatte. Es war der Sonnenuntergang nicht mehr fern, und er hoffte irgend eines der zur Tränke kommenden Thiere erlegen zu können. Allein er hatte noch nicht lange hier auf dem Anstand gestanden, so tönte von der Uferböschung herab der gellende Pfiff, durch welchen Kleinknaep zur Rückkehr nach dem Lager einlud, und welcher alsbald weiter stromabwärts von Jan beantwortet wurde. Als die beiden Brüder an das Lagerfeuer zurückkehrten, fanden sie, daß der Buschmann schon ein Abendbrod bereitet hatte. Allerdings ein höchst seltsames Gericht: Eidechsenbraten. Ohne Nöthigung durch den Hunger hätten unsere jungen Boers die Speise sicher verschmäht, allein als sie sie verkosteten, mundete der Braten über Erwarten gut. Es war das gut gebratene zarte, gallertartige Fleisch von einigen Iguanas oder Kammeidechsen von zwei bis drittehalb Fuß Länge, welche Kleinknaep mittelst einer an einem Stock befestigten Schlinge von Thiersehnen gefangen hatte, während sie sich auf den unteren Aesten der Bäume am Wasserrande sonnten. Kleinknaep verstand sich trefflich auf ihre Jagd. Er scheuchte sie auf, wenn er sie spielen

und sich tummeln sah, und sie huschten dann in's Laub, um sich zu verstecken; der Buschmann aber merkte sich ihren Versteck, in welchem sie ruhig liegen bleiben, ohne einen Fluchtversuch zu machen, und warf ihnen mit dem Stocke die daran befindliche Schlinge über den Kopf, woran er sie dann herunterzog und erwürgte. Dieser Braten nebst einigen Knollen und Wurzeln und einigen wilden Wassermelonen, die hier herum wuchsen, entschädigte die jungen Boers für die vereitelte Jagd und reichte zu ihrer Sättigung hin.

29. Das schwarze Rhinoceros.

Jan und Kleinknaep saßen bei dem Feuer, und Ersterer flickte an seinem Sattelgurte, welchen der Buschmann ihm hielt. Gerd war nach dem Abendbrod noch einmal vom Lager weggegangen, um an der Tränke nachzusehen, ob er nicht eine Antilope oder ein Quagga zum Schuß bekommen könne, blieb jedoch ungebührlich lange aus, und Jan war in Sorgen um ihn und horchte in der Richtung nach dem Flusse hinaus, ob er noch keinen Schuß höre. Allein dort drunten blieb alles still.

„Es wird dem Jungen doch kein Unheil zugestoßen sein?" bemerkte er gegen Kleinknaep. „Ich möchte wetten, daß ab und zu auch Löwen nach der Tränke kommen, und wie leicht könnte einer derselben Gerd beschlichen haben? Gar oft wird selbst der schlaue Jäger von diesen Katzenthieren überlistet."

„O, fürchtet Nichts," sagte Kleinknaep; „junger Baas wird vorsichtig sein. Großes Wild kommt erst spät zur Tränke."

Jan wartete noch eine Weile, dann aber ertrug er diese Ungewißheit, zu der sich noch eine ahnungsvolle Unruhe gesellte, nicht länger, sondern fing sein Pferd ein, das er schnell sattelte und bestieg, und ritt nun in der Richtung der Tränke davon. Der Mond war

nun aufgegangen, kämpfte zwar noch mit Wolken, zeigte aber Jan doch schon den Weg, und er sah die teichartige Verbreiterung des Flusses im Mondschein zu sich herauf glänzen. Da tönte plötzlich ein Schuß durch die stille Nacht, und das Echo rollte ihn weiter. Er kam aber nicht von der Tränke, sondern von einer Stelle, welche weiter flußabwärts gelegen war, gerade da, wo die niedrigen Ufer an die teichartige Ausbreitung hinan traten. Dorthin sprengte nun Jan sogleich und war der Stelle kaum auf einige hundert Schritte nahe gekommen, als er ein großes dunkles Thier bemerkte, welches dort herumrannte und laut pustete und schnob, das wie ein starkes Schnarchen klang. Dieser Ton machte Jan erbeben — er erkannte daran vom Hörensagen das Nashorn, und zwar das schwarze Nashorn, das wildeste und gefürchtetste von allen. Wenn dieses Thier wirklich Gerd angriffe? dachte er, und die Angst um den Bruder machte ihm das Blut beinahe in den Adern erstarren. Aber nur für einen Augenblick, dann zwang er sich zur Ruhe und Mäßigung und überlegte rasch bei sich, was er thun könne, um den Bruder zu retten, falls dieser nicht etwa schon unter den stämmigen Füßen des Nashorns zerstampft war. Zugleich war bei diesem Versuch der Hilfeleistung große Vorsicht vonnöthen, denn das Nashorn ist trotz seiner unbeholfenen Gestalt doch ungemein behend, — „geschwind wie der Blitz" sagen die Boers von ihm, — und äußerst schlau; Gehör und Geruch sind bei ihm außerordentlich fein, und nur das Gesicht ist minder gut, weil seine Augen tief im Kopfe liegen und das vorspringende Horn die Sehlinie einigermaßen beeinträchtigt, so daß es nur in einem eng begrenzten Sehwinkel vor sich hin und gar nicht nach der Seite zu sehen vermag. Dies wußte Jan, und darnach wollte er handeln. Er hielt also jetzt sein Pferd an, stieß in jeden Lauf seines Doppelgewehrs noch eine weitere Kugel und trabte dann vorwärts, dem Feinde entgegen.

Das Rhinoceros hatte bereits den Hufschlag des Pferdes erkannt, wie wenig derselbe auch im tiefen Ufersande tönte, und kam Jan mit lautem Schnauben entgegen gesprengt. Das Pferd war unruhig, und Jan hatte alle Mühe, es vorwärts zu bringen. Jetzt war das Nashorn seines Gegners ansichtig geworden, senkte den Kopf mit dem gefürchteten Horn und sprengte zum Angriff dagegen heran. Jan fühlte, wie sein Herz pochte, aber er war gefaßt; sobald das Nashorn noch wenige Pferdelängen von seinem Rosse entfernt war, riß er dieses herum, daß es einen großen Seitensprung machte, und das schnaubende Nashorn rannte vorüber und schoß mit solcher Wucht über sein Ziel hinaus, daß es seine stämmigen Vorderläufe bis über die Kniee in den Sand vergrub und die Schnauze tief einwühlte. Eine halbe Minute stand es so da und stampfte auf einer Stelle, und diese Gelegenheit nahm Jan wahr und schoß es von hinten dicht unter dem Waidloch durch die Weichtheile in den Leib. Dort, das wußte er, war die einzige Stelle, wo seine Kugeln leicht eindringen konnten. Das Nashorn stieß ein wüthendes Schnauben aus und drehte sich wie verrückt auf der Stelle. Jan aber sprengte einigen Bäumen und Büschen zu, welche näher nach der Uferböschung hin lagen und ihm Gelegenheit zu einem Versteck oder wenigstens zu einem Recken boten, denn er war überzeugt, daß das Thier nun nicht mehr von ihm ablassen werde.

„Gerd! Gerd! wo bist Du?" rief er zugleich und sah sich nach seinem Bruder um.

„Hier bin ich, lieber Jan!" tönte es von einem der Bäume herab. „Nimm Dich in Acht vor dem wüthenden Thiere und bringe es hier in der Nähe zum Stehen. Ich habe wieder geladen."

„Bist Du verwundet, Gerd?"

„Ja, aber nicht bedeutend," war die Antwort. „Der Rhenoster hat mir nur den Schenkel etwas aufgeschlitzt, aber ich bin seinen Hufen glücklich entgangen. Ich habe ihm den einen Lauf gelähmt."

Gerd hatte noch nicht ausgesprochen, so kam das Nashorn schon wieder voll Wuth herbeigerannt — auf drei Läufen, hin und her schwankend wie ein Betrunkener, aber den Kopf am Boden. Jan bemerkte, daß es ihn gesehen hatte, und wiederholte das alte Spiel: er hielt stille und ließ das Thier anrennen; sobald es aber ganz nahe kam, ließ er das Pferd einen Seitensprung machen und jagte an ihm vorüber. Dies wiederholte sich zwei, drei Mal — das wilde Schnarchen und Schnauben des Thieres verrieth seine Schmerzen. Einige Male setzte es sich nieder wie ein Hund und rutschte im Kreise herum, ein ander Mal wälzte es sich am Boden, jedoch nur zu seinem Nachtheil, denn in diesem Augenblick, wo es seinen Bauch emporstreckte, gab ihm Jan den zweiten Schuß und sprengte dann hinter die Bäume und Büsche, um sein Gewehr wieder zu laden. Sobald es sich nach einem wüthenden Schnauben und schmerzlichen Pusten wieder aufgerafft hatte und mit erhobenem Kopf dastand, vom vollen Mondlicht beschienen, und in die Luft schnüffelte, blitzte ein Schuß von der Krone des Eisenbaumes aus, auf welchem Gerd eine Zuflucht gefunden hatte, und man hörte die Kugel auf dem Körper des Thieres aufschlagen, das sogleich vorne zusammenbrach. Gerd hatte ihm auf das Knie gezielt und dieses glücklich getroffen. Nun waren beide Vorderläufe beschädigt und der eine vielleicht zerschmettert, denn das Nashorn konnte auf demselben nicht mehr auftreten, und als Jan heranritt, machte das Nashorn so schwerfällige Bewegungen, daß die jungen Boers annehmen konnten, das Thier sei gelähmt. Dennoch trauten sie ihm noch nicht, denn das Nashorn gilt für ein listiges Thier; es konnte nur eine Finte sein, um die Gegner mehr in die Nähe zu locken, und erst nachdem sie dem Thiere noch fünf oder sechs Kugeln aus ganz kurzer Entfernung auf die Läufe und Gelenke geschossen hatten und namentlich auf die Fesseln, wo keine dicke Haut die Wucht der Kugeln abschwächte, wagte es Jan, näher heranzureiten

und ihm auch einige Kugeln auf den Kopf und die Flanken zu schießen, von denen jedoch offenbar keine tödtlich war. Nach jedem Schuß raffte sich das Nashorn wieder auf und suchte den Gegner anzufallen, allein schon nachdem es wenige Ruthen zurückgelegt hatte, brach es wieder zusammen und konnte seinen Grimm nur in wüthendem Schnauben äußern.

Endlich blieb es ganz ruhig und röchelnd unter dem Eisenbaum liegen, auf welchen sich Gerd geflüchtet hatte, und wühlte mit seinem Horn und seinen Hufen den Sand auf.

Dies kam Gerd sehr unerwünscht. Er schoß mehrmals von oben herab nach dem Kopf des Thieres, ohne es vertreiben zu können, bis ihm die Sache endlich zu lange währte. Er stieg daher behutsam herab, glitt dann an dem Stamme herunter und stellte sich hinter denselben, schoß aus einer Entfernung von wenigen Schritten das Nashorn dicht vor das Ohr und lief nun, ohne das Ergebniß seines Schusses abzuwarten, aus Leibeskräften die Uferböschung hinan und rief seinem Bruder zu, ihm zu folgen.

Jan hatte Gerd bald eingeholt, und nun kam auch Kleinknaep heran mit Gerd's Braunen, half dem Verwundeten in den Sattel, und alle Drei ritten so schnell wie möglich zu dem Lagerfeuer zurück, das der Buschmann zu hoher Lohe aufgeschürt hatte. Jan untersuchte hier zuerst die Wunde seines Bruders. Das lederne Beinkleid war vom Knie bis zur Lende aufgeschlitzt, und ein tiefer Ritz von dem spitzen Horn verlief mindestens einen Fuß lang längs der Außenseite des Schenkels und hatte stellenweise das Fleisch sehr zerrissen. Aufregung und Blutverlust hatten Gerd sehr schwach gemacht, und er ließ sich ruhig die Wunde auswaschen und mit dem kühlenden saftigen Zellgewebe einiger Aloeblätter verbinden.

„Sag mir nur, lieber Bruder," hob Jan endlich an, „wie Du schon wieder so tollkühn sein konntest, mit diesem starken und behenden Thiere anzubinden?"

„Diesmal bin ich ziemlich unschuldig," erwiderte Gerd. „Ich weiß selbst kaum, wie es zugegangen ist. Ich lag ganz ruhig in der Schießgrube und wartete auf ein Stück Wild, das zu Wasser gehen würde. Aber einige Antilopen, die in einem Röhricht standen und sich dort „fühlten," wollten nicht heraus und mir schußrecht kommen. Plötzlich hörte ich Etwas weit unter mir schwer in's Wasser plumpen und plätschern, und im Nu waren die beiden Antilopen auf und davon, wie von einem panischen Schrecken getrieben. Anfangs glaubte ich, es sei ein Elephant, stieg aus meiner Grube heraus und schlich behutsam hinter dem Gebüsch hinunter bis zu dem Ort, wo ich das Geplätscher und Pusten im Wasser hörte. Aber kaum hatte ich mich zu den äußersten Büschen vorgeschlichen, so brach ganz jählings jenes Ungethüm von einem schwarzen Nashorn aus dem Wasser heraus, und ehe ich mich's versah, stand es mir auf wenige Schritte gegenüber, mit gesenktem Kopf, die Schnauze mit dem gefährlichen Horn hin und her schwenkend und langsam gegen mich heran trabend. Im ersten Augenblick erschrak ich so sehr, daß mir beinahe die Büchse entfiel. Dann aber nahm ich all' meine Selbstbeherrschung zusammen, blieb mauerfest stehen, meine Büchse in Anschlag, und zielte ihm auf die Augen. Das Nashorn hielt stille, peitschte sich die Flanken mit dem Schweife und stampfte mit den Vorderläufen, daß der Staub hoch aufwirbelte, hatte aber immer den Kopf noch zum Boden gesenkt zu einem gefährlichen Stoße. In diesem Moment schoß ich, und zwar auf den einen Vorderlauf — im nächsten Nu aber hatte das Thier mich niedergerannt und zwar so heftig, daß ich beinahe die Besinnung verlor. Als ich es aber herum schwenken und einen neuen Anlauf nehmen sah, als ob es von Neuem auf mich stoßen wollte, da schoß mir der Gedanke durch den Kopf: wenn mich sein Horn nicht sogleich durchrenne, so werde sein Anlauf so groß sein, daß es über mich hinausstürze, und mir so vielleicht die Möglichkeit geben, ihm zu entkommen. Ich drückte

mich daher ganz flach an den Boden in den tiefen Sand, und wirklich kam es auch, wie ich erwartet hatte. Nachdem das Nashorn mich herumgestoßen, wobei sein Kopf und seine Vorderläufe jedoch in Folge seines grimmigen Anlaufs sich halb in den Sand eingruben und über meinen Körper hinaus fielen, wollte es auf mir herumstampfen; ich aber raffte schnell allen Muth und alle Geistesgegenwart zusammen, sprang zwischen seinen Hinterläufen hinaus, ergriff die Büchse, die mir entfallen war, und lief nach den ersten besten Bäumen, um mich durch Aufbäumen zu retten.

„Allein das wüthende Thier hatte sogleich meine Flucht bemerkt und wollte mich nicht entkommen lassen. Blitzschnell setzte es mir nach, und ehe ich noch die Bäume erreicht, hatte es mich niedergerannt und mir mit seinem Horn den rechten Schenkel beinahe vom Kniee bis zur Hüfte aufgerissen, jedoch glücklicherweise nicht tief, und mir, während ich am Boden lag, mit einem seiner Vorderhufe einen Tritt auf das linke Schulterblatt ganz in der Nähe des Nackens gegeben. Meine Rippen knackten ordentlich unter dem ungeheuren Gewicht und Druck des Thiers, und auf einen Augenblick muß ich besinnungslos gewesen sein, denn ich kann mich nicht mehr erinnern, was unmittelbar darauf geschah. Alles was mir gegenwärtig, das ist, daß ich, wie ich den Kopf vom Boden aufhob, ein wildes Schnauben und Schnarchen unter den benachbarten Büschen hörte. Ich raffte mich nun mit großer Mühe vom Boden auf und schleppte mich, so gut ich konnte, nach einem benachbarten großen Baum, den ich erkletterte, um darauf ein Obdach zu suchen. Diese Vorsicht war jedoch unnöthig, denn das Nashorn schien vorerst gar keine Lust zu haben, mich weiter zu belästigen. Es stand hinter den Büschen, pustete und schnob und stampfte mit den Hufen auf den Boden, schien aber mich ganz vergessen oder außer Acht gelassen zu haben; ob aber aus Schmerz über die empfangene Wunde, oder weil es seine Rachgier schon ganz gestillt hatte, das wage ich nicht

zu entscheiden. Ich weiß nur so viel, daß es sich plötzlich aufrichtete, in die Luft hinaus schnobberte und dann wie toll im Kreise herumsprang und stampfte, bis der deutliche Hufschlag Deines Pferdes seine Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung lenkte, und es mit zornigem Pusten gegen Dich heransprengte, für den ich nun so sehr zitterte, daß mir die Stimme versagte, während ich zugleich eine Regung von Freude über die Rettung, welche Du mir bringen wolltest, nicht unterdrücken konnte. Jetzt aber danke ich Gott von ganzem Herzen, daß Alles so gut ablief, und werde mich nie wieder in solche Gefahr stürzen!"

Jan lächelte ungläubig und sagte: „Wollte Gott, Du könntest dieses Gelübde halten, lieber Bruder; aber es ist eine Art thörichter Eitelkeit, welche Dich so oft unbedacht in Gefahr treibt, und eine wilde Zerstörungswuth gegen Gottes unschuldige harmlose Geschöpfe. Dies mißfällt mir, und mich widert sogar diese Metzelei an, welche wir heute Abend mit dem Nashorn aufführen mußten. Ich begreife Nichts weniger, als den Mordsinn eines Menschen, der ohne Nöthigung, ohne die zwingende Gewalt des Hungers oder der Nothwehr oder die Veranlassung zum Schutze seines Eigenthums den Geschöpfen Gottes nach dem Leben trachtet. Ich habe keine rechte Achtung vor dem Waidmann, der nur zur Befriedigung seiner Eitelkeit und seiner Mordlust tödtet; ein solches Treiben, wenn es zur Leidenschaft wird, macht den Menschen roh und beinahe thierisch."

Gerd konnte sich nicht verhehlen, daß in dem Tadel seines Bruders etwas Wahres und Berechtigtes war, und er schwieg und legte sich voll guter Vorsätze schlafen.

Am andern Morgen fühlte sich Gerd wohl genug, um die Reise fortzusetzen. Seine Wunde schmerzte ihn zwar noch sehr, aber das Fleisch der kühlenden Aloeblätter hatte die Entzündung gemildert, und der Zustand der Wunde versprach baldige Heilung. So bestiegen sie denn ihre Pferde, kehrten dem Fluß den Rücken und ritten gen

Farbendruck v. J. Hesse, Breslau.
Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Das verwundete Nashorn.

Süden, ohne sich nach dem Nashorn umzusehen, das vielleicht die Hyänen schon gefressen hatten. Die röthlichen Felsenhöhen, welche auf einem langen Striche von Nordost gegen Südwest durch die Hochebene zogen, dienten ihnen als treffliche Wegweiser und zeigten ihnen die Richtung, die sie einschlagen mußten. Außerdem hatte Jan in seinem Taschenbuch verschiedene Male die Umrisse der Höhenzüge eingezeichnet, die sie auf dem Herwege bemerkt hatten, und so konnten sie erwarten, daß sie sich diesmal nicht mehr verirren würden.

Hunger und Durst brauchten sie auch nicht zu fürchten, denn die Hochebene enthielt ja Wild im Ueberflusse und da und dort einige jener tiefen Schluchten oder Spalten, die irgend eine furchtbare Erschütterung oder Erdrevolution hier eingesprengt, und die sich im Lauf der Zeit mit Pflanzen- und namentlich Baumwuchs besiedelt hatten. Und die meisten dieser Schluchten enthielten eine Quelle oder wenigstens einige Tümpfel von stehendem Wasser, die vielleicht von unterirdischen Quellen gespeist wurden.

---

30. Der Löwenritt.

Einige Tage waren unsere drei Reiter unterwegs gewesen, da lagerten sie eines Abends schon zeitig mitten in der Wildniß einer beinahe kahlen Hochebene in der Nähe der Felsenhöhen. Ein kleines oasenähnliches Gebüsch von Mimosen und Tamarisken lieferte ihnen Brennholz und ihren Pferden Futter in dem Gras und Haidekraut, welches hier im Schatten wuchs. In kurzer Entfernung von ihnen, näher gegen die Höhen hin, war ein kleines Gehölz von Kameeldorn, und als die drei Reiter ihre Pferde versorgt und ihre Mahlzeit bereitet und verzehrt hatten und auf ihren Karossen ausgestreckt lagen und plauderten, bemerkte Jan plötzlich in der

Richtung jenes Gehölzes ein gelbliches Thier, das unter den Bäumen sich zu äsen schien.

„Sieh, sieh, Gerd! eine Giraffe!“ sagte er, und Beide erkannten nun das Thier, das sie hier zum ersten Mal allein und in größerer Nähe sahen.

Harmlos und keine Gefahr ahnend ging die Giraffe unter den Bäumen umher, streckte den langen Hals in die Höhe, bog mit der biegsamen Schnauze die äußersten Spitzen der Zweige und Aeste dieser Akazienart herunter und knupperte die Fiederblätter und Stiele derselben davon ab. Gerd und Jan konnten dies deutlich wahrnehmen; aber sie sahen auch zugleich, daß es für sie ein Leichtes sein würde, dem Thiere noch näher zu kommen, denn zwischen ihnen und den Kameeldornbüschen lag noch eine andere kleine Oase, zu der sie sich leicht hinanschleichen konnten, ohne von der Giraffe bemerkt zu werden, obschon deren hochliegender Kopf sie einen weiten Gesichtskreis beherrschen läßt. Auf dem Bauche hinkriechend erreichten sie bald den Busch und waren nun kaum noch 150 Schritte von der Giraffe entfernt. Sie konnten hier sogar das sanfte schöne Auge dieses Thieres und die leichten geschmeidigen Bewegungen desselben genau beobachten, welche trotz des ungeschlachten Baues der Giraffe doch einer gewissen Zierlichkeit nicht entbehren. Ja, sie sahen nun sogar, daß die Giraffe nicht allein war, denn von diesem Standorte aus, der ihnen erlaubte, eine größere Anzahl der Kameeldornbäume zu übersehen, gewahrten sie noch einige andere Giraffen, die sich ebenfalls ästen. Sie gingen sämmtlich ganz vertraut, und eine derselben war sogar gerade im Begriffe sich nieder zu thun, was die beiden Brüder deutlich beobachten konnten. Das Thier stellte erst die Hinterläufe allmählich einwärts, dann bog es die Vorderläufe, kniete nieder, zog die gekrümmten Vorderbeine gegen sich heran und schritt zugleich mit den hintern Läufen etwas vorwärts, bis die Kruppe den Boden berührte und der schmale kurze Rumpf beinahe

flach am Boden lag. Einige der anderen Thiere wollten gerade diesem Beispiele folgen, als Jan und Gerd die Giraffen plötzlich emporschnellen und nach allen Richtungen auseinanderstieben sahen, als ob sie jählings erschreckt und in die Flucht gejagt worden wären. Die Mehrzahl der Giraffen floh mit einem äußerst ausgiebigen Paß in südlicher Richtung. Nur eine einzige schwenkte gerade nach der entgegengesetzten Richtung ab und kam auf das Gebüsch zu gelaufen, hinter welchem Jan und Gerd versteckt lagen, machte jedoch in dessen Nähe eine neue Schwenkung, als ob sie dort die Anwesenheit von Menschen witterte, und lief in die Wildniß hinein.

Der Gang dieser einen Giraffe hatte etwas eigenthümlich schwerfälliges, ganz verschieden von dem Paß oder Trott der anderen. Von Zeit zu Zeit bockte und stampfte sie und schlug mit den Vorder- und Hinterläufen aus; dann hob sie den Kopf in die Höhe und schlingerte ihn hin und her und lief endlich wie besessen davon. Was mochte nur das Thier haben?

Jetzt bemerkte Jan, was ihm fehlte. Als es in die Nähe der jungen Boers kam, sahen diese, daß es noch ein Thier trug; — auf der Kruppe und dem Widerrist der Giraffe hockte ein Löwe, der seine Tatzen tief in die Flanken und Brust der Giraffe eingeschlagen hatte und nun seine Zähne in den Hals des Thieres begrub!

Der freche Zerstörer haftete so fest an seinem Opfer, daß er durch alle Bemühungen der Giraffe nicht abgeschüttelt werden konnte. Die Giraffe kam an den beiden jungen Boers vorüber gerannt, welche aufgesprungen waren und gerne auf den Löwen gefeuert hätten, wenn sie nicht von der Unsicherheit des Schusses überzeugt gewesen wären, denn der rasche Paß der Giraffe und der unsichere wankende Gang boten den Schützen kein festes Ziel, und so konnte eine Kugel für die Giraffe tödtlich werden, anstatt sie zu retten. „Zu Pferde!“ rief Gerd in wilder Waidlust; „wir wollen dem Löwen seine Beute abjagen!“

„Lieber nicht," erwiderte Jan, „wir würden doch zu spät kommen, abgesehen davon, daß Du noch an der Verwundung durch den Stoß des Nashorns leidest. Sieh, sieh, es ist schon zu spät: die Giraffe bricht zusammen!"

Und so war es auch in der That: die Giraffe hatte ihren Feind kaum dreihundert Schritte weit getragen, so schwenkte sie einige Male im Kreise, bockte noch einmal auf den Hinterläufen, blieb dann stehen, schwankte auf allen Vieren, welche unter ihr einbrachen, und sank dann auf die eine Seite, um nicht wieder aufzustehen. Der Löwe war von seiner Beute heruntergesprungen, sobald er das Schwanken der hohen Beine fühlte; — er mochte ahnen, daß er bei dem Zusammenbrechen der Giraffe leicht eine Quetschung bekommen könnte. Kaum aber lag das große Thier am Boden, so fiel er über dasselbe her und begann es an den Weichtheilen anzufressen und ihm die Eingeweide auszureißen.

„Warte, Du Katzenthier, das sollst Du mir bezahlen! ich werde die arme Giraffe rächen," sagte Gerd und machte sich auf den Rückweg nach dem Lager, wo er sich auf's Pferd werfen und den Löwen anreiten wollte.

„Halt, Bruder!" rief Jan warnend; „binde nicht mit dem Löwen an! seine dunkle Mähne verräth, daß es ein altes Thier ist. Lassen wir, da die Giraffe doch nicht mehr zu retten ist, lieber den Löwen sich voll fressen und suchen wir ihn dann zu beschleichen und ihm einige wohlgezielte Kugeln zu geben."

Gerd sah das Kluge dieses Vorschlags ein, und die beiden Brüder kehrten zu ihrem Lager zurück, wo sie ihre Gewehre von Neuem luden und ihr Abendbrod verzehrten, denn sie kannten die Lebensweise des Löwen genau genug, um zu wissen, daß er sich lange bei seiner Beute verweilen und vielleicht sogar sich in der Nähe derselben zum behaglichen Ausruhen niederthun würde. Von Zeit zu Zeit blickten sie hinüber, so lange es die kurze Dämmerung

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Der Lowenritt

erlaubte, und sahen den Löwen noch emsig an seiner Mahlzeit. Einige kleinere schattenhafte Thiere umschwärmten die Stelle, wo der Löwe lag: es waren Hyänen oder Erdwölfe, welche die Witterung des Bluts herbeigelockt hatte. Wo mochten diese Thiere nur so räthselhaft schnell hergekommen sein, da man zuvor keine Spur von ihnen gesehen hatte? — „Jetzt wollen wir ihm auf den Leib rücken, Gerd!“ sagte Jan; „wir wollen den letzten Schimmer von Licht noch benützen, der uns das Zielen erlaubt.“ Auf dem Bauche krochen sie vorwärts bei gutem Wind und waren bald bis auf sechszig Schritte zu dem Löwen herangekommen. Er schien gesättigt, denn er fraß nicht mehr, sondern lag auf seiner Beute und knurrte nach den frechen Hyänen. Gerd mit seiner Büchse hatte den ersten Schuß, und mit dem Knall schlug die Kugel auf dem Schulterblatt ein, wenige Zoll von der tödtlichen Stelle. Der Löwe sprang auf die Vorderbeine, biß nach der Wunde, brüllte laut und schlug drohend mit dem Schweife um sich. Sobald er wieder ruhig lag, feuerte auch Jan und zerschmetterte ihm die eine Vordertatze. Er brüllte von Neuem nach dem unsichtbaren Feind und lief einige Schritte vorwärts. Da feuerte Gerd noch einmal, und seine Kugel traf den Löwen in den Hals, dicht hinter dem Ohr. Nun sprang er auf und machte Kehrt, lief einige Schritte langsam und wollte soeben einen raschern Paß antreten, als ihm Jan seine zweite Kugel zusandte, welche ihn auf die Flanke und, wie sich hernach ergab, in den Magen traf. Er lief noch einige hundert Schritte weit, dann brach er zusammen.

Die Hyänen hatten schon beim ersten Schritte Fersengeld gegeben und waren nirgends mehr zu sehen. Gerd konnte sich's nicht versagen, wenigstens die Kopfhaut der Giraffe mitzunehmen; dann kehrten beide Brüder wieder zum Lager zurück und rüsteten sich, zufrieden mit ihrem Erfolg, zur Nachtruhe. Allein kaum saßen sie am Feuer, so hörten sie draußen in der Wüste das Heulen und

zänkische Bellen der Hyänen, welche sich um das zarte weiße Fleisch der Giraffe stritten.

„Ich hätte gar zu gern ein ganzes Giraffenfell mitgebracht, um dem Vater ein Geschenk damit zu machen," sagte Gerd; „aber der der Löwe hat dasselbe entsetzlich zerrissen."

„Gedulde Dich bis später," erwiderte Jan. „Sind wir erst in Klein-Paradijs, so wird schon Rath werden, noch einige Giraffen zu erlegen, um Haut und Skelett an naturhistorische Museen in Europa zu verschicken; denn ich habe mir vorgenommen, gelegentlich schöne Species zu sammeln, um damit einen kleinen Handel zu treiben, welcher mir wenigstens den künftigen Besitz einer gut gewählten Büchersammlung sichern soll."

„Wie, Bruder?" rief Gerd verwundert, „Du willst ebenfalls Jäger werden? Wie stimmt denn dies mit Deinem Grundsatze zusammen, niemals ohne Noth ein Thier zu tödten?"

„Ich denke, es paßt vollkommen gut zu meinen Grundsätzen, ein emsiger Sammler zu werden," erwiderte Jan. „Ich werde allerdings jagen und Thiere tödten, jedoch nicht aus roher Mordlust und zum Zeitvertreib, sondern um den Zwecken der Wissenschaft zu dienen und den großen Sammlungen anderer Welttheile und Länder diejenigen Naturerzeugnisse unseres Landes zu liefern, welche die Gelehrten in den Stand setzen, die Naturerzeugnisse und eigenthümlichen Schätze unseres Landes zu studiren, kennen zu lernen und zu Nutz und Frommen Anderer zu beschreiben. Dieser Zweck wird es rechtfertigen, wenn ich Thiere schieße, um ihre Felle, Bälge, Häute und Skelette zuzubereiten und der wissenschaftlichen Forschung dienstbar zu machen. Aber ein Sammler braucht nicht ein bloßer Jäger zu sein; — für ihn ist jede Erzstufe, jeder schöne Krystall, jede Druse, jede Pflanze, jeder Same, jede Zwiebel- oder Wurzelknolle, jedes Ei, jede abgestreifte Haut einer Schlange oder eines andern Reptils, jede Muschel u. s. w. werthvoll und von Bedeutung. Die eigen-

thümlichen und kennzeichnenden Naturschätze eines Landes zu sammeln und der Prüfung und Kenntnißnahme der Gelehrten zu unterbreiten dünkt mich die Pflicht jedes denkenden Menschen, welchen die Vorsehung in eine Lage versetzt hat, daß er gleichsam jungfräulichen Boden, d. h. ein noch unerforschtes oder unbekanntes Gebiet vor sich hat. Wir Einheimischen, an den Verkehr mit der Natur vertraut, sind im Stande, der Wissenschaft die größten Dienste zu leisten, wenn wir nur zu beobachten verstehen, denn wir, in Feld und Wald heimisch, haben die kostbarste Gelegenheit, eine weit günstigere als der eigentliche Gelehrte, das Thier- und Pflanzenleben eines Himmelstrichs kennen zu lernen im Ganzen wie im Einzelnen und namentlich die Lebensweise der Thiere genau zu beobachten. Und diesem Dienste, welchem auch der einfachste Mann sich widmen kann, wenn er nur mit einem sichern und raschen Scharfblick eine unbestechliche Wahrheitsliebe und vorurtheilsfreien Sinn verbindet, sollte sich kein gesunder Mensch, sollten wir Beide noch weniger uns entziehen, denen die Vorsehung eine so vorwiegend günstige Gelegenheit hierzu gegeben hat."

Dieser Plan gefiel Gerd sehr wohl, und er bedung sich von seinem Bruder aus, daß derselbe ihn zum Geschäftstheilhaber bei seinem Unternehmen annehme, namentlich auf der größeren Erforschungsreise, welche ihnen der Vater in Aussicht gestellt hatte.

„Ich nehme Dein Anerbieten dankbar an," sagte Jan; „aber Du mußt mir dann zuvor versprechen, hinfort nicht mehr so unbesonnen und tollkühn in Deinem Jagdfieber zu sein, wie Du es seither warst. Es gilt in einem solchen Falle wirklichen Muth und Umsicht mit einander zu verbinden und jede Unvorsichtigkeit zu vermeiden, welche ein Menschenleben auf's Spiel setzen könne. Auch magst Du im Voraus wohl bemerken, daß es hier nicht auf großen Geldgewinn abgesehen ist, sondern auf einen Dienst, welchen wir der ganzen Menschheit und ihrer Gesittung leisten, indem wir in

unserem Wirkungskreise und nach unseren Kräften dazu beitragen, das Gebiet und den Umfang wissenschaftlicher Kenntnisse und namentlich der Kunde der Natur zu erweitern, welcher die Menschheit die allergrößten Wohlthaten verdankt."

Gerd fühlte sich durch diese Erläuterungen noch mehr gehoben und angefeuert und freute sich innigst, daß auch seine eigenen bescheidenen Kräfte die Aussicht hatten, an dem großen Bau der Civilisation und der Menschenwohlfahrt werkthätig mit zu helfen. „Es ist nur Schade, daß wir diesen Plan nicht sogleich verfolgen können," meinte er. „Welch ein schönes Exemplar von einer Giraffe hätten wir da heute bekommen können."

„Bah," sagte Jan, „da ist Nichts verloren, als eine einzige Gelegenheit. Das Alles kommt schon wieder. Wir werden noch Giraffen, Flußpferde, weiße und schwarze Nashorne und Elephanten in Menge treffen oder wenigstens aufsuchen können. Namentlich Giraffen werden wir noch oft schießen können, denn sie sind in diesem Landstrich, soweit er bewaldet ist, offenbar nicht selten, was die vielen an den unteren Aesten kahl abgenagten Kameeldornbäume beweisen. Haben wir erst Zeit und Gelegenheit, uns länger aufzuhalten und eine Gegend regelrecht abzupürschen, so werden wir da und dort auf ein Rudel derselben treffen."

Diese letztere Propezeihung bewährte sich schon am folgenden Tage. In einer sanft geneigten, von tieferen Schluchten durchzogenen Hochebene, die sehr schön bewaldet war, eilten unsere beiden jungen Boers auf dem Marsch gegen ein ziemlich großes Dickicht von Mimosen und Kameeldornbäumen heran, als plötzlich aus demselben ein Rudel von etwa zwanzig Giraffen heraustrabte und die Flucht ergriff. Es waren fünf oder sechs Männchen dabei, die sich schon durch ihre beträchtlichere Größe von den anderen unterschieden, denn sie hatten eine Höhe von fünfzehn bis sechszehn, die Weibchen aber nur eine Höhe von dreizehn bis vierzehn Fuß. Ihr Fell

machte, so lange es sich von dem braungrünen Farbenton des Waldes abhob, einen sehr hübschen Eindruck. Die Grundfarbe war ein sehr helles röthliches Gelbbraun, und auf dieser war eine ganz regelmäßige Zeichnung von eckigen chocoladebraunen Flecken zu erkennen, welche letztere ziemlich dicht beisammen standen. Kehle und Beine waren weißlich; der Haarbüschel am Ende des Wedels oder Schweifes schwarz; das Fell war glatt und glänzend. Die Jungen waren noch heller von Grundfarbe, beinahe weiß.

Unsere zwei jungen Boers sahen den flüchtenden Thieren lange nach. Der Gang derselben war ihnen etwas ganz Neues und machte einen beinahe komischen Eindruck; wenn die Giraffen nämlich sich schnell flüchten, so tragen sie Kopf und Hals nicht aufrecht, sondern strecken beide in der Verlängerung der Achse des Rückens vor und den Wedel in derselben Achse weit hinter sich hinaus. Das erste Rennen der Giraffe ist außerordentlich geschwind und ausgiebig, und Jan mahnte Gerd, der ihnen gar zu gerne nachgeritten wäre, von einer vergeblichen Verfolgung ab, welche nur die Pferde nutzlos ermüdet haben würde, denn er wußte, daß man ihnen selbst mit dem flinksten Pferde nicht nachkommen kann, wenn dieses nicht Ausdauer genug besitzt, um die Giraffe zu ermüden, was nur durch eine längere Verfolgung geschehen kann. Die Giraffe läuft namentlich mit großer Leichtigkeit bergan und setzt mit gewaltigen Weitsprüngen über so breite Schluchten, daß ihnen das Pferd auf solchem Boden nicht zu folgen im Stande ist. Man sucht sie daher wo möglich mit Hunden abzuhetzen und erkennt ihre Ermüdung alsdann daran, daß sie den Wedel hängen läßt, worauf der Schütze gewöhnlich absteigt und auf das keuchende Thier feuert.

Die Giraffe ist ein ganz sanftes harmloses Thier, im wilden Zustande nicht einmal sonderlich scheu und argwöhnisch, denn sie weiß, daß sie außer dem Löwen keinen Feind in der thierischen Schöpfung hat. Sie ist gesellig und vertraut und lebt womöglich

immer in Rudeln beisammen, in welchen die Weibchen die Mehrzahl sind. Sie äst sich am liebsten von Laub, welches sie Blatt für Blatt mittelst ihrer sehr beweglichen Zunge und Lippen abpflückt und mit einer gewissen Anmuth und Zierlichkeit verzehrt. Sie verschmäht die Dornen und unterscheidet sich darin wesentlich von dem Kameel. Uebrigens verschmäht die Giraffe auch Gras nicht, namentlich so lange dasselbe blüht, und hat dann eine sonderbare Weise beim Aesen. Um nämlich trotz ihres langen Halses zum Boden hinunter reichen zu können, muß sie die Vorderläufe sehr weit auseinander spreizen, was Nichts weniger als schön aussieht. Aus diesem Grunde zieht sie auch das Laub der Bäume, besonders der sogenannten Giraffen-Acacie oder des Kameeldorns, dem Gras und den Aufenthalt in waldigen Gegenden demjenigen auf offenen Grasfluren vor. —

Dies Alles theilte Jan seinem Bruder mit, während sie weiter ritten, nachdem das Rudel ihren Augen entschwunden war. „Ich begreife nun auch," sagte er, „warum die Naturforscher des Alterthums dieses Thier einen Kameelpanther, Camelopardalis nannten. Der ungeschlachte Körperbau hat in der That Etwas von demjenigen des Kameels, während Farbe und Zeichnung des Fells an das Pardelthier oder den Panther und Leoparden erinnerten. Wie mußten die alten Römer staunen, als ihre siegreichen Heere zum ersten Mal diese Thiere aus Afrika mitbrachten und in den Triumphzügen führten, und als die Kaiser später die Giraffen bei den großen Thierkämpfen im Circus von Löwen zerreißen ließen! — Ich aber habe zwei Dinge gelernt, die mir von Interesse waren und mich über gewisse Züge in der Naturgeschichte dieses Thieres in's Klare setzen."

„Und was ist dies?" fragte Gerd.

„Das eine ist die Thatsache, daß die Giraffe wirklich stumm ist, was manche Naturforscher bestreiten wollen," erwiderte Jan. „Wir

haben während des ganzen Auftritts, den wir gestern Abend mit ansahen, und trotz unserer großen Nähe und des verzweiflungsvollen Bemühens der Giraffe, den Bedränger abzuschütteln, auch nicht den leisesten Laut von ihr vernommen. Ein Büffel an ihrer Stelle würde gebrüllt haben, daß man ihn auf eine halbe Stunde Entfernung gehört hätte. Die zweite Thatsache ist der Löwenritt auf der Giraffe, den ebenfalls viele stubengelehrte Naturforscher bestritten haben, weil sie hiefür keine Gewähr in Büchern gefunden hatten, und weil sie die Aussagen der Jäger, welche derartige Ritte gesehen hatten, nicht als vollgültige Zeugnisse gelten lassen wollten."

---

31. Die Wegzeiger.

Noch am selben Abend erreichten unsere Wanderer eine Gegend, die ihnen bekannt vorkam, und deren Landmarken Jan in seiner Brieftasche verzeichnet hatte. Am folgenden Tage befanden sie sich ungefähr in derselben kahlen Hochebene, wo Gerd den Strauß angeschossen hatte, nur betraten sie dieselbe von einer andern Seite als damals. Sie ritten daher in einer weiten Kurve, um wo möglich noch auf ihre eigenen Fährten zu kommen, falls der Wind diese nicht ganz verweht oder mit Sand bedeckt hätte; und um ein Auffinden derselben zu ermöglichen, ritten sie nun einzeln, damit keine Irrungen vorkämen und sie einen größern Raum absuchen konnten. Auf ein Mal erhob Kleinknaep, der auf der rechten Flanke ritt, ein lautes Geschrei und winkte die Anderen heran, die nun rasch herbeisprengten, höchst begierig zu erfahren, was für einen Fund der alte Buschmann gemacht habe.

Der Gegenstand, der den Alten so sehr überrascht und in Erstaunen gesetzt hatte, war ein Haufe Feldsteine und Geschiebe, auf einem

Hügelkamme so angebracht, daß er die Gestalt eines Kreuzes hatte, dessen längerer Arm südwärts zeigte, so daß die Achse des Kreuzes gerade auf eine weithin sichtbare Felsenkuppe gerichtet war. Halbverwehte Fußspuren von Menschen und Pferden, sowie die ganze Anlage dieses Steinkreuzes gaben den Reisenden die Ueberzeugung, daß dieser Steinhaufe absichtlich und von Menschenhand hier errichtet worden war. Aber was mochte er zu bedeuten haben? Ein Grab? Lag etwa hier ein Weißer, ein Christ begraben? Dieser Gedanke hatte für sie etwas Beengendes, denn er erfüllte die beiden jungen Brüder mit einer ahnungsvollen Besorgniß um ihre Eltern. Jan und Gerd sahen sich schweigend an und lasen Einer in des Andern Auge die Frage: ist es eines der Unsrigen, dem hier zum ewigen Schlaf gebettet worden? Ist es Zufall, daß die Längenachse dieses Kreuzes gerade in die Mittagslinie fällt?

„Nein, Bruder, es ist kein Christengrab," sagte Jan endlich; „man sieht keine Spur von Grabarbeit mit Hacke oder Spaten, und wir Christen begraben ja unsere Todten so, daß das Haupt immer gen Osten liegt."

„Aber was ist es sonst?" fragte Gerd.

„Das weiß ich nicht, und das Grübeln fruchtet auch wenig," erwiderte Jan. „Dort hinaus liegt unser Ziel, so ziemlich unter demselben Strich des Kompasses, wohin der längste Arm des Kreuzes weist. Reiten wir weiter!"

Im Nu waren sie Alle wieder im Sattel und sprengten fort dem nächsten Höhenpunkte zu und weit vertheilt von einander. Diesmal war es Gerd's Loos, einen Fund zu thun, zu dessen Beschauung er den Bruder herbei rief. Es war eine verlassene Feuerstelle, durch Asche, Kohlen und halbverbrannte Pflanzenstengel, durch gebleichte Knochen, Huf- und durch Fußspuren gekennzeichnet, mitten in der Ebene, im Schatten einiger vereinzelten Bäume. Die jungen Boers konnten sich nicht erinnern, hier gelagert zu haben;

der Punkt war ihnen völlig fremd, und um so mehr überraschte es sie, unweit der Feuerstelle einen andern Steinhaufen zu finden, aufgethürmt aus rohen Trümmersteinen, wie sie mit Mühe auf dem weiten Umkreis zusammen gelesen worden zu sein schienen, und an dem Haufen wieder eine Spitze, die sich von der Basis vorschob in Gestalt eines ♁ und nach derselben Richtung wies, wie das zuvor gefundene, kaum zweitausend Schritte davon entfernte Steinkreuz.

Noch mehr verwundert als zuvor sahen sich die jungen Boers rings um, konnten aber noch immer keinen entsprechenden Schlüssel zu diesem Geheimniß finden und ritten dem Höhenpunkte entgegen, dem sie schon zuvor zugestrebt hatten. Hier fanden sie wieder ein ähnliches Steinzeichen, der Form nach nur wenig von dem vorigen verschieden; — alle wiesen nach demselben Striche des Kompasses. Und hier begann die Gegend ihnen immer bekannter vorzukommen. Sie ritten daher in der von den Steinhaufen angedeuteten Richtung weiter und gelangten bald zu einer weithin sichtbaren Gruppe von wenigen Bäumen, deren ungewöhnliches Aussehen ihre Aufmerksamkeit schon von fern auf sich gezogen hatte. Beim Näherkommen erkannten sie, daß dasselbe von halb abgebrochenen und geknickten Ast- und Zweigspitzen herrührte, die ganz so herabhingen, wie ein Jäger sie kunstgerecht zu verbrechen pflegt, wenn er einen Punkt genau bezeichnen will. Jetzt tagte es auf ein Mal in den Seelen der beiden Brüder. „Wenn dies Wegzeiger wären, welche der Vater errichtet hat, als er uns in der Wüste verirrt wähnte und uns hier aufsuchte?“ rief Jan. „Hat er uns nicht oft erzählt, daß die Boers auf ihrem Auszuge aus der alten Heimath auch solche Cairns und **hoopen** oder **steenhoopen** als Wegweiser für die Nachziehenden aufgethürmt haben? Ist es nicht mehr als wahrscheinlich, daß er uns damit den Weg bezeichnen wollte, den wir nehmen sollen?“

„Dann ist er selber aber nicht mehr weit entfernt!“ rief Gerd mit unbeschreiblicher Freude.

„Auf keinen Fall über eine Tagreise,“ meinte Jan. „Aber dort liegt ja ein gefällter Stamm!“ setzte er lebhaft hinzu und schwang sich aus dem Sattel. „Sieh, das ist wieder ein Wegzeiger, lieber Bruder! Die Längenachse des Stammes weist ebenfalls nach jener fernen Felsenkuppe! — Er war's, er war's, der gute Vater war's, der diesen Baum gefällt hat!“ Hier ist ein Pfeil darauf eingehauen, mit der Spitze nach Süden, und hier ein H und ein D, beide tief durch den Splint getrieben, und vielleicht war noch mehr Schrift darauf, aber die Termiten sind über den Stamm gekommen und haben die Rinde ganz abgefressen.“

Gerd eilte herzu und fand Alles, wie sein Bruder gesagt hatte. Es war nun hoher Mittag, und die Pferde schon etwas abgetrieben. Gleichwohl wäre Gerd alsbald aufgesessen und mit verhängten Zügeln hineingesprengt, wenn ihn der besonnenere Jan nicht zurückgehalten hätte mit den Worten: „Laß uns etwas ruhen, bis die stärkste Hitze vorüber ist, um dann mit frischeren Pferden desto weiter zu kommen. Was hälfe es, die Pferde auf's Spiel zu setzen durch unnöthige Eile und Angesichts des Ziels!“

Die Thiere grasten, und die Menschen genossen einen Imbiß von gebratenem Elandsfleisch, denn zwei Tage zuvor hatte Gerd eine jener Antilopen geschossen, welche bei den Boers Eland oder Elennthier heißt, und diesmal waren die jungen Reisenden vorsichtiger gewesen und hatten einen Vorrath von getrocknetem und von gebratenem Fleisch derselben auf den Ritt über die kahlen Hochebenen mitgenommen. Mit frischer Kraft und kühnem Muthe und voll sehnsüchtiger Ungeduld stiegen unsere Reiter nach der Rast wieder zu Pferde und trabten über die Ebene hin. Stunde um Stunde verrann, und der rasche Paß der Pferde schien ordentlich den Raum zu verzehren, und dennoch wollte die ferne Kuppe, welche ihnen zur

Landmarke diente, nicht näher kommen. Die Sonne neigte sich stark gen West, die Lichter des Abends rötheten die Fläche rings umher, und noch zeigte sich ihnen kein Ziel. Jetzt sank die Sonnenscheibe und überfluthete die eine Himmelshälfte mit rosigem Gold und Purpurgluth. Da hielt Jan, der sich halb bänglich umgesehen hatte, plötzlich sein Pferd an und deutete nach links, nach Ost hinaus. Ein feines blaues Rauchwölkchen stieg dort wie ein gewundener Säulenschaft von Duft bolzgerade in den windstillen Abendhimmel empor.

„Ein Rauch!" rief Gerd fröhlich, denn er hatte mit dem Auge die Richtung verfolgt, welche des Bruders stumme Geberde bezeichnet hatte; „Rauch von einem Lagerfeuer!"

„Nein, von einem Herde," versetzte Jan. „Ich glaube und hoffe, daß wir der Heimath nahe sind. Es ist Rauch von einem Feuer, das weiße Hände angemacht haben."

„Woran willst Du dies erkennen, Bruder?"

„An dem hellblauen Rauch und seinem stetigen Aufsteigen," erwiderte Jan; „wär's ein Feuer von Wilden, so würde es qualmen und der Rauch dunkel gefärbt sein von dem halbdürren Gestrüpp und den Kuhfladen. Aber es ist ein Feuer von trockenem, stetig und sparsam brennendem Holz, ein vernünftig und fürsorglich geschürtes Feuer. Reiten wir mit verhängten Zügeln darauf los!"

Und wie eine Windsbraut trugen die Pferde, von Sporn und Peitsche angefeuert, ihre Reiter nach jenem Striche hin, wo die Rauchsäule aufstieg.

Die Nacht senkte sich eben über die weiten Hochebenen, als ein wüthendes Hundegebell aus der Ferne an das Ohr der drei Reisenden schlug, — ein Zeichen, daß ihre Annäherung bereits bemerkt worden war. Wenige Minuten später rief eine Stimme, welche die Herzen der jungen Boers vor Freuden im Leibe hüpfend machte: „Halt, wer da? wer seid Ihr?"

„Gut Freund, Baas Doorn! Gott willkommen, Vater!“ riefen Gerd und Jan, und die Hunde, die so eben noch so wüthend gebellt, erhoben ein Freudengeheul und sprangen zwischen die Reiter herein und an den Thieren herauf.

„Barmherziger Gott, ist es möglich?“ rief der Baas. „Meine Jungen! meine Söhne! — Martha, liebe Martha, es sind unsere Jungen! Sie sind nicht todt, sie sind wieder da!“

32. Wiedersehen.

Unter Freudenthränen umarmten sich Eltern und Kinder und Geschwister; Sally, Geelhoofd und Bruinneus tanzten wie besessen um Kleinknaep herum, der ebenfalls wie von der Tarantel gestochen erschien. Die Freude und Rührung dieses Wiedersehens waren unbeschreiblich; Baas Doorn und seine Gattin hatten die Söhne bereits verloren gegeben. Jan und Gerd wurden aufgenommen wie der verlorene Sohn im Evangelium. Frau Martha meinte, sie seien kaum mehr zu erkennen, so abgemagert und ausgetrocknet, so gebräunt von der Sonne waren sie. Der Vater sagte, sie seien männlicher und kühner geworden in ihrem Aussehen, und Trudje und Pieter blickten in der That auch mit einem gewissen Respekt zu ihnen auf.

O Heimath, süße Heimath! welch ein Klang im Ohre eines der Wildniß entlaufenen, welch ein Wonnegefühl in der Seele eines Jünglings, der ein Leben von Strapazen und Entbehrungen hinter sich hat! Wie köstlich jedes Gericht, selbst das bescheidenste; wie labend der frische Trunk Milch, wie lecker der erste Bissen Brod, wie weich der harte hölzerne Schemel am Feuer neben dem Zeltwagen! Wie unbeschreiblich hold der Blick der Liebe und das zärtliche Wort der Verwandten!

„Aber das ist die Schlucht nicht mehr, worin wir Euch verließen, beste Eltern!“ sagte Jan. „Das ist eine andere seichtere Mulde!“

„Allerdings, mein Lieber! wir trekken wieder,“ entgegnete der Vater. „Vorgestern waren es drei Wochen, daß Ihr ausrittet — wir hatten Euch schon als verloren beweint. Dazu mußten wir weiterziehen, denn ein Flug Wanderheuschrecken hat in einer Nacht jene Oase so kahl gefressen wie meine Hand. Ich hinterließ dort in einem Steinkruge, an einem Pfahl aufgehängt, einen Brief für Euch, falls Ihr jemals dorthin zurückkehren würdet. Ich wollte selber einen geeigneten Plaats aufsuchen und dann Euch nachreiten, bis ich wenigstens Eure Gebeine gefunden hätte. Welche Masse von Befürchtungen und Schrecken verfolgte uns wachend und im Traume! Wir sahen im Geiste Euch in der Wüste verschmachtet, Eure Pferde von der Tsetsefliege umgebracht, Eure Munition verschossen! — Wie geschäftig ist nicht die Einbildungskraft, um uns Alles noch gräßlicher auszumalen, was von Sorgen und Schrecken unsere Seele bewegt!“

„Das waren grundlose Selbstqualen und Befürchtungen!“ sagte Jan. „Der liebe Gott war mit uns und zeigte uns den Weg in ein gelobtes Land und wieder zurück. Wir haben unseren Zweck erreicht, bester Vater, und ein kleines Paradies gefunden, das uns Alle reichlich nähren wird.“

„Aber wir werden dennoch die andere Erforschungsreise machen, lieber Vater,“ sagte Gerd lebhaft. „Ha, was ist schöner als ein solcher Ritt auf's Gerathewohl, voll Kampf und Beschwerde, voll Entbehrung und voll . . . .“

„Voll Aengsten für die Zurückgebliebenen!“ fiel ihm Frau Martha in's Wort. „Nein, vorerst dürft Ihr mir nicht wieder von der Seite, Ihr bösen Jungen!“

„O liebe Mutter, das ist Dein Ernst nicht!“ bat auch Jan schmeichelnd. „Ich hab' in einem der Bücher des Vaters einmal

einen Spruch von einem arabischen Weisen oder Dichter gelesen, der da sagt: „Das wahre Paradies der Erde ist auf dem Rücken des Rosses und in dem Grabe der Bücher.“ — O beste Mutter! wie schön und richtig ist dies gesagt! Was kann es für die Jugend Schöneres geben, als eine solche Reise in ein fremdes unwirthliches Land der Ferne und ein Leben voll Studium geistiger Arbeit für die reiferen Mannesjahre?“

„Wie? auch Du, mein stiller Jan, trägst Dich mit solchen Gedanken?“ fragte der Vater. „Nein, daraus kann vorerst Nichts werden! Die Regenzeit ist vor der Thüre, schon sind ihr einige Gewitter als Vorboten vorangezogen. Noch vor ihrem Eintritt müssen wir unsern Plaats erreicht haben und unter Dach und Fach sein, oder wir laufen Gefahr, mitten in der Wildniß von dem Regen überrascht zu werden.“

„Wir warten gerne, lieber Vater,“ erwiderte Jan. „Wir bescheiden uns, jetzt unsere Pflicht nach ihrem ganzen Umfang zu erfüllen und nicht eher wegzuziehen, als bis Du uns entbehren kannst.“

Baas Doorn nickte seinem Sohne freundlich zu und sagte: „Nun eßt und trinkt und pflegt Euch, Kinder! Erst wenn Ihr ausgeruht seid, sollt Ihr mir erzählen, wie es Euch ergangen ist! Vorerst ist ja unsere Freude über das Wiedersehen noch zu mächtig, als daß ich Eurer Geschichte mit der nöthigen Aufmerksamkeit folgen könnte.“

* * *

Am folgenden Tage statteten Jan und Gerd ihren Bericht ab, und als Baas Doorn die Aufzeichnungen gelesen hatte, die sich Jan gemacht, entschied er sich sogleich dafür, nach Klein-Paradijs zu ziehen und sich dort niederzulassen. Die Kunde von dem Vorhandensein eines Flusses, der selbst in Zeiten höchster Sommerdürre noch so viel Wasser habe, daß man da durchschwimmen müsse, war

ein Beweggrund, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Man muß in Südafrika gelebt haben, um die Wohlthat großer fließender Wasser begreifen zu können, — in jenem Erdtheil, wo seit Menschengedenken große Ströme, die einst bordvoll ihre Gewässer dem Ocean zuschickten, so ausgetrocknet sind, daß ihr Bett den größten Theil des Jahres hindurch beinahe ganz trocken ist und anstatt einer Landstraße mit Wagen befahren wird.

Baas Doorn wußte auch, daß die Uebersiedelung nach Klein-Paradijs nun Eile hatte. Die Regenzeit war nahe, und er mußte darauf sehen, noch vor Eintritt derselben seine Familie und Habe unter Dach zu bringen. Es wäre ein allzu großes Wagniß gewesen, dieselbe im Zelte oder Wagen verbringen zu wollen. Schon verkündeten Wetterleuchten und ferner Donner und einzelne graue Wolken in der Ferne die Vorläufer jener Gewitter, mit welchen die Regenzeit anhebt, und mahnten zur Eile. Daher wollte er keinen Tag mehr versäumen. Gerd hatte sich von den Quetschungen und Wunden, welche er in dem Zusammentreffen mit dem schwarzen Nashorn erhalten, wieder so weit erholt, daß er die Weiterreise selbst in stärkeren Märschen ertragen konnte, und die beiden jungen Boers brannten ebenfalls vor Begierde, einmal selbst thätigen Antheil an der Gründung einer Niederlassung zu nehmen.

Als Jan der Spuren der Elephanten und des Zusammentreffens mit dem Nashorn gedacht hatte, lächelte Baas Doorn gemüthlich und sagte: „Da seid Ihr einige Wochen zu früh mit solchen Ungethümen zusammen getroffen, Jungens. Ich bin jetzt im Stande, diese Thiere nicht mehr zu fürchten, denn ich habe von einem Händler, der vor einigen Tagen hier vorüber kam, und den ich Euretwegen befragte, drei Büchsen eingetauscht, womit wir diese dickhäutigen Riesenthiere empfindlich kitzeln können. Seht her," fuhr er fort und nahm aus dem Wagen ein kurzes schweres Gewehr von sehr großem Kaliber, „dies ist eine der neuen Elephantenbüchsen, die man der-

malen aus England bei uns einführt, und deren Geschossen die Haut des Elephanten, Nashorn und Flußpferds nicht mehr so leicht widersteht, als selbst unseren zinnernen Kugeln. Seht Euch einmal diese Spitzkugeln an, die vorne eine starke Eisenspitze oder ein stählernes Hütchen haben, und von denen jede mehr als vier Lothe wiegt; diese Spitzkugeln, auf eine Entfernung von dreihundert Schritten und mehr abgeschossen, dringen tief in Haut und Fleisch des Elephanten ein, zerschmettern jeden Knochen, den sie treffen, und verursachen eine so große Wunde, daß schon wenige hinreichen, um selbst bei einem so großen Thiere, wie der Elephant ist, eine Verblutung herbeizuführen."

Gerd und Jan musterten mit gierigen Blicken die Büchse, deren Bohrung beinahe drei Centimeter weit war, und die so sehr schwer wog, daß sie nicht leicht aus freier Hand abgeschossen werden konnte; allein dies verschlug ja Nichts, denn bei der Jagd auf so große Thiere war ja bei der großen Tragweite dieser Waffe, immer Gelegenheit gegeben, die Büchse beim Feuern auflegen zu können, wäre es auch nur auf dem Sattel des Pferdes oder auf einer leicht mitzuführenden Gabel.

„Ha, welche treffliche Waffe!" rief Gerd; „nun seht Euch vor, Ihr Löwen, ehe Ihr in die Nähe unseres Kraals kommt, und jetzt gedenk' ich noch ein anderes Wörtchen mit dem garstigen schwarzen Nashorn zu reden, das mich jüngst beinahe zertrampelt hätte."

„Wer hat denn diese Büchsen erfunden, Vater?" fragte Jan, dessen Neugier in anderer Weise angeregt war, als bei seinem Bruder.

„Ich weiß es wahrlich nicht," versetzte der Baas. „Der Händler, von dem ich sie kaufte um schweres Geld, meinte, sie seien eine deutsche Erfindung, herrührend von einem Büchsenmacher in Schwaben, der eine Menge alter Standrohre und Standbüchsen so umgeändert habe und sie nun in Masse über Port Natal einführe und

an die Boers verkaufe, nachdem diese sie durch Missionäre kennen gelernt hätten. In Nordafrika aber, in Nubien und in Sennaar, seien sie schon länger bekannt und beliebt."

„Und Du hast die Kugelmodel dazu und die stählernen Hütchen, die dazu gehören?" fragte Gerd seinen Vater.

„Gewiß, ich habe Munition genug, um einigen hundert Elephanten den Garaus zu machen, falls wir so viele treffen sollten," erwiderte Baas Doorn lächelnd. „Und gesetzt, wir erlegten so viele, so würden diese uns so viel Elfenbein liefern, daß dies allein uns ein Vermögen brächte und eine Reise nach Port Natal verlohnte. Ich kaufte daher diese Waffen mit meinem letzten baaren Golde, in der Hoffnung, wenn ich Euch wieder fände, unsere Sicherheit dadurch befestigt und eine weitere Bürgschaft für unser Fortkommen damit gewonnen zu haben, wenn Ihr Elephantenjäger würdet!"

„Hei, Elephantenjäger! Hussah!" rief Gerd vergnügt. „Und nebenbei noch hier und da einen Schuß auf einen der tückischen Rhenoster! Das soll mich freuen!"

---

33. Jan's Abenteuer mit Elephanten.

Der Baas und seine Familie hatten in zwei Tagereisen die kahle Hochebene zurückgelegt, welche sie von dem Flusse trennte, und sahen sich dann in ein anderes Gelände versetzt. Die Stelle, wo sie den Fluß erreichten, lag noch unterhalb derjenigen, wo die jungen Boers ihn auf dem Rückwege verlassen hatten, und das Thal desselben bildete hier das, was die Kolonisten eine Kluus nennen, nämlich ein Engthal mit steil abfallenden, aber stellenweise von tiefen, langen, dichtbewaldeten Schluchten durchzogenen Wänden. Die Sohle des Flußthales war von einem nicht sehr breiten und tiefen, aber äußerst rasch strömenden Wasserlauf angefüllt, der viele Felsblöcke herange-

wälzt hatte und sich nun schäumend und tosend so lange daran brach, bis andere Hochwasser und reißende Fluthen auch diese Hemmnisse weiter schafften — und vielleicht neue Blöcke herzuschleppten. Dann folgten steile Uferböschungen, an deren Fuß sich nur wenige Ellen breit kiesiger und schlammiger Grund des Strombettes befand, und oberhalb der kahlen oder nur mit Gestrüpp und Binsen und Restien bewachsenen Böschungen erstreckte sich eine Terrasse von einigen hundert Schritten in der Breite und mit schönen, stattlichen Bäumen bewachsen, jenseit welcher dann die buschbewachsenen Höhen anstiegen.

Die Schwierigkeit, hier über den Fluß zu setzen, war nicht gering, und Baas Doorn hielt es daher für das Gerathenste, Jan auf Kundschaft voranzusenden und einstweilen langsam mit dem großen Haufen den mühsamen Weg über die waldige Terrasse zu verfolgen, auf welcher ihn Jan wiederum treffen sollte. So zog denn der Baas mit den Wagen und den Heerden gerade fort und verfolgte mehrere Stunden lang die Krümmungen und Windungen des Flusses, hatte mehrmals mit großer Mühe und Gefahr einige Seitenthäler und Schluchten zu passiren und erreichte endlich hoch am Nachmittage eine größere Schlucht, gebildet von einem nun ausgetrockneten Wasserlaufe, der nichts Anderes war als ein Rinnsaal, durch welches die in der Regenzeit von den ostwärts gelegenen steilen klüftereichen Hochebenen herunter stürzenden Wasser sich einen Ablauf gebahnt hatten. Hier setzten die Steilheit der Felswände und das zerklüftete Gestein dem weitern Vorschreiten mit den ermüdeten Zugthieren allzu große Schwierigkeiten entgegen, und der Baas hatte keine andere Wahl, als hier Halt zu machen und die Rückkehr Jan's von seinem Recognoscirungs-Ritte zu erwarten. Es zeigte sich anscheinend keine Möglichkeit, hier mit den Wagen weiter zu kommen, und Baas Doorn machte sich schon mit dem Gedanken vertraut, daß er wieder umkehren und an einer andern Stelle einen Uebergangspunkt suchen müsse. Man hatte jedoch kaum die Heerde zusammengetrieben

und Feuer aufgemacht, als Hufschläge erschollen, und zwar von der Richtung her, aus welcher sie gekommen waren. Konnte dies Jan sein? Sollten sie an ihm vorüber gekommen sein, ohne ihn gesehen zu haben oder von ihm bemerkt zu werden, oder gab es noch einen andern Weg? Und wenn er es nicht war, wer konnte es sonst anders sein hier inmitten der Wildniß?

Der Baas und Gerd waren vom Feuer aufgesprungen, hatten nach ihren Gewehren gegriffen und standen erwartungsvoll da. Die Sonne war im Untergehen, und der Tiefe des Thales entlang kroch schon die Dämmerung. Plötzlich aber trabte Jan selber wohlbehalten aus den Bäumen und Büschen hervor und begrüßte die Seinigen mit lautem Zuruf, während ihn die Hunde mit Freudengeheul und Gebell umringten.

„Ich dachte mir's wohl, daß ich Euch hier finden würde," rief Jan und sprang von seinem dampfenden Pferde. „Ich sah ein, daß Ihr mit den Thieren und dem Wagen hier bleiben mußtet, und darum brach ich dort drüben nach rechts einige Dutzend Zweige, um Euch einen Lagerplatz zu bezeichnen. Aber seid nur guten Muthes, ich bringe frohe Kunde mit. Morgen früh führe ich Euch etwa tausend Schritte zurück und dann über die Höhen nach einem Orte, der wo möglich noch schöner und zu einer Niederlassung günstiger ist als Klein-Paradijs, und den wir in einigen Stunden erreichen können. — Schweigt einmal Alle und horcht recht gespannt und sagt mir dann, was Ihr vernehmet!"

Alle lauschten und horchten in das Flußthal hinunter und vernahmen ein dumpfes, fernes Getöse, von dem sie sich anfangs gar keine Rechenschaft geben konnten. „Das ist ein Rauschen wie Meeresbrandung," sagte Mutter Martha; „wären wir nicht so weit binnen, so würd' ich behaupten, es sei die Brandung an einer felsigen Küste."

„Nicht doch," meinte der Baas, „dazu ist das Getöse zu laut

und anhaltend, zu beständig. Es ist eher wie der Donner von Wassern, die aus ziemlicher Höhe herabstürzen."

„Errathen," sagte Jan; „es ist der Donner eines Wasserfalls. Wenige tausend Schritte von hier stürzt der Fluß da unten über eine Felsenterrasse von 80 bis 100 Fuß Höhe in breitem, von einigen Felsenzacken in mehrere Strahlen getheiltem Falle herab und bildet einen gährenden, kochenden, zischenden Kessel von Schaum und Strudeln, als wollte er sich wieder tief in den Schooß der Erde bohren. Aber tausend Schritte davon entfernt bricht er sich wieder von Neuem Bahn durch die Felsen und strömt mit wildem Rauschen durch diese lange Schlucht, die er offenbar selbst sich ausgewühlt hat. . . . ."

„Erzähle, erzähle!" riefen Alle.

Jan war gern bereit dazu, nachdem er mit den Anderen das Abendbrod eingenommen hatte, dessen er nach seinem scharfen Ritte sehr bedürftig schien.

Jan hatte diese Stelle, wo man jetzt lagerte, schon vor Mittag erreicht und wahrgenommen, daß hier an ein Weiterkommen über die Schlucht oder an einen Uebergang über den Fluß nicht zu denken sei. Er war abgestiegen und hatte den ganzen Rand der Schlucht und der Uferböschungen untersucht, um vielleicht einen Thierpfad zu finden, der an der Lehne zum Wasserrande hinunterführe; aber vergeblich. Da hatte er jenes ferne Getöse, das einem entfernten Donner glich, durch die lautlose Stille des dornigen dichten Waldes hindurch vernommen und beobachtet, daß die vorüberrauschenden Wellen des Flusses oft ganze Ballen eines gelbröthlich gefärbten zähen Schaumes oder Gischts vorübertrugen, der sich von dem weißen krausen Schaum der gewöhnlichen Wellen bedeutend unterschied, — einen Gischt, wie er gewöhnlich nur an größeren Wasserfällen sich bildet. Augenblicks war ihm der Einfall gekommen, dieser Gischt könne sammt dem Getöse nur von einem großen Wassersturze

herrühren; und obwohl er nie von einer derartigen Naturerscheinung in Südafrika gehört hatte, so erschien ihm die Sache doch nicht unmöglich, und er beschloß sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Er ritt einige hundert Schritte die Schlucht entlang, welche beinahe im rechten Winkel in den Fluß fiel. Da er aber keine Möglichkeit ersah, dieselbe zu überschreiten oder mittelst derselben die Höhen zur Rechten zu ersteigen, so beschloß er, den hier fehlgeschlagenen Versuch in einer andern kleinern Schlucht zu machen, welche er ungefähr 800 Schritte weiter flußabwärts passirt hatte. Hier gelang es ihm, wiewohl nicht ohne Mühe, an der ziemlich lehnen Sohle der Schlucht emporzureiten zu einer höher gelegenen Terrasse und auf dieser einen Weg zu finden, der ihn bald auf die felsige Hochebene brachte. Je höher er aber kletterte, desto deutlicher vernahm er das ferne Getöse, und war bald nicht mehr im Zweifel, daß es nur von einem Wasserfalle herrühren konnte.

Oben auf der Hochebene angelangt, ritt er auf die Höhe eines kleinen Hügels und hielt Umschau. Da gewahrte er denn, daß er dem Wasserfall nun weit näher sei, als er es gedacht und geahnt hatte. Das Engthal des Flusses beschrieb einen starken Bogen, der Weg, welchen Jan eingeschlagen hatte, bildete gleichsam die Sehne dieses Bogens, und ein halbstündiger Ritt über die Hochebene brachte ihn an das jenseitige Ende dieser Bogensehne, nämlich an den steilen Absturz eines großen hufeisenförmigen Thales, in dessen Schooße der Fluß in einer Breite von vielleicht hundert Ellen über jene Felsenterrasse herabstürzte und einen solch' wunderherrlichen Wasser-sturz bildete, daß sich Jan augenblicklich der Schilderungen vom Niagara- und Rheinfall und ähnlichen großen Strom-Katarakten erinnerte, die er schon gelesen hatte. In einer Tiefe von mehr als hundert Fuß unter ihm toste und zischte der Strudel des Sturzes in seinem Kessel, aber nach links hinaus stieg ein beinahe kahles Ufer nur langsam an und eröffnete einen Ausblick in die allerschönste

afrikanische Landschaft, welche Jan noch jemals gesehen hatte. Hinter ihm stieg die Hochebene allmählich zu den Höhen an, welche unsere jungen Boers erst vor einigen Tagen auf ihrem Heimritt überschritten hatten. Rechts zeigten sich am fernen Horizonte die Höhenzüge, an deren Fuß Klein-Paradijs lag. Vor ihm erweiterte sich nach links der Kessel des Katarakts zu einer Art See, der vielleicht fünfhundert Schritte lang sein mochte, und an dem nordwestlichen Ende desselben lag das Land tiefer, und das Wasser reichte an einigen Punkten beinahe bis an die Fläche der Ebene. Und über diese hinaus, die sich in einer Breite und Tiefe von vielen Meilen in leichten Wellenlinien hindehnte, sah man wieder ferne Höhenzüge in blauem Dufte und mit kühnen Formen, und die einzelnen Farbentöne in dieser Landschaft zeigten eine Menge Wald und Busch, und dies deutete somit auch einen Reichthum an Wasser an, wie ihn nicht alle Gegenden Südafrika's haben. Auf der Ebene aber, welche an den See stieß, war das Ufer ganz zertreten und rauh von einer Menge Thierfährten und zeigte einen Trinkplatz von Thieren der Wildniß an, der besuchter war, als Jan es nur irgend für möglich gehalten hatte.

Das Herz schlug ihm hoch und laut bei diesem Anblick, und all' sein Streben und Trachten ging dahin, eine Stelle ausfindig zu machen, wo er hinüber kommen könnte. Hier war es unmöglich. Die Felsenwände um den Kessel waren zu steil, um daran hinab zu reiten, und die Wasser des Sees zu unruhig, um mit dem Pferde hinüber zu kommen, falls sogar jenes möglich gewesen wäre. Das Flußbett aber, in welchem der Ueberlauf des Sees seinen Abzug hatte, zeigte eine allzu reißende Strömung und begann schon mit einer Schlucht, die einen zweiten kleineren Kessel zeigte. Es blieb also, um auf das andere Ufer hinüber zu kommen, nichts Anderes übrig, als auf der Hochebene weiter stromaufwärts zu reiten und dort nach einer Furt zum Uebergang zu suchen. Diese fand auch Jan

wirklich einige tausend Schritte oberhalb des Falls, setzte hinüber und ritt über einige kleine Hügel und Felsenkuppen, bis er eine Thalschlucht fand, die nach der jenseitigen Ebene sich hinabsenkte, und mittelst deren er bald in weitem Bogenritte in die Nähe des Sees gelangte. Nun bemerkte er erst, was er zuvor weniger deutlich gesehen hatte, daß das Gelände vom Ufer des Sees aus wieder allmählich anstieg. Termitenbaue von verschiedener Größe zeigten sich jenseits der Hochwassermarke. Große Findlingsblöcke lagen weit in das Land hinein und zeugten von einer einstigen furchtbaren Erdrevolution, vielleicht von plutonischen Gewalten, die hier stattgefunden hatte. Ein ganz eigenthümlicher Pflanzenwuchs umgab hier unseren jungen Boer. Mit einer unbeschreiblichen Ueberraschung bemerkte er hier sogar Palmen, nämlich eine Art, die er für eine Dattelpalme erkannte. Es war auch wirklich eine zwerghafte Form derselben, die **Phoenix reclinata** der Naturforscher[1]). Wassergewächse mit schönen Blättern, den Gattungen der Strelitzien u. a. m. angehörig, besäumten die Ufer. Weiterhin zeigten sich Pflanzen aus der Familie der Zapfenpalmen oder Zamien in verschiedenen Arten, und um den Fuß der Hügel und Lehnen zog sich ein dichter Gürtel von Hochwald, unter welchem außer verschiedenen anderen fremden Bäumen auch zwei echte Palmenarten erschienen.

Jan war, vor Freude und Bewunderung ganz außer sich, vom Pferde gestiegen und ließ sein Pferd sich tränken. Da bemerkte er denn auf der kleinen Aushöhlung des Ufers, welche zum tiefern Wasser hinunter führte, und in dem weichern Schlamm und Sand des Ufers unter andern auch die gewaltigen Fährten von Nashornen und Elephanten in ziemlicher Menge und blickte sich unwillkürlich

[1]) Es ist der Baum, welcher auf unserer Tafel 7 links im Vordergrund sich erhebt, umgeben von Zamia horrida und Strelitzien, die rechts im Wasser stehen. Die Landschaft ist eine echt afrikanische Ansicht, möglichst naturgetreu aufgenommen.

schen um, ob keiner dieser Thierkolosse in der Nähe sei. Mit einiger Beruhigung betrachtete er zugleich die schwere Elephantenbüchse an seinem Sattelknopf, die er auf das dringende Anrathen seines Vaters mitgenommen hatte. Allein nirgends zeigte sich ein Elephant oder ein Nashorn in der Nähe. Nur draußen in der Ebene waren bewegliche Streifen von dunklen Gestalten zu erblicken — offenbar große Rudel und Heerden von Antilopen oder Büffeln.

Als Jan sein Pferd getränkt und ihm den Zaum abgenommen hatte, um es im frischen Gras der Niederung weiden zu lassen, lief er hin und her und betrachtete sich die ihm neuen Gewächse der Umgebung. Die sengende Gluth der Sonne nicht achtend, suchte er sich die noch unbekannten Formen und Merkmale dieser Pflanzen gut einzuprägen, um sie daheim in seinem Buche aufzusuchen und erkennen zu lernen und sich so einen Ueberblick über die Pflanzenwelt dieser Zone zu verschaffen. Er bemerkte insbesondere eine Menge neuer Zwiebelgewächse, deren Blattformen ihm noch ganz unbekannt waren, und bedauerte, daß dieselben nicht mehr blühten. In anderen blühenden erkannte er neue Arten bekannter Gattungen, namentlich von den schönen Schmucklilien oder Agapantheen, von den Amaryllideen u. a. m. Plötzlich hörte er sein Pferd ängstlich wiehern und pusten, und als er nach ihm umblickte, sah er das Thier mit gespitzten Ohren und sichtlicher Unruhe gegen sich herantraben. Was ist dies? dachte er; ist ein Raubthier in der Nähe? Und hastig streifte er ihm den Zaum wieder über, befestigte denselben und schickte sich an, das Pferd wieder zu besteigen und sein Gewehr schußfertig zu machen. Da hörte er ein Rascheln und Reißen im Holze, ein Knacken und Knarren von zerbrochenen Zweigen, ein lautes Pusten und mehrere Tritte, und sich umblickend sah er plötzlich einen großen dunklen Gegenstand in einiger Entfernung von ihm über die hohen Büsche ragen und sich bewegen. Dies war offenbar der Gegenstand, dessen Nähe das Pferd beunruhigt hatte. Bei genauerer

Beobachtung erkannte Jan den gewölbten Rücken eines großen Elephanten, der mit seinem Rüssel die obersten Zweige und Aeste der Büsche herunterbog und sich behaglich äste. Seine breiten hängenden Ohren bewegten sich fortwährend, wie er so durch den Busch dem See zuschritt und doch trotz seines gemächlichen Ganges mit seinen langen leisen Schritten rasch vom Flecke kam und sich schnell dem Ufer näherte.

Der Elephant kam zwar mit ungünstigem Wind, d. h. der leichte Luftzug wehte dem Pferde seine Witterung zu, und er konnte das Pferd nicht bemerken, da Jan es hinter einen großen Findlingsblock gezogen hatte und hier durch Streicheln und Schmeicheln und Zuhalten der Nüstern zu beruhigen bemüht war. Denn Jan empfand bei dem ersten Anblick dieses riesigen Geschöpfs doch eine gewisse Befangenheit, wo nicht Bangigkeit — etwa das, was unsere Jäger mit dem Ausdruck „Hirschfieber" bezeichnen würden. Es wäre eine Unwahrheit, wollten wir sagen, daß ihm bei dem Bewußtsein der Nähe eines solchen Thieres allzu wohl war. Ueberdem konnte Jan wahrnehmen, daß der Elephant, ein sehr großes Männchen von dunkler Färbung und sehr rissiger Haut, trotz des ungünstigen Windes doch etwas Ungewöhnliches wittern mußte, denn er bewegte seinen Rüssel sehr lebhaft in der Höhe und seine klugen kleinen Augen blickten nach allen Seiten.

Endlich schien der Elephant doch ruhiger zu werden und sein Mißtrauen aufzugeben, denn er kam aus dem Busche vollends heraus und trabte nach dem Wasserrande. Hier ging er langsam auf dem schon erwähnten Thierpfad in den See hinein, bis ihm das Wasser beinahe an den Bauch reichte, schwang seinen Schweif immer im Kreise, stieß ein lautes trompetenähnliches Gebrüll aus, stampfte mit den stämmigen Beinen, sog mit dem Rüssel große Wassermengen ein, reckte dann den Rüssel empor und stieß pustend das Wasser aus demselben aus, daß es in einem förmlichen Sturz-

bade auf seinen Rücken, Kopf und Schultern niederfiel. Dieses Spiel trieb er eine Weile, dann trank er in tiefen Zügen und ging tiefer in's Wasser, aus welchem sein Rücken wie ein kleines Eiland ragte.

Jan sah diesem Treiben, welches vielleicht zehn Minuten währte, mit einigem Interesse zu, obschon er alle Mühe hatte, sein Pferd ruhig zu halten, das bei dem Trompeten und Pusten des Elephanten förmlich zitterte und die unverkennbarste Angst zeigte. Nach genommenem Bade aber kam der Elephant schnell heraus, schüttelte sich und stampfte, um das überschüssige Wasser los zu werden, ging dann gemächlich wieder in einer andern Richtung und war bald hinter den Bäumen und Büschen eines Gehölzes verschwunden. Er war so nahe an Jan vorüber gekommen, daß dieser manche Narbe an dem mächtigen Thiere entdeckt und besonders die Größe und Länge seiner gefürchteten Stoßzähne bemerkt hatte. „Wie schade, daß Gerd nicht hier war," dachte er. „Und doch vielleicht wie gut für den Jungen, denn er hätte sich doch vielleicht nicht bezähmen können, dem Thiere eine Kugel zuzusenden, und wäre dadurch wohl in Gefahr gerathen, zumal wenn sein Pferd ebenso große Furcht vor dem Elephanten gezeigt hätte, wie das meinige!"

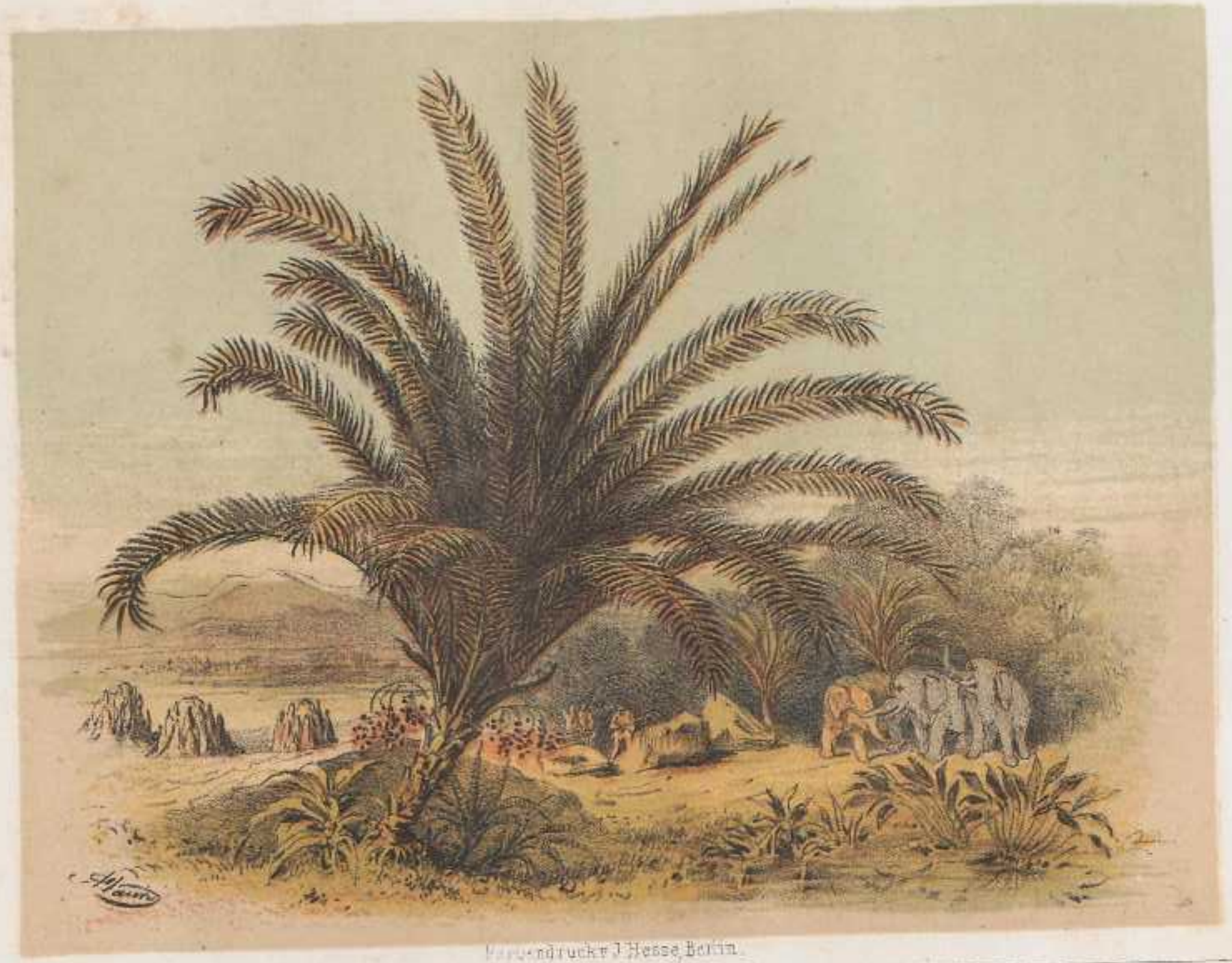
Mittlerweile war er wieder abgestiegen und hatte sich dem Saum eines kleinen Gehölzes genähert, wo einige ihm noch nicht bekannte schöne Gewächse seine Aufmerksamkeit erregt hatten. Die schwere Elephantenbüchse hatte er instinktmäßig über die Schulter gehängt, und so botanisirte er ein wenig, was ihm die willkommenste Ruhe und Rast war. Dies mochte eine geraume Zeit dauern, als er mit einem Mal wiederum ein Rascheln und Knarren und Knistern im Holze und mehrere Schritte hörte, und zwar so nahe bei sich, daß er erschrocken zusammen fuhr. Er hatte sich so weit in den Busch hineingewagt gehabt, als die dornige Wirrniß es erlaubte. Rasch eilte er nun auf den Saum des Gehölzes hinaus, voll Angst

um sein Pferd, und als er jetzt aus den Bäumen heraustrat, gewahrte er in geringer Entfernung drei Elephanten in einem Trupp, die so eben auf die Lichtung hervor kamen und sich noch an den Zweigen der äußersten Bäume ästen. Diese drei waren um ein Gutes kleiner als der erste, welchen Jan einzeln gesehen hatte, aber immerhin noch stattliche Thiere und schon geeignet, dem an ihren Anblick nicht gewöhnten einsamen Wanderer in der Wildniß Schreck einzujagen. Aber diesmal war es nicht ihre massige Erscheinung, welche Jan Schreck einflößte, als vielmehr der Umstand, daß er bemerkte, wie die drei Thiere gerade zwischen ihm und seinem Pferde standen und dieses vor Angst sich davon gemacht hatte. Die Boers pflegen ihre Pferde so zu dressiren, daß diese bei einem Halt da stehen bleiben, wo der ihnen über den Kopf hinaus geworfene Stangen-Zügel, dessen Enden durch einen Beschlag von Messingblech vereinigt sind, auf dem Boden liegt. Dies hatte Jan auch vorhin gethan, als er das Pferd verlassen, und dieser Umstand war, als das Pferd in seiner dumpfen Angst dennoch weiter trabte und sich flüchtete, nun zugleich ein Grund des Schreckens für Jan. Er bemerkte nämlich, daß das Pferd mit einem jähen Rucke plötzlich stehen blieb, am Zügel zerrte, bockte, ausschlug und alle möglichen Versuche machte, um los zu kommen. Der am Boden streifende Zügel mußte sich in irgend einem Gegenstande verfangen haben und von demselben festgehalten werden. Jan sah, wie der Gaul zerrte und riß — er sah, daß die Elephanten sogar dieses Stampfen hörten und neugierig hinüber blickten. Eine namenlose Unruhe bemächtigte sich seiner. Es war ein Glück für ihn, daß der Zügel sich verfangen hatte, denn wäre das Pferd davon gesprengt, so hätte Jan es wohl für immer verloren und hätte allein in der Wildniß dagestanden. Und während er dies erkannte, mußte er noch fürchten, daß das Thier sich von Sekunde zu Sekunde losreißen konnte und dann um so scheuer und kopfloser, hastiger davon sprengen würde. Es war keine

dreihundert Schritte von ihm entfernt, aber zwischen ihm und dem Thiere standen seitwärts die Elephanten. Er durfte nicht wagen hervorzutreten, denn er wußte nicht, ob sie bei seinem Anblick davoneilen, oder ob sie nicht vielmehr ihn angreifen würden. Letzteres erschien ihm sogar von solch' starken Thieren wahrscheinlicher als Ersteres, denn wenn sie auch von seinem Pferde nur wenig Notiz nahmen, so ungewohnt ihnen auch der Anblick eines gesattelten Thieres sein mußte, so ließ sich doch nicht ein ähnliches von dem Anblick eines Menschen erwarten.

Es war eine Zeit unnennbarer Unbehaglichkeit und Pein für unseren jungen Freund, und die Minuten erschienen ihm unerträglich lang; zwar blieb das Pferd zeitweise wieder ruhig stehen, aber bei jeder lebhaften Bewegung der Elephanten schnaubte, zerrte und stampfte es von Neuem. Der Gewalt seines Zornes konnte der Zügel am Ende nicht mehr lange widerstehen, und schon schlug das Pferd mit dem Huf gegen das Hemmniß. Jetzt gab die Verzweiflung Jan einen Gedanken ein, der die unheimliche Spannung beendigen mußte. Er rechnete auf den Schreck der Thiere über den ungewöhnlichen Blitz und Knall eines Schusses, aber er wollte wenigstens nicht ungezielt schießen. Vorsichtig schlich er sich nach einem der Findlingsblöcke vor, schlich sich bis auf etwa 80 Schritte zu den Elephanten heran, legte die schwere Büchse behutsam auf den Felsblock, zielte bedächtig auf den Kopf des mittleren Elephanten von den Dreien, welchen seine langen Stoßzähne als Männchen kennzeichneten, stammelte ein brünstiges: „In Gottes Namen" und ließ den Schuß brechen.

Als der Rauch sich verzogen hatte und der Schuß noch lange durch die Schlucht hallte und verschiedene Echos weckte, sah Jan nur noch den einen Elephanten, auf welchen er geschossen hatte, und der jetzt mit einem lauten kläglichen Schrei sich im Kreise drehte. Die beiden anderen waren geflohen, und er hörte sie durch das Gehölz brechen. Das Pferd aber stand wie vom Schreck gelähmt



Lichtdruck v. J. Hesse, Berlin.
Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Jan steht auf die Elephanten an.

und zitterte an allen Gliedern, namentlich als der Elephant vorwärts rannte und nahe an ihm vorüber kam, ohne es übrigens zu belästigen. Jan beeilte sich, seine Büchse wieder zu laden, und lief dann rasch nach seinem Pferde hin, das er beim Namen rief. Bald hatte er es erreicht und den Zügel erfaßt, welchen er nun von der Baumwurzel ablöste, worin er sich verfangen hatte. Der Elephant war schon weit von ihm entfernt, und er vermochte das Pferd wieder zu beruhigen. Dann schwang er sich in den Sattel und wollte davon reiten. Allein kaum hatte er sich einige hundert Schritte von dem Anschusse entfernt, so stieß der Elephant ein wüthendes Gebrüll aus und machte sich daran, ihn zu verfolgen. Jan sah dies im Nu und brauchte dem Pferde nicht die Sporen zu geben — es lief von selber so schnell es die Beine trugen. Er lenkte es der Schlucht zu, von welcher er hergekommen war, allein der Elephant kam ihm schnell nahe, und als er in die Schlucht einbog, die ziemlich steil war, mochte der Elephant keine fünfhundert Schritte mehr von ihm entfernt sein. Jan berechnete, daß der Elephant ungleich schneller bergan laufen könne, als sein Pferd; daß er also von demselben eingeholt werden würde, wenn er nicht noch einen Schuß wagte. Daher ritt er nur bis zu der Stelle, wo die steilste Steigung begann, glitt vom Pferde, band dieses mit dem Zügel um den Stamm einer Acazie und erwartete mit möglichster Ruhe und Kaltblütigkeit das Herankommen des Elephanten. Die Büchse auf einen starken Ast auflegend, blickte er ruhig über das Visir hinaus nach dem Gegner und biß die Zähne über einander, um seiner Aufregung Herr zu werden. Der Stand der Sonne belehrte ihn ohnedem, daß es die höchste Zeit sei, sich auf den Rückweg zu machen. Als der Elephant nahe genug gekommen war, um Jan sein Auge unterscheiden zu lassen, zielte er ihm gerade auf den Stich und schoß. Der Elephant war getroffen. Jan hatte den eigenthümlichen Ton gehört, womit die Kugel aufschlug, und sah das Thier stutzig werden, Halt machen

und einen neuen kläglichen Schrei ausstoßen. Dann warf er die Büchse über den Rücken, band mit Gedankenschnelle sein Pferd los und sprengte davon, ohne zurück zu blicken. Erst als er wieder auf der Höhe war, schaute Jan sich um und freute sich, daß er nicht verfolgt ward. Er ritt wieder durch den Fluß an der schon einmal passirten Furth, und als er an die Stelle kam, von wo aus er vor einigen Stunden zum ersten Mal des großen Wasserfalls ansichtig geworden war, sah er zu seiner großen Freude den angeschossenen Elephanten drüben am Ende des kleinen Sees im Wasser und sich bespritzen. Er konnte deutlich unterscheiden, daß das Thier schwankte, und seinen Bewegungen nach schien es ein schmerzliches Geschrei auszustoßen, welches Jan jedoch wegen der Entfernung und des Brausens des Wassersturzes nicht hören konnte. — Natürlich verweilte er nicht länger, um abzuwarten, was sich mit dem verwundeten Thiere weiter begeben würde, sondern ritt zu den Seinigen zurück.

Diese Erzählung Jan's und die gespannte Erwartung auf das Ergebniß seiner Elephantenjagd beschäftigte den kleinen Kreis sehr lebhaft, und Gerd beneidete den Bruder beinahe um dieses kühne Waidmannsstückchen, welches ihn noch im Traume beschäftigte.

---

34. Der todte Elephant.

„Schau, schau! dort liegt er im Wasser! Dein Elephant, Jan, Dein erlegter Elephant verendet!" schrie Gerd von weitem oben auf der Höhe, wo man den ersten Ausblick auf den Wasserfall und den See hatte. Er war, von unbezwinglicher Neugier getrieben, den Anderen vorangeritten, nachdem man mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten den Wagen und die Heerde auf dem von Jan angegebenen Wege auf die Höhe gebracht hatte.

Die Anderen kamen allmählich auch heran und sahen wirklich eine dunkle Masse, die sie bei genauerer Betrachtung für einen todten Elephanten erkannten, am jenseitigen Ufer des kleinen Sees im seichten Wasser liegen. Bei Gerd überwog das Interesse für das erlegte riesige Thier allerdings augenblicklich alles Andere; nicht so aber bei den Uebrigen, denen der brausende donnernde Katarakt ein ehrfurchtsvolles Grauen einflößte durch seine Erhabenheit. Und doch war ein solcher Anblick für Baas Doorn nichts Neues, denn im Gebiete von Port-Natal hatte er früher manche derartige und noch stärkere Ströme über die zerrissenen und zerklüfteten Terrassen und Klippen des Hochgebirges und des Mittellandes herabbrausen sehen. Selbst Kleinknaep und die beiden Betschuanen und Sally konnten sich nicht satt sehen an der wilden Lebendigkeit der ungestümen Wogen, die sich über die steile Lehne herunterstürzten, an deren einzelnen Felsentheilen tosend und schäumend brachen und dann in dem kochenden gährenden Kessel zu zerstäuben schienen, denn der weiße Gischt spritzte hoch auf, und die Sonnenhitze verdampfte ihn so rasch, daß es wie ein feiner Schleier von Wasserdunst vor dem großen Falle hing.

Frau Martha und die beiden kleinen Kinder bewunderten dieses majestätische Naturschauspiel noch lange in stummer Ehrerbietung. Baas Doorn aber sandte seine Blicke weit hinaus über die ferne Ebene, welche nichts Anderes war, als eine der breiteren Terrassen des Hochlandes, die weit drüben wieder von höheren begrenzt wurde. Er musterte dieses Land nicht blos mit dem Auge eines Freundes des Naturschönen; er ermittelte mit dem Blicke und erwog in Gedanken die Möglichkeit, ob hier nicht mit besonderem Vortheil eine Niederlassung sich gründen lasse, welches vielleicht noch zweckmäßiger wäre, als das Thal von Klein-Paradijs. Der Boer liebt mehr die weiten offenen Grasfluren der Ebenen, als die Kloofs oder Engthäler des Gebirges, denn jene gewähren ihm einen leichteren

Ueberblick seines Hauptreichthums, seiner Heerden, und ein reichlicheres Futter für dieselben, als die Thäler im Gebirge. Er hatte also in diesem Augenblicke auch weniger Interesse für den herrlichen Wasserfall, als er unter andern Umständen gehabt hätte.

„Laßt uns weiter ziehen! Zum Aufbruch, zum Aufbruch!“ rief er daher bald. „Wir haben erst die Hälfte unseres Tagewerks hinter uns.“

„Hinunter zu dem See, zu dem Elephanten!“ riefen Alle, denn Jan und Gerd wollten diese riesige Thierleiche ihrer großen werthvollen Stoßzähne berauben, und die Knechte freuten sich im Voraus auf das Fleisch des Elephanten und namentlich auf den leckern Rüssel.

Gegen Abend war der ganze Zug nach mancher Mühsal und Fährlichkeit dort unten in der Niederung angelangt, und Alle hatten nun mehr Zeit und Gelegenheit, als Jan gestern gehabt hatte, sich die Gegend zu betrachten. Das Tafelland oder vielmehr die unterste Leiste desselben, von welcher der Fluß herabstürzte, bot nur an der einzigen Stelle, in der Schlucht, durch welche Jan die Karawane hinunter führte, einen mächtig geneigten Steig, welcher zu der Ebene hinunter führte. Diese Schlucht, eine von Erdbeben oder anderen plutonischen Gewalten tief in die Seite thurmhoher, beinahe senkrechter Felsenwände gerissene Spalte, schien durch einen Bergsturz halb verschüttet und auf der Schutthalde und den Trümmern mit einem uralten Walde bestockt, durch welchen seit Jahrhunderten ein Thierpfad führte, der zunächst Jan's Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte und nun einen allerdings nicht mühelosen Weg darbot. Der Fuß dieses Tafellandes bestand aus grünen, lehnen, zugänglichen Abhängen, welche mit Buschwerk und einzelnen Hochstämmen bewachsen waren, und aus denen einzelne Knäufe, Zinken, Hörner und Rücken von Urgestein heraus ragten; dann aber schwang sich plötzlich aus diesen Abhängen eine grauröthliche steile Felswand oder

Klippe beinahe senkrecht ein- bis dreihundert Fuß empor, und oben auf derselben dehnte sich dann leicht geneigt eine weite Fläche von Weideland hin, im vorliegenden Falle mehrere englische Quadratmeilen groß und von dem Flusse durchströmt, so daß diese Hochfläche das seltsame Schauspiel einer von mehreren Seiten durch steile Felsenstürze von der übrigen Welt getrennten Alpe darbot, die von hier aus nur durch die Schlucht und eine oder zwei kühnere Felsentreppen erstiegen werden konnte und nach Norden hin von einer Reihe noch höherer Tafelberge und Terrassen begrenzt wurde, hinter denen die Gegend von Klein-Paradijs liegen mußte. Offenbar fiel das Hochland hier, wo unser Baas Doorn mit den Seinigen angekommen war, gegen die Wüste Kalahari hin allmählich ab und lag niedriger als dasjenige, welches seine Söhne auf ihrer Erforschungsreise weiter ostwärts durchstreift hatten.

Die Ebene selbst, die sich vom Fuße dieser Felsenwände hin westwärts ausdehnte, zeigte sich zunächst, wie das obere zerklüftete Tafelland, weithin mit hohem rauhem gelbem Grase bedeckt, das nun von der Sonnenhitze strohdürr war und ohne die dazwischen wachsenden niedrigeren Gewächse aus den Familien des Klee (namentlich eine Art Steinklee), des Sauerklee, des Eiskrautes, des Haidekrautes und der Protaceen den Thieren keine Nahrung gegeben hätte. Dazwischen aber waren dann wieder eine Menge höherer und niedrigerer Büsche und einzelner hoher Bäume und in allen Mulden junger und alter Wald von Mimosen zu sehen, untermengt mit einigen Bäumen aus der Familie der Lorbeerartigen u. a. m. Kleine Wasserläufe, nun allerdings blos noch an ihren kiesigen Betten oder ihrer Einfassung von Röhricht erkennbar, schlängelten sich durch diese Ebene, deren Grenze nach Südwest nur der blaue Himmel war.

Während der Baas diese Wahrnehmungen machte und deshalb ein Stück weit in die Ebene hineinritt, hatte Kleinknaep, welcher

wieder Fuhrmannsdienste that, den Wagen auf dem höheren Theil des Ufers bei dem Wasserfall aufgefahren und ausgespannt. Man hatte sämmtliche Zugthiere und das Heerdenvieh zur Tränke hinunter getrieben an das seichte Wasser und hatte nun Gelegenheit, auch den todten Elephanten zu betrachten. Dieser lag auf der rechten Seite und streckte die stämmigen Füße von sich; sein Kopf war noch auf dem Trockenen, und aus Mund und Rüssel waren reichliche Lachen Blut geströmt, die nun von einer Menge von Mücken wimmelten. Das kleine kluge schwarze Auge war gebrochen, und da lag das Thier ausgestreckt, ein ganzer Berg von Fleisch, ein sprechendes Bild und Beispiel von der Vergänglichkeit alles Irdischen und selbst des Gewaltigsten. Das Thier, das gestern noch in seiner furchtbaren strotzenden Kraft dagestanden, ein Schrecken für alle anderen Thiere, lag nun eine Beute der Würmer da, gefällt und getödtet von zwei bleiernen Geschossen vom Umfang großer Flaschenkorke. Während die Betschuanenknechte die widerstrebenden Reitpferde so nahe wie möglich an die Elephantenleiche heranführten, um ihnen die Scheu vor diesem Thiere zu benehmen und sie an seinen Anblick zu gewöhnen, kletterte Gerd an der Leiche hinauf und suchte nach den Schußwunden. Das eine Geschoß (denn Kugel konnte man sie doch nicht nennen) war zwischen Ohr und Auge hinter den Schläfen in den Schädel gedrungen, ohne jedoch anscheinend das Hirn bedeutend zu verletzen; das zweite hatte den Elephanten auf den Stich, d. h. auf den oberen Theil des Brustbeins getroffen und offenbar die Lunge oder sonst einen edleren Theil des Innern verletzt.

„Das waren zwei Meisterschüsse, um welche ich Dich beneide," sagte Gerd zu seinem Bruder. „Ich zweifle, ob ich einem solch' kolossalen Thiere gegenüber eine solch' feste Hand behalten hätte, wie Du, lieber Jan."

„Ich maße mir keinerlei Verdienste an," erwiderte Jan, dem es nun beinahe Leid that, ein solch' schönes stattliches Thier gefällt zu

haben; „nicht meine Kaltblütigkeit hat es gethan, sondern die eiserne Nothwendigkeit, die mir die feste Ueberzeugung eingab, daß eines von uns beiden dem andern weichen müsse — ich oder er, das war meine einzige Wahl.“

Als Kleinknaep die Thiere zum Wagen zurückgetrieben hatte, kehrte er mit einer starken Axt und einem großen Messer zurück und schickte sich sogleich an, zunächst den großen Rüssel des Thieres herunter zu hauen, der einen Theil des Abendbrods liefern sollte, sodann aber die großen weißen Stoßzähne des Elephanten aus ihren knöchernen Zahnscheiden auszulösen, was keine leichte Arbeit war. Bruinneus zerschnitt sodann den Rüssel in verschiedene dickere und dünnere Scheiben, die er im Wasser sorgsam auswusch, um sie von Mückeneiern und Termiten zu befreien, die sich schon in den Höhlungen desselben angesiedelt hatten, und überantwortete sie dann Sally zum Kochen.

Mittlerweile hatten Jan und Gerd ein Bad genommen und machten sich nun mit Kleinknaep und unter dessen Leitung daran, den Elephanten abzustreifen. Dies war keine leichte Arbeit, denn die dicke zähe Oberhaut mußte mit der größten Sorgfalt abgelöst werden, um die zweite dünnere Haut nicht zu verletzen, welche zu verschiedenen nützlichen Zwecken, z. B. zu Wasserschläuchen und dergleichen trefflich zu gebrauchen ist. Aus der dicken Haut aber konnte man entweder eine Plane für den Wagen oder ein gutes wasserdichtes Zeltdach für die Regenzeit verfertigen.

Während sie mitten in der Arbeit waren, kam Baas Doorn von seinem Ausritt zurück, rief seinen Söhnen Beifall zu und musterte mit Kennerblicken den todten Elephanten.

„Das war ein schönes Waidmannsstückchen, mein lieber Junge,“ sagte er zu Jan. „Weißt Du, daß dieses einzige Stück Wild uns die drei Elephantenbüchsen bezahlt hat?“

„Wie so?“ fragte Jan.

Vater Doorn deutete mit dem Schambock auf die beiden langen gekrümmten Stoßzähne, welche man nach ihrer Auslösung aus der oberen Kinnlade am Ufer niedergelegt hatte, und erwiderte: „Diese beiden Stücke Elfenbein sind hier unter Brüdern sechszehn bis achtzehn Pfund Sterling (108 bis 120 Thlr. preuß. Cour.) werth."

„Aber wer soll sie uns hier abkaufen?" fragte Gerd; „es ist kaum zu erwarten, daß uns Händler hier aufsuchen, und wegen zwei solcher Zähne lohnt es sich nicht, eine Reise in die Niederlassungen zu machen."

„Mein lieber Junge," versetzte Baas Doorn, „diese beiden Stoßzähne können Jahre lang bei uns unter dem Dache liegen, ohne an Werth einzubüßen, und wir können ihnen noch einige Dutzend andere im Lauf der Zeit hinzufügen, denn wo die vier Elephanten standen, welche Jan getroffen hat, da sind wohl auch deren noch mehrere. Eine Wagenladung Elfenbein aber ist heutzutage ein namhaftes Vermögen und würde schon eine Reise in die Kapstadt verlohnen."

„So ist also die Elephantenjagd ein einträgliches Geschäft?" fragte Gerd.

„Allerdings, vorausgesetzt, daß das Wild häufiger ist. Früher schoß man im Kaplande noch Elephanten; seit Anfang dieses Jahrhunderts aber sind sie dort ganz vertrieben und sogar in den beiden Gebieten der Boers selten. Ich wundere mich, sie hier in der Einöde des Tafellandes noch zu treffen, denn sie finden sich heutzutage, wie ich von Missionnären und Händlern weiß, in größerer Menge nur noch in der Kalahari und nördlich vom zwanzigsten Breitengrade in den Ländern nördlich vom Gebiete der Bamangwatos und nordöstlich von demselben."

„Warum aber sollten wir sie hier ausrotten, lieber Vater?" fragte Jan; „sie thun uns ja Nichts zu Leide, und diese Gegenden sind groß genug, um sie neben uns zu ernähren!"

„Allerdings," erwiderte Baas Doorn; „aber ihre Nähe verträgt sich nicht mit unserer Ansiedelung wie mit unserem Feldbau, ja nicht einmal mit der Jagd, wie Du bald selbst erfahren wirst. Allerdings ist es ein grausamer Eigennutz und eine schreiende Selbstsucht des Menschen, daß er den Thieren der Wildniß den Krieg erklärt, selbst wenn sie ihm weder schaden noch nützen; allein denk nur an den Walfischfang, mein Sohn. Die Wale sind doch noch weit unschädlichere Thiere als die Elephanten und behindern den Menschen in keiner Weise, und dennoch verfolgt er sie bis in die fernsten Meere."

Jan zuckte die Achseln, als ob ihn dieser Beweis noch nicht von der Rechtmäßigkeit der Ausrottung der Elephanten überführe; Gerd aber fragte: „Thun denn die Elephanten dem Feldbau Schaden und lassen sie sich nicht zähmen?"

„Nein, mein lieber Sohn, der afrikanische Elephant, der kleiner ist als der indische, ist nur äußerst schwer zu zähmen," entgegnete der Vater. „Unsere Voreltern, die sich in Gegenden ansiedelten, wo Elephanten noch vorkamen, konnten nur mit der größten Mühe etwas Feldbau treiben, denn kaum begann das Getreide etwas zu reifen und der Bartweizen und Roggen milchig zu werden, so mußte man Tag und Nacht die Felder bewachen und mit Feuern umgeben, um diese großen Thiere davon abzuhalten, vor welchen kein Zaun noch Hecke schützt. Einer oder zwei Elephanten, die in ein Getreidefeld fallen, zerstören in einer einzigen Stunde eine ganze Ernte, denn was sie nicht fressen — und sie sind nach den milchigen Körnern sehr lüstern — das treten sie mit ihren breiten Füßen nieder und zerstampfen die Aecker so sehr, daß man sie hernach kaum mehr pflügen kann; nicht wahr, Kleinknaep?"

„O gewiß, Baas; Maklu (der Elephant) gefährliche Nachbar; Maklu in ein Feld von Mealies (Mais) oder Kürbissen, in einer Nacht Alles zerstört; arme Buschmann am Verhungern."

„Ah, so dürfen wir also einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen die Elephanten führen?“ fragte Gerd begierig.

„Wir müssen es, schonungslos, schon um der eigenen Sicherheit willen,“ erwiderte Baas Doorn.

In diesem Augenblicke kamen der kleine Pieter und Trudchen herbeigesprungen und riefen: „Papa! Gerd! Jan! seht nur wie wunderschön! Ein Regenbogen dort über dem Wasserfalle!“

Alle blickten erstaunt auf, und siehe da! wirklich brachen sich die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne so in den Dünsten, welche aus dem Kessel aufstiegen, daß sie einen schönen Regenbogen über demselben bildeten, welcher sich gleichsam über den herrlichen Wasserfall hinüber schwang wie eine luftige Brücke. Mit einer stummen Bewunderung betrachteten Baas Doorn und die Seinigen dieses herrliche Schauspiel, und als nun auch noch Frau Martha herzukam, stieg der Vater vom Pferde, schlang seinen Arm um sein treues Weib und sagte: „Sprich, liebe Martha! erinnert Dich dieser Regenbogen nicht an Etwas, an eine tröstliche fröhliche Geschichte?“

„An Noah's Regenbogen, dem er ein Bote war von der Versöhnung Gottes mit der Welt und ein Zeichen des Bundes zwischen dem lieben Gott und der neuen Menschheit!“ entgegnete Frau Martha gerührt. „Nicht wahr, mein Lieber, dies meinst Du?“

Der Baas nickte bejahend und sagte: „Ja, meine Theure, daran erinnerte ich mich vorhin ebenfalls. Dort steht unsere Arche, der geräumige Wagen, und selbst unsere Thiere fehlen nicht und unsere Kinder um uns her. Aber gebe Gott, daß wir an ihnen mehr Freuden erleben, als Noah an den Seinigen.“

„Und danken wir Gott nun gleich Noah für unsere Errettung, denn hoffentlich hat nun auch unsere Noth ein Ende,“ sagte Frau Martha.

35. Der Anstand an der Tränke.

Es war Nacht geworden, bis unsere jungen Boers mit dem Abstreifen des Elephanten fertig waren, und es hatte gewaltiger Hebel von langen jungen Baumstämmen und mehrerer Gespanne Ochsen bedurft, um den Elephanten zu wenden und auf's Trockene zu ziehen, nachdem er auf der einen Seite abgestreift war. Die Betschuanenknechte und Kleinknaep hatten sich dann noch so viele Stücke von dem schönsten Fleisch abgeschnitten, als sie nur schleppen konnten, und dasselbe an Bäumen aufgehangen, denn sie wußten wohl, daß über Nacht die große Leiche andere Gäste anziehen würde.

Nach eingenommenem Abendbrod wurde die Heerde auf einem freien Raum zusammen getrieben, die Feuer aufgemacht und die Hunde und die Knechte bezogen die Wachen. Der Ort, wo der Wagen stand und das Lager aufgeschlagen war, lag einige Dutzend Fuße über dem Spiegel des kleinen Sees und mindestens vierhundert Schritte vom Ufer entfernt auf einer freien Anhöhe, fern von Gebüsch und Bäumen, den Herbergen der Stechfliegen. Ein kleines Wäldchen trennte diese Anhöhe von dem seichtern Ufer und dem Thierpfade mit den vielen Fährten, in dessen Nähe die Elephantenleiche lag.

Kleinknaep und Jan hatten die zweite Nachtwache, die nach Mitternacht begann; aber der alte Buschmann trug sich mit einem Plan, in welchen er Gerd einweihte. Er hatte ganz in der Nähe des Thierpfades einen einzelnen hohen Mokonobaum bemerkt, dessen Aeste stark genug waren, einige Männer zu tragen. „Dort gute Hochstand," sagte er zu Gerd; „dort oben Buschmann aufsitzen mit sein lange Rohr, vielleicht er schießen einen Löwen. Will junger Baas nicht mitgehen?"

Gerd ließ sich dies nicht zweimal sagen und theilte es auch Jan mit, der mit dem Vater darüber sprach und denselben um Erlaubniß für sich und Gerd bat, dort aufzusitzen.

„Ich möchte einmal das Thierleben der Wildniß beobachten, wie es sich hier an einer solchen Tränke zeigt," sagte er.

Baas Doorn erwog sich die Sache erst lange, ehe er die Erlaubniß gab, die er jedoch nur unter der Bedingung ertheilte, daß die drei Jäger auf kein anderes Wild schießen würden, als auf Löwen oder Leoparden, und daß sie nach Mitternacht ihren Hochstand wieder verlassen sollten, was sie auch versprachen. Bald nach dem Abendbrod erkletterten sie den Baum und suchten sich in dessen Astgabeln möglichst bequem zu setzen, wobei sie jedoch die Vorsicht nicht unterließen, sich mit starken Riemen um den Leib so an den Stamm oder die aufrechten Aeste anzubinden, daß sie vor dem Herunterfallen geschützt waren und doch ihre Arme noch frei bewegen konnten. Sie waren auch noch nicht lange aufgesessen und hatten sich noch nicht satt gesehen an dem herrlichen Schauspiele, welches der Wasserstürz auch jetzt beim Mondlicht darbot, welches die volle Klarheit einer südafrikanischen Sommernacht über den Kessel und den Katarakt ausgoß, als ihre Aufmerksamkeit schon in Anspruch genommen wurde durch ein fernes Getrappel und Stampfen wie von vielen Hufen, welches immer näher zu kommen schien und selbst den Hunden im Lager bemerklich ward, denn diese gaben Laut. Gleich darauf kam auch ein starkes Rudel Antilopen, eine gerade, bewegliche Masse, in leichtem Trabe zum Wasserrande herunter gezogen. Vorauf einige Böcke und Alttthiere, die die Nüstern vorsichtig und mißtrauisch in die Höhe reckten und in den Wind schnupperten, worauf alsbald der starke Haufe Halt machte. Die Späher witterten offenbar etwas Ungewöhnliches in der Nähe, das ihnen doch trotz aller Fremdartigkeit nicht gefährlich genug erscheinen mochte, um sie vom Wasser abzuhalten, denn sie trippelten hin und her, windeten nach allen Richtungen, thaten dann wieder einige Schritte vorwärts, äugten und windeten von Neuem und zauderten anfangs weiter zu gehen. Als aber Alles ruhig blieb und selbst das ferne Hundegebell ver-

stummte, wurden sie kühner, liefen zwar noch langsam und argwöhnisch mit gespitzten Losen (Ohren) und aufgehobenem Vorderlaufe hin und her, näherten sich aber doch allmählich dem Wasserrande, tranken in tiefen durstigen Zügen und plätscherten endlich stampfend im Wasser oder ästen sich am Schilfe. Behutsam schob das ganze Rudel nach, und es währte nicht lange, so standen alle diese Thiere im seichten Wasser, tränkten sich, stampften und plätscherten und ließen es sich offenbar ganz köstlich und behaglich munden, den frischen Trunk sowohl als das labende Bad. Bald kamen noch andere Nachzügler hinterdrein gezogen, und ehe eine Stunde verging, standen einige Hunderte verschiedener Antilopen, deren Arten die falbe Mondbeleuchtung erkennen ließ, im Wasser und im Röhricht.

Dann erscholl kräftigerer Hufschlag: einige Rudel Zebras und Quaggas kamen und vertheilten sich zwischen den Antilopen oder verdrängten diese, schwammen und spielten unter denselben herum und plätscherten und schlugen mit Schweif und mit allen Vieren in das Wasser. Und weiterhin, wo ein hohes Röhricht See und Ufer trennte, kamen andere dunkle mächtige Thiere zum Vorschein, die sich bald durch ihr Brüllen und Blöken und den unverkennbaren Rindviehgeruch, den sie ausströmten, als einen Trupp wilder Büffel zu erkennen gaben. Diese suhlten und wälzten sich im Schlamm, schwammen herum, brachen durch das Röhricht, ästen sich an den Wasserpflanzen oder standen wiederkäuend ruhig im seichteren Wasser.

Ab und zu blitzte es wie ein Silberblick aus dem wogenden Wasser des Sees auf, wenn ein Fisch emportauchte und sich überschlug; oder ein dunkler Punkt, eine große Nachtschwalbe, schwebte auf geräuschlosen Schwingen über das Wasser hin, und dann drang wieder ein gellender und doch kläglicher Schrei irgend eines unbekannten Nachtvogels über den Spiegel des Sees und durch das Brausen und Tosen des Wassersturzes hindurch.

Mit einem Male aber entstand eine unruhige Bewegung unter

den Thieren im Wasser; sie sprangen auseinander, theilten sich in Rudel, schlossen sich enger zusammen, gingen zu Lande und sprengten davon oder flüchteten in das Geröhricht. Ein Stampfen und Keuchen und ein hohles starkes Athmen ließ sich vom Lande her vernehmen, und bald darauf kamen einige große dunkle Körper die sanfte Lehne herunter geschritten, die unschwer als Elephanten zu erkennen waren. Es mochten ihrer fünf oder sechs sein, die Jungen dazu gerechnet. Rasch trabten sie in das Wasser hinein und stampften darin mit ihren mächtigen Beinen, daß sie den Schlamm aufwühlten und trotz des kargen Mondlichts die Trübung des Wassers weithin zu sehen war. Dann sogen sie ihre Rüssel voll Wasser und spritzten sich damit über den Rücken und die Seiten hin, wobei sie ein lautes, tiefes, zitterndes Geschrei ausstießen, welches bald nur wie das Blöken eines Bullen klang, dann aber zu einem Brüllen anschwoll, welches etwas von den tiefen schmetternden Tönen einer Baßposaune und von dem dumpfen Heulen des wildesten Orkans hatte. Es war ein Ton, der sich nicht gut beschreiben läßt, aber außerordentlich feierlich und Grauen erweckend durch die stille Nacht klang, das Tosen des Wasserfalls übertönte und weithin über das Wasser schwellend die Echos der Schluchten und Wälder weckte. Es war so schaurig, daß die Hunde davon in der Ferne winselten und heulten und die Antilopen allesammt die Flucht ergriffen und erschrocken davonstoben. Unsere jungen Boers auf dem Baume sahen deutlich, wie die Elephanten nun so tief im Wasser standen, daß sie nur die breiten Köpfe mit den Rüsseln herausstreckten, und konnten wahrnehmen, daß dieses Gebrüll nur ein Ausdruck ihres Behagens über das labende wollüstige Bad war, welches sie nahmen. Nachdem sie einige Zeit herumgeschwommen waren, kamen sie wieder in das seichtere Wasser heraus und begannen sich wieder mit Wasser zu überspritzen, was ihnen offenbar das meiste Behagen verursachen mußte, denn es vertrieb wohl am sichersten das Ungeziefer, die

Maden der Fliegen und Bremsen und anderer Mücken, die sich in der Haut angesetzt hatten, denn so dick diese auch ist und so rissig und dünn behaart, so daß sie bei alten Thieren beinahe wie Baumrinde aussieht, so ist sie doch sehr empfindlich, zumal gegen das Bohren und Wühlen der genannten Maden, wie Kleinknaep später seinen jungen Herren erklärte. Nach und nach kamen einzeln und in Gruppen noch sechs bis acht weitere Elephanten hinzu, so daß ein ganzes Rudel derselben hier im Wasser stand und sich gütlich that.

Der Anblick dieser Heerde gewährte Jan und Gerd ein ungemeines Vergnügen, denn sie hatten Gelegenheit, die zärtliche Sorgfalt wahrzunehmen, mit welcher sich die alten Elephantenweibchen ihrer Jungen annahmen, — wie sie sie überspritzten und ihnen Rücken und Flanken mit dem Rüssel rieben, wie sie dieselben beim Schwimmen mit diesem lenkten und geflissentlich zurückhielten, damit sie den gefährlichen Strudeln des Wasserfalls nicht zu nahe kämen, um davon ergriffen und fortgerissen zu werden.

„Wie schade, Bruder Jan, daß es nicht hell genug ist, um mit den Büchsen auf sie zielen zu können!" rief plötzlich Gerd, der unbewußt laut zu denken schien; „das wäre Gelegenheit zu einem herrlichen Schusse!"

„Bst!" flüsterte Jan und Kleinknaep; aber es war schon zu spät. Das feine Ohr der Elephanten hatte die menschliche Stimme unterschieden, und mit einem Male ergriff die ganze Heerde die Flucht und trabte wild davon, daß der Boden unter ihren Tritten dröhnte. Gerd machte sich nun ernsthafte Vorwürfe, allein es war zu spät — die Elephanten waren fort. Eine Zeit lang blieb Alles ruhig; dann hörte man wieder einzelne leichte Hufschläge herankommen, und es näherten sich wieder Antilopen, aber es war nun, da der Mond schon hinter den Felsenhöhen stand, zu dunkel, um die Thiere auf dem schwarzen Spiegel des Sees erkennen zu können.

Die erwarteten Löwen aber blieben aus. Mitternacht war jetzt vorüber, und unsere jungen Jäger schickten sich soeben an, von dem Baum herunter zu steigen, als ihnen ein anderes Getrampel von Hufschlägen zu Ohren kam, das weit lauter und schwerer war, als dasjenige der Büffel und Elephanten. Einige große lange dunkle Gestalten kamen zum Wasser herunter, und ihr eigenthümliches Schnauben und Pusten, die gurgelnden Töne ihres blasenden Athmens gemahnten Jan und Gerd an jene Nacht in der Wildniß, wo das schwarze Nashorn mit seinem Jungen in der Nähe ihres Lagers vorüber gewechselt war. Sollten das auch Rhinocerosse sein? fragten sich die jungen Boers; Kleinknaep aber flüsterte sogleich: „Rhenoster" und benahm ihnen allen Zweifel. Sie sahen nur undeutlich die ungeschlachten Gestalten der Nashorne im seichten Wasser, aber sie hörten deutlich, wie sie sich wälzten und suhlten und einen lauten blasenden Ton ausstießen, welcher in seiner Eigenthümlichkeit ganz kennzeichnend für sie war.

Die Gegenwart dieser Thiere wäre bei hellem Mondschein interessant gewesen, weil sie zu Beobachtungen Gelegenheit gegeben hätte; allein in der finsteren Nacht, wo dem Wachenden die Zeit ohnedem so unerträglich langsam verstreicht, war die Nähe dieser wilden starken Thiere Nichts weniger als behaglich und hinderte jedenfalls unsere drei Beobachter auf dem Mokonobaume an der Rückkehr in's Lager, weil es gefährlich gewesen wäre, sich zu Fuße ihrer Witterung auszu setzen. So ungeschlachtet und schwerfällig nun auch das Nashorn ist, so daß man ihm mit einem flinken feurigen Pferde, das sich leicht wenden läßt, ganz gut entkommen kann, so sehr ist der Fußgänger in Gefahr, von ihm eingeholt und zerstampft zu werden. Der Geruchssinn des Nashorns ist ohnedem weit feiner, als seine Sehkraft, und jedenfalls so scharf, daß es selbst die beinahe kalte Fährte eines Menschen (namentlich eines farbigen Eingeborenen) rasch erkennt und darob in Unruhe geräth.

„Wenn sie nur fort wären!“ sagte Jan leise zu seinen Gefährten; „ich bin müde und schläfrig und möchte mich niederlegen!“

„Soll ich nicht einen Schuß thun, um sie zu verscheuchen?“ fragte Gerd.

„Nicht schießen,“ erwiderte Kleinknaep; „Boréleh (das einhornige schwarze) und Ketloah (das zweihornige schwarze Nashorn) fürchten nicht Knall, werden nur böse davon und uns auf Baum einschließen, bis Tag kommt. Alter Buschmann kann Rhenoster schnell vertreiben. Gebt Acht!“ Er that auf dem Finger einen lauten gellenden Pfiff und dann einen gedehnten wilden Schrei, und augenblicklich sprangen die Nashorne aus dem Wasser heraus und wandten sich unter lautem blasendem Keuchen zur eiligsten Flucht. Nun stiegen, sobald der Weg frei war, unsere drei Beobachter von ihrer Warte herunter und kehrten sehr befriedigt nach dem Lager zurück, um den Rest der Nacht auf der Streu und am Wachtfeuer zuzubringen.

36. Eine angenehme Entdeckung.

Es war jedoch eine kurze Nachtruhe, denn gegen Morgen weckten Schüsse und Hundegebell die Schläfer. Einer oder mehrere Löwen hatten sich an die Heerde anschleichen wollen, waren aber von den Hunden bemerkt und angebellt worden, worauf Gerd auf gutes Glück nach der Richtung gefeuert hatte, wo er in der tiefen Dämmerung der Nacht die graue Gestalt eines Thieres gesehen zu haben wähnte. Ein kurzes Geheul und zorniges Knurren war dem Knall des Schusses gefolgt und hatte dem Schützen die Hoffnung eingeflößt, daß er sein Wild wenigstens angeschossen habe. Auch blieb es den Rest der Nacht vollends ruhig. Gerd erwartete mit Ungeduld den Tagesanbruch, und kaum war es hell genug, so sattelte er sich

seinen Braunen, nahm einige Hunde mit und suchte in der Richtung, wo er den Löwen vermeintlich gesehen und auf ihn gefeuert hatte, die Ebene ab. Lange suchte er vergeblich, endlich bemerkte er im niedergetretenen hohen dürren Grase eine Art Pfad, auf welcher sich ein Löwe an- oder davongeschlichen haben konnte, und nachdem er einige große Kreise beschrieben hatte, kam er auf die Fährte des Löwen und fand frischen Schweiß (Blut), der sich auf eine Strecke hin verfolgen ließ.

„Ich habe den Löwen getroffen," rief er, als er zum Lager zurückgesprengt kam; „es findet sich starker Schweiß. Wollen wir ihn nicht verfolgen?"

„Wollen erst selber sehen, ob es sich so verhält und der Mühe verlohnt," sagte der Baas, lud aber doch nichtsdestoweniger seine Elephantenbüchse und hieß Kleinknaep sein eigenes und Jan's Jagdpferd satteln. Dann ritten sie hinaus und fanden an mehreren Stellen kleine Blutlachen und eine trickelnde Spur von Blutstropfen längs der Fährte. Ein Schweißhund, den sie unter den anderen Hunden mitgenommen hatten, nahm begierig die frische schweißige Spur des Löwen an.

„Wohlan, wir wollen ihr folgen," sagte der Baas; „es gilt einen scharfen Ritt vor dem Frühstück. Und seht, Jungens," wandte er sich zu den beiden Söhnen, „der schaumige Schweiß hier ist eine treffliche Empfehlung für die Güte dieser schweren Büchsen. Das große Geschoß hat, wenn es auch vielleicht den Löwen nur waidwund[1]) machte, doch eine so große Wunde gegeben, daß er sich daran verbluten kann, während er mit einer kleinen Kugel vielleicht nicht einmal krank geworden wäre. Aber nun vorwärts, Mingo!" rief er dem Schweißhunde zu und folgte demselben auf dem Fuße.

[1]) Waidwund nennt der Jäger das durch die Weichtheile des Bauches oder der Brusthöhle geschossene, krank das verwundete und durch Verbluten schwach gewordene Wild.

Es war ein lebhafter angenehmer Ritt durch Grasflur, Busch und jungen Wald, den Lehnen am Fuße der Felsen entlang, an der bekannten Schlucht vorüber, bis unsere Jäger nach einem Ritt von einer Wegstunde gerade unter einer sehr steilen Klippe vor einem Gehölz hielten, dessen junge Mimosenbäume von einigen uralten Oelbäumen (Olea capensis) überragt wurden, während Haakedorn und Schilf den Boden bedeckten. Ein Plätschern und Rieseln verrieth die Nähe einer Quelle, welche schon die Vegetation andeutete. Hier hielten die Hunde mit wüthendem Gebell vor dem wirrsten Dickicht und verkündeten das Lager des Löwen. Dieser ließ sich vom Hundegebell nicht aufscheuchen, sondern verrieth nicht einmal durch Knurren seine Anwesenheit. Nachdem unsere drei Reiter mehrmals um dieses Gehölz herumgesprengt waren und vergeblich einen Punkt gesucht hatten, wo man in dasselbe hineinreiten konnte, stieg endlich Gerd ab, näherte sich mit der Büchse in der Hand dem Saum des Gehölzes und bog, so gut er konnte, die Zweige auseinander; dann winkte er den Anderen, zurück zu bleiben, legte seine Büchse auf einen Ast, zielte und schoß. Ein Aufschrei, ein Röcheln, ein Knistern im Gezweig, und Alles war vorbei. Die Hunde drangen in den Busch und bellten den Löwen an, aber der Ton ihres Bellens verrieth genug, daß sie nun keck waren, weil sie mit dem todten Löwen zu thun hatten.

Als Gerd sich nach der Stelle umsah, wo er am leichtesten in das Dickicht eindringen konnte, bemerkte er einen kleinen Wasserlauf, ein Bächlein, das munter im tiefen Schatten sich längs dem Fuß der Klippen hinzog und in einiger Entfernung in die Ebene hinaus floß. Durch dieses watend gelangte er zu dem todten Löwen, welcher nun nicht einmal mehr zuckte und mitten auf einer kleinen Wiese von nur wenigen Quadratruthen Flächenraum lag, durch welche das Bächlein hinströmte, und hinter welcher frisch und krystallrein eine Quelle aus einer Spalte des Urgesteins heraussprudelte und sich in

einem breiten natürlichen Becken von jener Form sammelte, welche der langjährige andauernde Fall einer größeren Wassermenge endlich selbst im härtesten Gestein aushöhlt.

Gerd stieß bei diesem Anblick einen lauten Freudenruf an, der seinen Vater und Bruder überraschte. „Was hast Du? ist der Löwe todt?" fragte der Vater.

„Ja, lieber Vater, aber ich habe noch etwas Besseres gefunden, einen Topf, eine Pottfontein (Topfquelle)," erwiderte Gerd fröhlich.

„Ha! das wäre?" riefen der Vater und Jan fröhlich, und der Baas stieg sogleich ab, um die Wirklichkeit dieses Funds zu bestätigen. Mit dem Handbeil und dem Jagdmesser sich Bahn durch das Dickicht brechend, gelangte er bald zu dem verendeten Löwen und zu der Quelle, nahm dann den Jagdbecher aus der Kugeltasche und kostete das Wasser. Es war frisch und klar und von ganz reinem Geschmack. „Welch ein wichtiger Fund, Du Glückskind!" rief der Baas; „weißt Du, daß mir diese Quelle lieber ist, als ein Goldführender Erzgang?"

„Und warum denn?" fragte Gerd erstaunt.

„Weil diese „Töpfe" die reichlichsten unversiegbaren Quellen dieses Landes und ihr Wasser das reinste und kühlste ist, das man finden kann," erwiderte Baas Doorn. „Von den Tafelbergen der Tafelbai an bis weit über Port-Natal hinaus gen Osten gilt ein Plaats, welcher eine solche Pottfontein enthält, für einen wahren Himmelssegen, denn nirgends gedeihen Menschen und Thiere so gut wie in der Nähe solcher frischen Quellen. Scheint ja doch den Löwen selbst sein Instinkt hierher getrieben zu haben, um von diesem frischen Brunnen Heil zu holen!"

Gerd vermochte in seiner Freude über die Erlegung des Löwen die Freude seines Vaters nicht gut zu würdigen und untersuchte nun die Wunden seines erlegten Wildes. Der Löwe war von der ersten Kugel gerade durch die kurzen Rippen getroffen und von der Ver-

blutung lahm geworden, weshalb er auch nicht im Stande gewesen war, aufzustehen und davon zu schleichen, als er von den Hunden aufgestöbert und verbellt wurde, so daß Gerd um so sicherer ihn mit seinem zweiten Schusse durch den Kopf treffen konnte.

Mit vereinten Kräften klärten nun Gerd und sein Vater einen Pfad durch das Dickicht zu der Wiese und Quelle herein, schlangen dann das eine Ende ihrer Kampirleinen um die Hinterläufe des Löwen, banden das andere Ende an die Sättel ihrer Pferde und ließen das große Thier auf diese Weise aus dem Gehölze herausziehen auf den freien Plan, wo sie es abstreifen wollten. Während sie damit beschäftigt waren und ein Theil der Hunde sie erwartungsvoll umringte, um ihr Jägerrecht zu bekommen, erhoben einige andere Hunde, die seither emsig herumreviert hatten, plötzlich in einiger Entfernung ein lautes wüthendes Gebell, welches auch die anderen Hunde heranlockte und bald in eine wilde Rauferei ausartete, von der einige der Hunde blutig und mit zerrissener Haut zurückkamen.

„Was mag das sein?" rief der Baas, und er und seine Söhne liefen hinzu mit schußfertigen Gewehren.

Der Kampf fand vor einer schmalen Kloof oder Felsspalte statt, deren unterer Theil durch Gebüsch verdeckt wurde. Als sie näher kamen, gewahrten die Boers einige wilde Hunde (Lykaon), welche mit ihren eigenen Hunden rauften und sich gegen die Angriffe derselben erbittert vertheidigten. Ein paar wohlgezielte Schüsse machten dem Kampf ein Ende, denn die überlebenden wilden Hunde flüchteten hinter das Gebüsch, und der Baas trieb seine eigenen Thiere mit dem Schambock zurück.

„Sieh' mal nach, Gerd, ob die wilden Bestien dort in der Felsspalte ihr Lager haben!" sagte der Vater.

Gerd näherte sich behutsam und mit schußfertiger Büchse dem Gebüsch, aber kaum bog er die Zweige auseinander, so ward er von

einer wilden Hündin so wüthend angefallen, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Jan und der Vater kamen ihm sogleich zu Hilfe und hetzten die Hunde an, allein Gerd, welcher zurückgesprungen war, pfiff die Hunde ab und rief: „Es liegen Junge in der Kluft, die ich ausnehmen will; helft mir nur die Alte erlegen."

„Was willst Du denn mit den Jungen?" fragte der Baas.

„Sie aufziehen und mit unseren zahmen Hunden kreuzen, um eine Zucht feuriger Hatzrüden zu erzielen," versetzte Gerd.

„Der Einfall ist nicht übel," meinte der Baas, und alle Drei rückten nun dicht vor das Gebüsch, und kaum fuhr die Hündin wieder vor, so warf sie auch schon ein gut gezielter Schuß nieder, und sie ward von den angehetzten Hunden des Baas zerrissen. Dann hieb man das Gebüsch nieder und drang in die Felsspalte ein, deren Eingang mit einer Menge Gerippe und Federn von Thieren und Vögeln blokirt war, und aus welcher ein beinahe unerträglicher Gestank herausquoll, und entdeckte endlich einige Würfe von Jungen der wilden Hunde, von blinden Säuglingen an bis zu kleinen Kötern, die schon Widerstand versuchten und muthig die Milchzähne gegen die Angreifer fletschten. Unter diesen größeren wählte sich Gerd zwei Petzen (Hündinnen) und einen Rüden aus, trug sie rasch aus der Höhle heraus und band sie in seinen Karoß ein, während der Baas die Hunde hinein hetzte, welche die übrigen Jungen vollends erwürgten.

Nachdem der Löwe vollends abgestreift und seiner Reißzähne beraubt war, die Gerd als Trophäe mitnahm, ritten unsere Boers nach ihrem Lager zurück. Baas Doorn war sehr gedankenvoll und schweigsam, obschon seinem scharfen Auge kein einzelner Zug der Landschaft entging. Er ließ seine Söhne gewähren, welche den revierenden Hunden nachritten und auf eine Pallah-Antilope Jagd machten, die sie endlich niederritten und als Jagdbeute mit in's Lager brachten, wo sie als Küchengruß sehr willkommen war, denn Baas Doorn und die Seinigen vermochten weder dem Fleisch noch dem

Rüssel des Elephanten so viel Geschmack abzugewinnen, als der Buschmann und die Betschuanenknechte, denn ersteres war zu grobfaserig und derb und der Rüssel zu knorpelig und schleimig.

Gerd erntete großen Ruhm wegen seines glücklichen Schusses, obschon er bescheiden genug war, den Erfolg desselben dem bloßen Zufall beizumessen. Baas Doorn aber verharrte in seinem gedankenvollen Schweigen, nahm dann nach eingenommenem Frühstück seine Frau und seine beiden ältesten Söhne bei Seite und eröffnete ihnen, daß er etwas Ernstes mit ihnen bereden wolle.

„Meine Lieben," hob er an, „ich bin seit gestern in einem großen inneren Zwiespalt, der sich heute früh durch die Entdeckung der Pottfontein noch gesteigert hat. Jan und Gerd haben einen Plaats entdeckt, den sie für vorzüglich halten, und den wir aufzusuchen im Begriff waren, als uns gestern unser Glücksstern hier eine andere Oertlichkeit finden ließ, welche allen meinen Wünschen und allen Erfordernissen unseres Wohlstandes entspricht. Was soll ich nun thun? Hier bleiben oder weiter ziehen?"

„Hier bleiben und das Gewisse annehmen," sagte Frau Martha.

„Oder wenigstens die Mutter und die Kleinen mit den Knechten und dem Wagen und der Heerde hier lassen und einen Ritt nach Klein-Paradijs hinüber machen, um zu vergleichen, ob dort oder hier die meisten Vortheile winken," sagte Gerd.

„Auch gut, ja noch besser als mein Vorschlag," meinte Frau Martha. „Was die Augen sehen, glaubt das Herz."

„Hast recht, mein liebes Weib," erwiderte der Baas und drückte Frau Marthen und Jan die Hand. „Abgemacht, ich reite nach Klein-Paradijs hinüber; und Du begleitest mich, Jan, während Gerd hier zum Schutz der Mutter zurück bleibt. Und nun eingespannt! wir verlegen das Lager nach der Pottfontein, wo wir unsern Kraal aufschlagen werden, wenn die Vortheile hier überwiegen."

Bei den patriarchalischen Sitten der Boern war diese Erklärung

ein unwiderruflicher Befehl, und ehe eine halbe Stunde verging, war der lange Zug unterwegs nach der neuentdeckten Quelle, die noch vor Abend erreicht wurde.

Die Vorbereitungen, welche hier getroffen wurden, geschahen mit einer halb instinktmäßigen Ahnung, daß der Aufenthalt hier vielleicht kein blos vorübergehender sein werde. Sämmtliches Unterholz und Dornicht an der Quelle ward vom Boden weggehauen und nur die stattlichen alten Bäume stehen gelassen, um dieselbe zu beschatten, und auf einem weiten Umkreise alles Gehölz weggeräumt, welches möglicherweise Stechfliegen beherbergen konnte. Die so gewonnenen Pfähle und Stangen wurden in den Boden getrieben und quer an die aufrechten Pfosten gebunden, um einen kleinen Kraal oder Viehhof zu bilden, der einstweilen das Melkvieh aufnehmen konnte.

„Lieber Vater, was ist das? Dort ziehen schwarze Wolken um die fernen Berge, die gestern noch so klar waren?" fragte Jan. „Sollte dies ein Gewitter bedeuten?"

Der Baas betrachtete die schwarzen Wolken, welche Jan ihm bezeichnete, aufmerksam durch sein Fernrohr und sagte dann: „Nein, mein Sohn, dies sind keine Gewitter, sondern nur Rauchwolken, welche uns anzeigen, daß die Tafelländer jenes Bergstocks schon bewohnt und von Menschen besiedelt sind, welche nun zu Ende des Sommers dort das grobe dürre Gras abbrennen, welches auf den Leisten und Terrassen jener Berge wächst."

„Und wer sollten denn die Bewohner jener Berge sein?" fragte Jan.

„Entweder einzelne Betschuanen-Familien oder Boers, welche gleich uns über die Grenze geritten sind, um dem Hader und der Anfeindung auszuweichen. Es ist allenthalben der Brauch der Boers, auf den Hochweiden im Spätsommer das Gras abzubrennen, weil dann unter der Asche sich ein um so weicherer und zärterer Graswuchs bildet, namentlich von den Ixias und anderen Zwiebel-

pflanzen, welche dort auf den trockenen Höhen in solcher Menge vorkommen."

„Wird uns aber diese Nachbarschaft nicht gefährlich werden, bester Papa?" fragte Gerd.

„Wenn es Kaffern wären, dann möchten allerdings unser Leben und unsere Heerden in großer Gefahr sein," entgegnete der Baas. „Aber Betschuanen sind nicht zu fürchten, und die Nachbarschaft von Boers hat vielleicht sogar etwas Angenehmes, indem sie Händler in unsere Gegend lockt. Vor Feinden aber schützt uns zumeist nur unsere eigene Friedliebe."

„Und werden wir hier in unserer Gegend ebenfalls das Gras anzünden, lieber Vater?" fragte Jan.

„Allerdings, sobald wir hier zu bleiben fest entschlossen sind, müssen wir es hier unten und dort droben auf den Hochweiden anstecken, und zwar abwechselnd, — das eine Jahr hier, das andere Jahr droben. Und wenn dies geschieht, wird es unseren Nachbarn dort drüben unsere Anwesenheit schon so genügend vermelden, als ob wir Ihnen eine Visitenkarte schickten."

„Dann wird es aber wohl mit der Jagd sehr schlecht bestellt sein," meinte Gerd. „Das große Feuer wird alles Wild vertreiben."

„Augenblicklich wohl," entgegnete der Baas; „wenn aber die Regenzeit vorüber ist und die Wiederkehr der Wärme die Pflanzenwelt zum neuen Wachsen und Keimen und Sprossen treibt, dann werden das junge saftige Gras und der neue Auswuchs der zarten Kräuter auch eine Menge Antilopen auf diese neubegrünten Weidegründe locken."

Diese Aussicht erfreute Gerd ungemein, und er sah mit Ungeduld einer solchen ergiebigen Jagdzeit entgegen. In dieser Aussicht verpflegte er zunächst seine drei jungen wilden Hunde recht gut und reichte ihnen Kuhmilch und rohes Fleisch in Menge, um sie recht

schnell groß zu ziehen, damit er seinen Zweck: die Zucht einer guten Race von Hatzrüden, um so sicherer erzielen konnte.

Am anderen Morgen mit Tagesgrauen ritten Baas Doorn und Jan davon, um nach Klein-Paradijs zu reisen und dieses zu erforschen. Der Baas hatte noch eine Menge Verhaltungsmaßregeln für Gerd und die Knechte hinterlassen; so sollten so viele junge Stämme von den verschiedenen Acacienarten, als nur immer zu bekommen waren, geschlagen und die reifen Samen der gefällten Bäume und Büsche sorgfältig gesammelt werden. Ferner war eine Art Gerüste von Stangen zu errichten und das Elephantenfell darüber herzuspannen und mit Pflöcken straff zu erhalten, worauf es mit dem Elephantenfett reichlich eingeschmiert und unter diesem Zelte in einer Grube ein großes Feuer von saftigem Holze angemacht wurde, dessen Rauch so viel wie möglich von dem Fell angesaugt werden mußte.

Das Elephantenfett war leicht zu haben, denn schon am Morgen nach der Ankunft im Lager hatten Geelhoofd und Bruinneus mit Baas Doorn's Bewilligung sich nach dem See begeben und die stämmigen Beine des Elephanten abgelöst und auf Ochsen nach dem neuen Lager zurück gebracht, wo sie sie zu braten gedachten, was auch wirklich in der Nacht vor der Abreise des Baas geschah. Der Rüssel und die Beine des Elephanten gelten nämlich für ganz besondere Leckerbissen, selbst bei Weißen, welche außerdem das Fleisch des Elephanten nicht sehr lieben, während manche Stämme der Eingeborenen dasselbe in Streifen von zehn bis zwölf Fuß Länge und etwa anderthalb Zoll Breite schneiden und dasselbe an der Luft auf Stangen trocknen, was sie Biltong nennen. Solches getrocknetes Fleisch schmeckt natürlich nicht so gut wie das eingesalzene oder geräucherte, allein da das Kochsalz unter den Eingeborenen eine sehr seltene Würze ist und, wenn sie es bekommen können, förmlich als Arznei behandelt wird, so begnügen diese sich gern mit der ohnedem

seltenen, wenn auch minder schmackhaften Fleischkost, welche sie der armseligen Pflanzennahrung von Kürbissen, Melonen, Hirse und Zwiebelgewächsen und der Milchkost weit vorziehen. Bei diesem Anlasse hatten die Knechte auch eine ganze Ochsenlast von dem schönen gelben Fette des Elephanten mitgebracht, das sie selber sehr gerne essen, und das sie den Geiern, Schakalen, Ameisen und anderen Raubthieren entziehen wollten, welche sich bereits an dem Fleischkoloß gütlich thaten. Sie brieten sich die mit Muskelpartieen durchwachsenen dünneren Fettlappen und verzehrten sie mit einer ekelhaften Gier und Gefräßigkeit, denn die Betschuanen sind nach jedem thierischen Fett überhaupt sehr lüstern, und sie konnten es nicht begreifen, daß Baas Doorn nicht die ungeheure Fleischmasse zu Biltong verwandte und das massenhafte Bauchfett des Maklu in eine Thierhaut eingenäht aufbewahre, um es später noch sogar im ranzigen Zustande zu verzehren, wie sie selber gethan haben würden. Wirklich bemerkte Gerd auch, daß Jeder von ihnen noch ein Stück Fett von der Größe einer Mannslende für spätern Gebrauch vergraben und mit Steinen beschwert hatte.

Da Gerd sich in jener Nacht mit den beiden Betschuanenknechten in die Lagerwache theilte, so hatte er Gelegenheit, die Art und Weise zu beobachten, wie sie und Kleinknaep das Garmachen und Backen der Elephantenfüße besorgten. Bruinneus und Geelhoofd hatten mit Spaten fünf oder sechs Löcher in den Boden gegraben, deren jedes eine Elle breit und tief sein mochte, und die ausgegrabene Erde rings um die Grube als Wall aufgehäuft. Auf diesen Wall legten sie noch so viele Feldsteine und Kiesel, als sie nur am Fuße der Felsen auffinden konnten. Hierauf sammelten sie soviel dürres Holz, als sie nur bekommen konnten, was gar nicht schwer war, da eine Menge großer Baumäste, welche die Elephanten des Beäsens wegen abgerissen hatten, unter den Bäumen herumlag. Mit diesem Leseholz häuften sie in und über jeder Grube einen Holzstoß auf, den

sie anzündeten und herunterbrennen ließen, bis er nur einen einzigen Haufen Gluth bildete, der die Grube füllte. Diese Gluth ward nun mit Schaufeln und Spaten aus der Grube heraus und bei Seite auf einen Haufen geworfen, worauf sie in die leere Grube je einen Elephantenfuß oder einige Scheiben von dem Rüssel legten, diese ganz mit den heißen Steinen und der erhitzten Erde bedeckten und dann auf dieser noch die Gluth von Kohlen aufhäuften und mit frischen Aesten und Klötzen schürten, bis diese völlig zur Asche niedergebrannt waren. Dieser Backprozeß währte fünfzehn bis achtzehn Stunden bei jeder Grube, die dann nicht eher geöffnet wurde, als bis der Erdhaufen sich unter der Asche etwas verkühlt hatte. Das Oeffnen geschah wieder mit Spaten und spitzen Stangen, womit die Erde hinweggeräumt und die Fleischstücke aus der Grube gehoben wurden. Kleinknaep kratzte sodann während des Verkühlens mit einem großen Küchenmesser alle Sand- und Erdtheile von dem Braten ab, schälte die äußere verkohlte Haut herunter und stieß einen spitzen Stock durch das große Fleischstück, um es leichter handhaben zu können.

Frau Martha und ihre Kinder kosteten diesen Braten, sowohl von den Füßen als vom Rüssel, und fanden ihn vortrefflich gar und wohlschmeckend, beinahe vom Geschmack einer Büffelzunge. Die drei Knechte aber und Sally schmausten einige Tage lang davon und entwickelten dabei eine Gefräßigkeit, die an das Thierische grenzte.

37. Die Elephantenheerde und Gerd's erste Elephantenjagd.

Unter den Weisungen, welche Baas Doorn hinterlassen hatte, war auch die, einige Stücke Wild zu schießen und das Fleisch davon zu trocknen. Am ersten Morgen, wo es andere Geschäfte erlaubten

und die Hut des Lagers und der Heerden mit Ruhe den beiden Betschuanenknechten anvertraut werden konnte, saßen daher Gerd und Kleinknaep zu Pferde, nahmen einige der besten Hunde mit und ritten in das weite schöne Gelände hinein, um die Gegend auszukundschaften und zu jagen. Ihr erster Ritt galt dem See, um zu sehen, ob keine frischen Spuren von Elephanten zu finden wären, welche Nachts dort zur Tränke gewesen seien. Allein ihre Hoffnung trog — es war auch nicht Eine frische Fährte zu finden. Dagegen wimmelte der Kadaver des Elephanten von Aasgeiern und Weihen, welche sich um das Fleisch balgten und die Luft mit ihrem Geschrei und Gestank erfüllten. Gerd wollte das Ausbleiben der Elephanten der Anwesenheit des Kadavers zuschreiben, allein Kleinknaep behauptete, sie kämen nicht mehr hierher, theils weil in der Nähe von Menschen auf sie geschossen worden sei, theils weil Gerd sie in jener Nacht auf dem Hochstand durch seine Stimme verscheucht habe. Der alte Buschmann meinte, der wilde Elephant fürchte den Menschen so sehr, daß ihn schon der Anblick eines Weibes oder Kindes in die Flucht treibe, und ein Elephant, der irgendwo durch Verfolgung oder Verwundung verschüchtert worden sei, meide diesen Ort für immer.

Gerd wollte dies nicht glauben, denn er hielt dieses gewaltige Thier für muthiger und traute ihm mehr Bewußtsein seiner Riesenstärke und Furchtbarkeit zu. Von dieser bekam Gerd auf seinem Morgenritt zahlreiche Beweise. Allenthalben lagen große Baumäste abgerissen und verdorrt unter den Bäumen; auch fehlte es nicht an Bäumen, deren Stämme gänzlich abgeknickt und zersplittert, und an solchen, welche mit der ganzen Wurzel ausgegraben waren, und um deren Fuß man noch die deutlichen Spuren von den furchtbaren Stoßzähnen der Elephanten wahrnahm, welche diese Bäume entwurzelt hatten. Wäre Jan bei ihm gewesen, so hätte ihm dieser zu sagen vermocht, daß diese umgestürzten Bäume mit der theilweise

abgefressenen Wurzel der Species Acacia elephantorrhiza angehörten, deren weiche saftige Wurzel eine Lieblingsnahrung der Elephanten ist.

Allein auch andere Spuren von den großen Thieren bewiesen Gerd, wie richtig des Vaters Behauptung war, daß sich der Elephant und die Kultur sehr schlecht als Nachbarn vertragen.

An einer kleinen Mulde um eine Quelle in der Ebene, unweit eines ziemlich dichten Waldes, zeigte Kleinknaep seinem jungen Baas frische Fährten von Elephanten und einen sogenannten Pfad derselben. Jede Fährte hatte ungefähr zwei Fuß in's Gevierte und ließ sich im weichen Sande deutlich erkennen, der Pfad aber war etwa drei Ellen breit und führte mitten durch Busch und Wald, überall Spuren von der Zerstörungswuth der Elephanten aufweisend. Eine Menge stattlicher Bäume waren geknickt und ihrer schönsten Kronen beraubt, die Äst um Ast herunter gerissen und abgeäst waren. Den Pfad verfolgend gelangten Gerd und Kleinknaep allmählich auf einen Hügel, der mit uralten schönen Sophoren, Stinkholzbäumen u. s. w. bewachsen war, und von wo aus man eine sehr schöne Aussicht genoß, deren sich Gerd auch alsbald erfreute. Plötzlich zupfte ihn der alte Buschmann am Arme und sagte: „Junger Baas kann Elephanten sehen, viel Elephanten, dort viele beisammen!"

„Wo?" fragte Gerd.

Der Buschmann zeigte ihm in einer Entfernung von etwa zweitausend Schritten unter hohen Bäumen eine Heerde von Thieren, die er alsbald erkannte. Es mochten ihr fünfzehn bis sechszehn Stück sein, die in zwei Gruppen gesondert standen. Die eine davon bezeichnete Kleinknaep als Männchen, die andere als Weibchen und Junge. Sie ästen sich unter den Bäumen und gingen ganz vertraut umher. Gerd fühlte eine unbezwingliche Lust, sie näher zu betrachten und womöglich anzuschleichen, und fragte Kleinknaep, ob dies möglich sei. Dieser bejahte, gab ihm einige Weisungen, die er befolgen

solle, und erbot sich mit den Hunden zurück zu bleiben, die er sogleich ankoppelte. Gerd ritt nun in einem weiten Bogen hinter Busch und Wald hinunter nach dem Gehölz, wo sein Wild stand, und war demselben bald auf ungefähr dreihundert Schritte nahe gekommen, so daß er von dem Unterholz ziemlich verdeckt über dasselbe hin die Elephanten sehen und beobachten konnte. Fährten von allen Dimensionen, von acht bis zu fünfzehn Zoll Durchmesser waren allenthalben am Boden sichtbar, und an einer sogenannten Bley oder Lache, woran er vorüber gekommen war, zeigten große Tümpfel und Löcher, daß diese ungeschlachten Thiere sich wie Büffel oder Schweine im Wasser und Schlamme gesühlt hatten. Allein besonders im Wald und dem Dickicht gab sich ihre Anwesenheit und ihr seltsames Gebahren am deutlichsten kund. Pfade waren in's Dickicht hineingebrochen und niedergetreten, wo dieses wegen seiner Dornen und Schlingpflanzen ganz undurchdringlich erschienen war. Im freien Hochwald bezeugten die geknickten Stämme, entästeten Kronen und entwurzelten Bäume die Zerstörungssucht dieses Wildes und die gewaltige Stärke, denn es war deutlich zu erkennen, daß die Elephanten sich häufig ihrer Stoßzähne gleichsam als Hebel bedient hatten, um die Bäume auf ihrem Standorte empor zu heben und ihre Wurzeln heraus zu wiegen, ehe sie den Wurzelhals und Stamm mit dem Rüssel gepackt hatten, um den Baum vollends herauszureissen und seine saftigen zarten Wurzeln zu Tage zu kehren.

Mit günstigem Winde kam Gerd der Heerde bis auf etwa zweihundert Schritte nahe; er erkannte nun, daß in der einen Gruppe drei große ausgewachsene und zwei beinahe ausgewachsene Männchen standen, wärend die andere Gruppe aus lauter Weibchen und aus Jungen von verschiedenem Alter bestand, die sich noch immer ruhig ästen. Als aber eines der Männchen plötzlich sein lautes, gellendes Trompeten hören ließ, von welchem der ganze Wald erbebte, scheute

Gerd's Pferd und sprengte bei Seite, was den Elephanten seine Anwesenheit verrieth, worauf die Gruppe der Weibchen rasch davon lief. Gerd hatte den Gaul rasch wieder zum Stehen gebracht und sah den Flüchtigen nun nach, wobei ihn namentlich der beinahe lautlose Tritt und das immerwährende Schlappen und Flaggen der breiten Ohren wunderte. Von der Gruppe der Männchen waren nur zwei stehen geblieben, worunter eines sich namentlich durch seine dunkle Färbung und seine gewaltig langen Stoßzähne auszeichnete. Dieses eine schaute sich klug und vorsichtig um und schien der Heerde den Rücken decken zu wollen. Bis jetzt mochte es Gerd nicht bemerkt oder nicht beachtet haben, und diesen überkam mit einem Male ein unüberwindliches Gelüste, den Waldkoloß in die Flucht zu jagen. Er trieb daher mit Peitsche und Sporn sein Pferd dem Elephanten entgegen und hielt die schwere Büchse schußfertig quer vor dem Sattel; als er aber bis auf etwa achtzig Schritte zu ihm herangekommen war, machte der Elephant in dem Augenblick, wo sich Gerd zum Absteigen anschickte, um zu feuern, Kehrt, stieß ein zorniges schmetterndes Trompeten aus und sprengte auf Gerd ein, dessen Pferd ohne Zügel und Sporn die eiligste Flucht ergriff. Er trabte einige hundert Schritte weiter Gerd nach durch Dick und Dünn und zerbrach in seinem Anrennen die Waldbäume vor sich wie Rohrstengel, dann aber gab er die Verfolgung auf und wandte sich wieder um. In diesem Augenblick hielt auch Gerd, glitt aus dem Sattel, legte seine Büchse in eine Astgabel und zielte dem Elephanten auf den Kopf. Er hörte die Kugel einschlagen und das Thier einen wilden Schrei ausstoßen, und während nun Gerd sich schnell in den Sattel schwang und weiter sprengte, drehte sich der Elephant einige Male unter lautem zornigem Trompeten im Kreise und trabte dann ganz wüthend hinter dem Schützen her.

Diese Verfolgung dauerte beinahe zehn Minuten lang. Das

ferne Hundegebell und das Geschrei Kleinknaep's verkündeten Gerd, daß seine Noth von dem alten Buschmann bemerkt worden sei und dieser ihm zu Hilfe eile.

„Reitet immer im Kreise, Baas!" schrie der Buschmann, und Gerd sah die Zweckmäßigkeit dieses Raths ein, denn so oft er grade Linie hielt, kam ihm der Elephant rasch näher. So aber entkam er ihm mehrmals durch rasche Wendungen, und es gelang ihm, von den Büschen gedeckt, seine Büchse wieder zu laden, und als der Elephant in seine Nähe kam, glitt er wieder aus dem Sattel, schlang den Zügel des Braunen um den Arm, legte die Büchse auf dem Sattel auf, zielte gut nach der Schulter und gab Feuer.

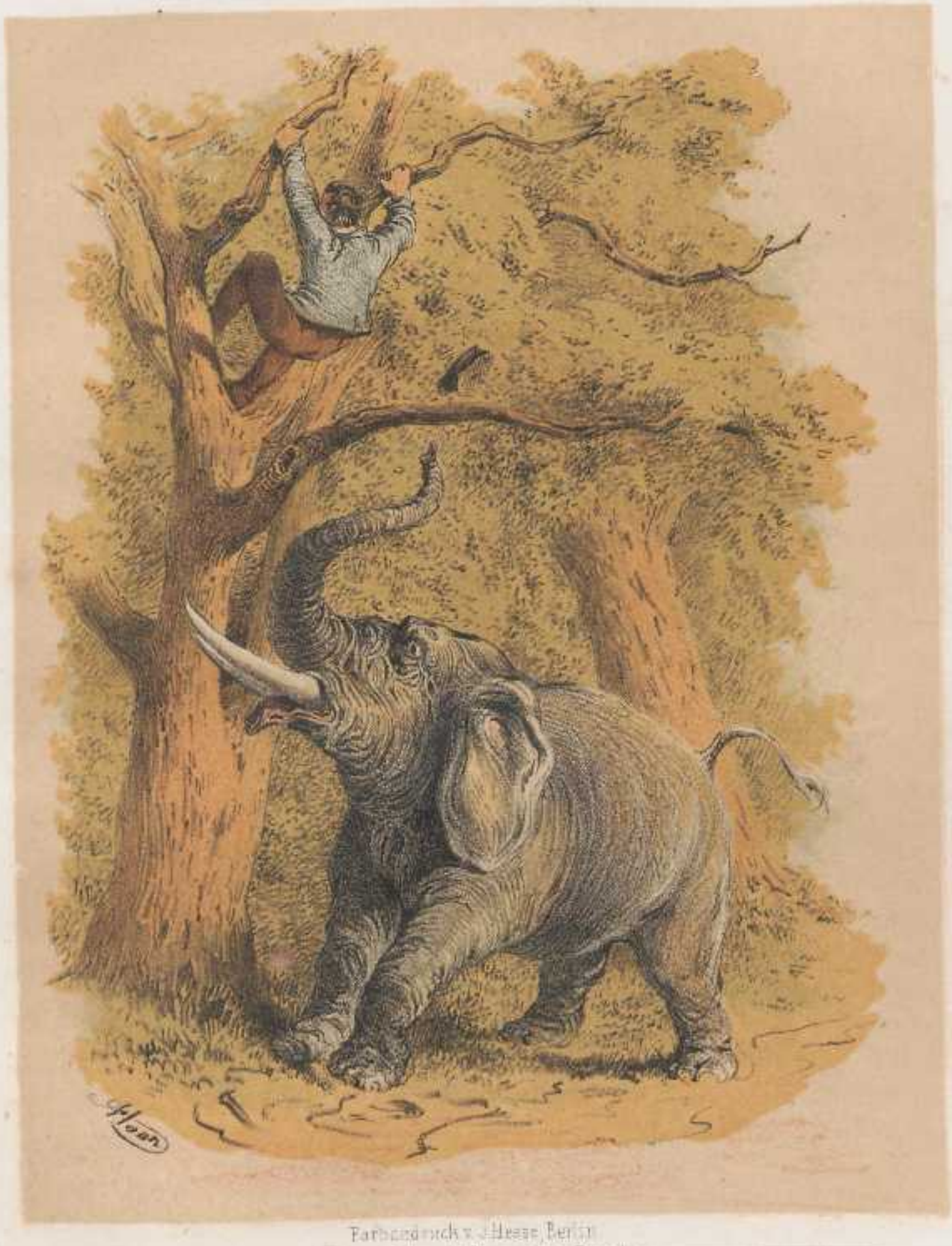
Ein Schrei und ein wuthentbranntes so lautes Trompeten, daß der ganze Wald davon erzitterte, folgten dem Schuß, aber im nächsten Augenblick fühlte sich Gerd auch niedergeschleudert und fortgeschleppt; er ließ daher die Büchse fallen und den Zügel los und sah sein Pferd aus Leibeskräften davon sprengen. Anfangs wandte sich der Elephant nach diesem, dann aber mochte er des Schützen ansichtig geworden sein, denn er bog ab und wandte sich gegen Gerd. Dieser gab sich beinahe verloren, als er in seiner Nähe einen uralten stämmigen Gelbholzbaum erblickte und in Ermangelung jedes anderen Auswegs diesen erkletterte. Noch war er aber nicht ganz in dessen Gipfel hinan geklommen, als er das wüthende Schnauben und Trompeten des Elephanten unter sich hörte und sich von dessen heißem Athem umweht fühlte. Das Herz erbebte ihm im Leibe, als er den ganzen Baum unter sich zittern fühlte und krachen hörte, denn der wüthende Elephant hatte seinen Rüssel um den stärksten der unteren Aeste geschlungen und zerrte und riß an demselben, als ob er damit den Baum umreißen wolle. Endlich war es dem Thiere gelungen, den Ast abzuknicken, und nun schleuderte es denselben gegen Gerd, jedoch ohne ihn zu treffen, und wiederholte dieses Manöver noch mehrmals, so oft der Ast wieder herabfiel. Jedes Mal entging

Gerd dem Wurf nur durch eine behende Wendung, indem er sich hinter den Obertheil des Stammes verbarg.

Als er das Vergebliche seines Angriffs einsah, stieß der Elephant mehrmals mit seinen Zähnen nach dem Stamme, daß derselbe in allen Theilen erbebte, und Gerd sich verzweiflungsvoll anklammern mußte, um nicht herunter geschleudert zu werden. Dann aber schlang der Elephant seinen Rüssel um denjenigen Theil der Krone, den er noch erreichen konnte, und versuchte diese abzubrechen. Es war ein Augenblick der äußersten Gefahr für Gerd, aber in diesem kritischen Moment kamen die Hunde heran und erhoben ein wüthendes Gebell gegen den Elephanten, und Gerd sah, wie Kleinknaep so nahe heranritt, als er nur sein Thier herbeibringen konnte, dann in die Bügel stand und dem erbitterten Thiere zwei Kugeln aus der langen Doppelflinte zusandte, welche der Buschmann heute glücklicherweise statt seiner Muskete führte. Beide Kugeln waren wohlgezielt und trafen das Wild von hinten in die Weichtheile, daß es mit einem Schmerzgeheul sich umwandte, auf die Hunde eindrang, als ob von diesen der Schuß käme, und dann mit großer Eile und unter betäubendem Trompeten waldein trabte und jegliche Verfolgung aufgab.

Gerd athmete nun desto leichter auf, je weiter er das Thier waldwärts sich entfernen sah. Er konnte trotz seiner Aufregung und Angst sich nicht enthalten, die Leichtigkeit und Anmuth der Bewegungen dieses großen Thieres zu bewundern, das mit beinahe lautlosen ausgiebigen Schritten sich von ihm entfernte. Mit einem inbrünstigen Danke auf den Lippen stieg er auf Kleinknaep's Aufforderung von dem Baume herab und suchte seine Büchse und Kugeltasche auf, die er vorhin verloren hatte. Er lud sein Gewehr wieder und folgte mit den Hunden dem alten Buschmann, welcher dem flüchtig gewordenen Pferde Gerd's nachritt, um es einzufangen.

Als Gerd zu der Bley kam, in deren Nähe er vorhin die ersten



Farbendruck v. J. Hesse, Berlin.
Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Gerd von dem Elephanten verfolgt.

Elephantenspuren gesehen hatte, und wo er Kleinknaep erwarten wollte, schlug einer der Hunde wüthend an und fuhr in das Röhricht hinein, das die eine Seite der Lache besäumte. Ein lautes Gebrüll erscholl, und aus dem Schilfe erhoben sich einige schwarze dicke Köpfe mit ungeheuren vorwärts gekrümmten Hörnern, die an der Basis beinahe fußdick waren, und unter denen ein Paar wilder bösartiger Augen glühten. Es waren Kapbüffel, tückische muthige Thiere, die kampfbereit sich gegen die Hunde und den Schützen stellten, welche sie aus ihrer Mittagsruhe aufschreckten. Gerd sah, daß der eine Büffel ihn mit drohenden Blicken maß, und da derselbe nun erst den Kopf nach ihm herum wandte, so zog er schnell die Büchse in die Höhe und schoß ihn hinter die Schulter, um ihm das Müthchen zu kühlen. Erschrocken und mit Brüllen wandten sich die Büffel zur Flucht, nur der verwundete machte Miene auf seinen Gegner einzudringen. Kaum aber war er aus dem Ried heraus, und die Hunde wurden seiner ansichtig und sahen ihn zittern und aus einer weiten Wunde bluten, so stürzten sie ihm ungehetzt entgegen und fielen über ihn her. Er wehrte sich tapfer mit Hörnern und Hufen; aber sobald Gerd wieder geladen hatte, machte er dem Thiere mit einem Schuß auf die breite Stirn ein Ende, löschte dann seinen Durst aus der Bley, legte sich in der Nähe seines Wildes in den Schatten einiger Büsche und harrte der Rückkehr des alten Buschmanns mit den Pferden.

38. Ein Geplauder über den afrikanischen Elephanten.

Die heißen Mittagsstunden über lagen Gerd und Kleinknaep rastend hier, verzehrten ein Rippchen von dem Büffel, das sie sich gebraten hatten, und Gerd ließ sich dann von Kleinknaep erzählen, was dieser von der Naturgeschichte und Lebensweise des afrikanischen

Elephanten wußte, mit welchem er in solch' aufregender Weise heute nähere Bekanntschaft gemacht hatte. Und war es auch gerade nicht viel, was Kleinknaep zu berichten wußte, so war es doch das Ergebniß eigener Beobachtung der Gewohnheiten und Instinkte dieses Thieres.

Der afrikanische Elephant ist etwas kleiner als der asiatische oder indische und unterscheidet sich von ihm dadurch, daß beide Geschlechter Stoßzähne haben, welche bei den Weibchen des indischen fehlen. Doch sind auch bei dem Männchen des afrikanischen die Stoßzähne weit größer, als beim Weibchen. Das letztere ist überhaupt kleiner und sanfter als das Männchen, das daher auch schwerer zu erlegen ist. Die Stoßzähne des Männchens sind sechs bis acht Fuß lang und schön geschweift; sie stecken beinahe so lang in der Kinnlade als sie zu Tage stehen. Je näher am Aequator, desto größer sind die Elephanten, deren Standort durch ihren ganzen Verbreitungsbezirk nur die Wälder sind, namentlich die unabsehbaren langen Wälder längs der großen Ströme und Seen. Die Elephanten leben in Heerden von verschiedener Stärke, so zwar, daß außer der Paarungszeit meist die Geschlechter geschieden sind, indem die Männchen in besonderen Trupps von sechs bis zwanzig beisammen leben, und die Weibchen mit den Jungen (worunter noch mehrjährige junge Männchen) in noch stärkeren Rudeln von zwanzig bis achtzig Stücken und darüber. Die Nahrung des Elephanten besteht aus dem Laub, den jungen Zweigen und Wurzeln verschiedener Bäume und den Zwiebeln und Knollen vieler niedrigen Gewächse, deren Vorhandensein ihm sein scharfer Geruchssinn leicht verräth, und die er dann mit seinen Stoßzähnen aus dem Boden auswühlt, so daß man oft ganze Striche wie mit dem Pflug aufgebrochen findet, wo er die Knollen von lilienartigen Gewächsen ausgegraben hat, um sie zu verzehren. Bei der ungeheuren Körpergröße bedarf der Elephant auch sehr großer Mengen Nahrung und äst daher den größten Theil des Tages

und der Nacht hindurch. Da er immer nur den frischesten grünsten Wald aufsucht, um sich darin zu äsen, so durchstreift er ungeheure Strecken und meidet kahle und verdorrte Gegenden Jahre lang. Dieser Umstand und die natürliche Scheu und Schüchternheit des Elephanten macht, daß man ihn im wilden Zustande verhältnißmäßig seltener zu Gesicht bekommt, als jedes andere wilde Thier, denn er haust wo möglich nur im Urwalde, in den einsamsten abgelegenen Dickichten desselben und meist in ziemlicher Ferne von den Flüssen und Quellen, an denen er sich tränkt. Im heißen dürren Sommerwetter kommt er allnächtlich zum Wasser, bei kühler Witterung und bewölktem Himmel aber nur je die dritte oder vierte Nacht. Er verläßt dann nach Sonnenuntergang seinen Mittagsstandort und tritt den Marsch nach der Tränke an, die eine bis zwei deutsche Meilen und noch mehr entlegen ist, so daß er dieselbe zwischen neun Uhr und Mitternacht erreicht. Wenn er alsdann seinen Durst gelöscht und sich durch Baden und Uebersprițen genügend erfrischt und abgekühlt hat, so kehrt er wieder in seine Waldeinsamkeit zurück, oft auf Umwegen durch Wälder, wo er sich gerne äst. Nach der Rückkehr von der Tränke legen sich alte ausgewachsene Männchen bisweilen zum Schlaf nieder, und zwar auf die Seite, was man daran erkennt, daß sie den einen Stoßzahn tief in die Erde graben. Häufiger aber schläft der Elephant wohl stehend, mit dem Körper an einen starken Baum gelehnt.

Es giebt keinen größeren Baumverderber als den Elephanten. Wenn er weidet, so geht er im Zickzack durch den Wald, bricht hier und dort Aeste ab und ganze Kronen, die er abäst, knickt jüngere Bäume ab oder entwurzelt sie, wie schon oben geschildert worden, und mancher Wald, der von einer großen Heerde besucht worden ist, sieht dann aus wie ein Windbruch, und der ganze Boden ist mit solchen zerbrochenen Bäumen bedeckt. In derartigen Gegenden ist daher des schlechten Fortkommens wegen die Jagd auf den Ele-

phanten beinahe unmöglich. Am liebsten weidet er sich Nachts auf offenen grasreichen Ebenen oder im lichten Hochwalde, von wo er sich bei Tage dann in den dichten Wald zurückzieht, am meisten in solche Wildnisse, welche aus dem sogenannten „Wart=ein=Weilchen=Dorn" bestehen. Bisweilen aber lockt ihn der Wind, welcher durch lichten Hochwald streift, aus dem Dickicht hervor, und in abgelegenen Gegenden oder bei kühlerer Witterung sieht man auch wohl den ganzen Tag über eine derartige Heerde auf offenem Grunde weiden.

Der Anblick des wilden Elephanten ist unbeschreiblich majestätisch und erhaben und flößt dem Beschauer unwillkürlich Ehrfurcht, ja selbst Grauen ein. Seine riesige Höhe und Massenhaftigkeit, welche diejenige aller übrigen Vierfüßler weit übertrifft, seine Klugheit und seine eigenthümliche Lebensweise erregen das Interesse des Jägers, wie bei keinem anderen Thiere. Die Gangart des Elephanten, so lange er vertraut geht, d. h. nicht gestört wird, ist ein kühner, freier, ausgiebiger weiter Schritt, welcher trotz der Schwere und Masse des Körpers wegen der eigenthümlichen schwammigen Bildung seines Fusses äußerst leicht und unhörbar ist; trotz seiner Ungeschlachtheit besitzen doch alle Bewegungen des Elephanten eine merkwürdige Sanftheit und Anmuth, so lange er ungereizt ist. Ist er dagegen verwundet oder ergrimmt, so zeigt er eine Wildheit, Ausdauer und Hartnäckigkeit, wie kaum ein anderes Jagdthier, und ist sehr schwer zu besiegen.

Es ist deshalb auch in hohem Grade zu verwundern, daß der Elephant eine solch' ausgesprochene Scheu vor dem Anblick des Menschen hat; sobald er die Witterung eines Menschen, ja sogar schon eines Kindes, bekommt, der auf vier= bis fünfhundert Schritte windwärts von ihm geht, so ergreift er die Flucht und legt eine weite Strecke zwischen sich und jenen Menschen. Mit werkwürdiger Schnelligkeit nehmen die Elephanten die Anwesenheit eines Jägers in ihrem Gebiete wahr, und wenn einer von ihnen verfolgt worden

ist, so erfahren es erwiesenermaßen alle Uebrigen schnell und verlassen innerhalb weniger Tage den Jagdgrund oder flüchten in die beinahe undurchdringlichen Dickichte, so daß dem Jäger keine andere Wahl bleibt, als seine Wagen einzuspannen und seinem Wilde mit großer Behutsamkeit nachzuziehen, was eine der größten Schattenseiten der Elephantenjagd ist.

---

39. Die Weihen und der Kampf der Trappen.

Unter derlei Unterhaltungen war die Zeit der Mittagsruhe verstrichen, die Pferde wurden eingefangen und aufgezäumt, und Gerd und Kleinknaep sprengten nach dem Lager zurück, um zwei Lastochsen zu holen, welche die besten Bissen des Büffels und dessen Fell nach Hause schaffen sollten, nachdem Gerd seiner Beute die Zunge ausgeschnitten und mitgenommen hatte. Gerd versah sich mit einem frischen Pferde und nahm ein leichtes Doppelgewehr statt der schweren Elephantenbüchse mit, denn nach den Mittheilungen, welche ihm Kleinknaep über die Lebensweise der Elephanten gemacht hatte, stand nicht zu erwarten, daß er denselben noch einmal im Laufe des Tages begegnen würde. So ausgerüstet begleitete er Geelhofd, welcher den einen Ochsen ritt und den anderen mit der Peitsche vor sich hertrieb.

Sie richteten ihren Ritt ganz gerade nach dem Bienenfluge gegen die Bley hin, wo der erlegte Büffe lag. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie in dessen Nähe gelangten und den ganzen Kadaver mit einem Fluge von Weihen bedeckt fanden, welche bereits über den Büffel hergefallen waren und ihn zu zerfleischen angefangen hatten, wobei sie unter häßlichem Geschrei und hitziger Balgerei sich jeden Bissen Fleisch und jedes Stückchen Eingeweide streitig machten, welche der eine oder der andere Vogel zu erbeuten im Stande gewesen

war. Die frische dicke Haut leistete nämlich sogar den starken Schnäbeln der Raubvögel noch heftigen Widerstand; daher hatten sie dem Büffel einstweilen nur die Augen ausgehackt, die Schußwunde hinter der Schulter erweitert und die vom Ausschneiden der Zunge aufgetrennte Kehle benützt, um zu dem Muskelfleische zu gelangen, während einige andere Vögel den Bauch in der Weiche zu öffnen vermocht hatten und nun durch dieses Loch die Eingeweide herauszogen.

Selbst die Nähe der beiden Reiter und der Hunde verscheuchten den Flug der frechen Raubvögel nicht; vielmehr erhoben dieselben bei der Annäherung Gerd's und des Betschuanenknechts ein betäubendes zorniges Geschrei, sträubten die Halsfedern, entfalteten die Schwingen halb, streckten die Hälse und hüpften den Männern mit weit geöffneten Schnäbeln und häßlichem drohendem Kreischen entgegen, als ob sie ihre Beute vertheidigen wollten.

Anfangs belustigte dieses Gebahren unseren jungen Boer, aber bald ward er desselben überdrüssig und hieb einige der vordersten Schreier mit dem Schambock nieder, worauf jedoch die anderen nur ein noch heftigeres Geschrei erhoben.

„Na, wartet, wir wollen denn sehen, wer seine Ansprüche auf den Büffel durchsetzt, ihr verwünschten frechen Vögel!" rief Gerd endlich zornig und feuerte mit beiden Läufen in den dichten Haufen hinein. Jetzt stoben sie allerdings auseinander und flogen aus dem Bereich der Schußweite davon, blieben aber dort auf dem Boden und auf Büschen und Bäumen sitzen und beobachteten begierig das Treiben der beiden Männer, welche sich alsbald daran machten, den Büffel abzustreifen und zu zerwirken.

„Gebt Acht, Baas! Vögel kommen sogleich wieder — sind verwünscht freche Bursche!" sagte Geelhoofd und schleuderte einen Lappen von dem Fleisch, womit er seither die Hunde gefüttert hatte, weit hinaus. Die Hunde sprangen darnach, aber die Weihen

waren noch schneller, denn mehr als ein Dutzend derselben flogen hinzu und kamen den Hunden zuvor und zerrten und stritten sich um den blutigen Lappen; und während die einen diese Beute verzehrten, warfen sich die anderen, welche von den erbosten Hunden angebellt wurden, auf den Rücken, breiteten Schwingen und Fänge aus und kreischten mit offenen Schnäbeln den Hunden entgegen, die hiervon eingeschüchtert zurückwichen. Und als nun Gerd und Geelhoofd den Weihen ab und zu wieder einen Lappen Fleisch hinwarfen, wurden diese immer frecher und so dreist, daß sie endlich den beiden Jägern das Fleisch aus der Hand zerrten, bis dies Gerd so verdroß, daß er ihnen noch einige Schrotschüsse zusandte, welche sie wieder in gebührende Entfernung zurücktrieben.

Als die Haut abgestreift und die besten Stücke: die Feistrippen, der Sattel, der Lummel- und die Lendenbraten darin eingeschlagen und auf die Ochsen geladen waren, stieg Gerd wieder zu Pferde und schickte sich zum Wegreiten an, während die Hunde sich noch an dem Kadaver gütlich thaten. Aber kaum war er etliche zwanzig Schritte von dem letzteren entfernt, so stürzte der ganze Flug Weihen, der über hundert Stück betragen mochte, auf das verlassene Wildpret und begann trotz der Anwesenheit der Hunde dieses anzuschneiden und sogar die Hunde davon zu vertreiben.

Geelhoofd meinte, es sei in der dürren Jahreszeit nichts Seltenes, einen solchen starken Flug von Weihen zu sehen, welche gewöhnlich einen ganzen Bezirk abjagten nach Springmäusen und den vielen anderen Nagern, wovon Grasfluren wimmeln. Sie geben aber augenblicklich diese Jagd auf, wenn sie irgend ein Aas finden, sagte der Betschuane, und verjagen zuweilen sogar die Hyänen von einem solchen.

Wie unsere beiden Reiter mit den Lastochsen eine kleine Anhöhe in der Grasflur umgingen, jagten die Hunde aus einem Mimosengehölz zwei große Thiere auf, welche alsbald die Flucht ergriffen

und sich als ein altes Weibchen von dem langhörnigen weißen Nashorn mit seinem Jungen auswiesen. Beide Thiere liefen im schärfsten Trott, und es war rührend zu sehen, wie das stämmige ungeschlachte Alte dicht hinter seinem Jungen herlief, ihm den Rücken deckte und ihm die einzuschlagende Richtung dadurch anwies, daß es sein drei Fuß langes, leicht gekrümmtes Horn dicht an die Lende seines Jungen legte und es so fort schob. Das Alte achtete das Gebell der Hunde nicht, und diese schienen ebenso wie Gerd's Pferd einen gewaltigen Respekt vor dem Thiere und seinem ungewohnten Aeußern zu haben und blieben in gemessener Entfernung davon. Ihr Gebell hatte sogar mehr etwas Aengstliches als Wildes und Drohendes. Gerd wäre gar zu gern den beiden Thieren noch eine Strecke weit nachgeritten, um sie etwas näher zu betrachten; allein das Pferd scheute so sehr vor den ungeheuerlichen Thieren, daß es weder mit Sporn noch mit Peitsche denselben näher zu bringen war.

Um nun vor einer anderen ähnlichen Begegnung gesichert zu sein, welche auch die beiden Ochsen scheu machen konnte, wandte Gerd sein Pferd und ritt quer über die Anhöhe, gefolgt von Geelhoofd und den beiden Ochsen. Oben auf der Anhöhe machte er Halt und sah sich aufmerksam nach einem Wilde um. Es war beinahe Abend, und die schrägen Sonnenstrahlen warfen ein goldenes Licht über das weite Gelände, während im Nordwesten eine niedrige dunkle Wolkenschicht wie ein schwarzes Gebirge am Himmel stand. Aber weit und breit war keine Antilope und kein anderer Vierfüßler zu sehen, dem nachzureiten es sich verlohnt hätte. Schon hatte sich Gerd mit einem ungeduldigen Ausrufe umgewandt und wollte davon reiten, als ein Wink des Betschuanen seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt lenkte, welcher seither Gerd's Auge entgangen war. In einer von leichtem Anflug von Gebüsch und einzelnen Bäumen unterbrochenen Grasflur stand ein einzelner großer Vogel, den Gerd seither für einen Baumstumpf gehalten hatte, ganz unbeweglich.

„Was ist das?“ fragte Gerd.

„Ein Pfauhahn,“ versetzte Geelhoofd; „schlauer Vogel, aber leicht zu schießen auf Locke. Kennt junger Baas Locke vom Pfauhahn?“ Gerd verneinte, und der Betschuane stieß nun einige Male einen Schrei aus, welcher dem Ruf des Hahns der großen Kaptrappe (Otis kori) in der Paarungszeit auf das Täuschendste glich. „Wenn junger Baas gut anschleichen und so rufen, er kömen leicht eins, zwei Pfau schießen.“

Gerd erinnerte sich plötzlich einer Schilderung dieser Art von Trappenjagd, welche sein Vater ihm schon gegeben hatte. Er glitt also langsam aus dem Sattel, warf dem Gaul den Zügel über den Kopf hinaus auf den Boden, hieß Geelhoofd die Hunde bei sich behalten und suchte sich im Schutze eines kleinen Gehölzes in die Ebene hinunter zu schleichen und dem sogenannten Pfau zu nähern.

Pfau nennt nämlich der Boer die Trappe deshalb, weil dieser Vogel (welcher übrigens nicht zu den Hühnerartigen gehört, wie der Pfau, sondern zu den Straußenartigen) mit seinem Schweif eine Art Rad schlägt und in der Aufregung seine Halsfedern ebenso bläht wie der Pfau, hinter welchem er jedoch an Pracht des Gefieders weit zurücksteht. Die südafrikanische Trappe aber ist wie die in den Tiefländern des nördlichen Europa und Asien heimische große Trappe (Otis tarda) ein äußerst schlauer, vorsichtiger und scheuer Vogel, welcher ungemein schwer zu beschleichen ist, so daß es nur selten gelingt, ihm auf Schußweite nahe zu kommen. Wie wir schon früher erfahren, stellt jedes Volk von Trappen förmliche Schildwachen aus, welche bei Annäherung des geringsten Anscheins von Gefahr einen warnenden Laut geben, worauf die ganze Kitte der Trappen alsbald so rasch davon lauft, daß sie kaum mit einem guten Renner eingeholt werden können. Wie alle straußartigen Vögel behelfen sich nämlich auch die Trappen weit mehr mit dem Laufen, obschon sie fliegen können, allein ihre hohen „Ständer“ oder Beine sind weit

besser zum Laufen geeignet, als ihre Schwingen zum Fliegen. Dabei üben sie aber auf den Jäger trotz aller Schwierigkeit ihrer Jagd eine besondere Anziehungskraft aus, denn sie liefern einen köstlichen Braten, wie Gerd ebenfalls sehr gut wußte. Wie aber wollte unser junger Freund es anstellen, einen solch' scheuen und vorsichtigen Vogel zu beschleichen? Das wollen wir sogleich beschreiben.

Gerd wußte soviel von der Lebensweise der Trappe, daß ihm die Jagdart, welche sein Vater ihm geschildert hatte, als ganz ausführbar und erfolgverheißend erschien. Sie bestand dem Grundgedanken nach darin, den alten Trappenhahn zur Zeit der Paarung eifersüchtig zu machen. In jedem Trappenvolk kommen nämlich auf einen Hahn sechs und noch mehr Hennen, die sich jeder Hahn zur Zeit der Paarung aus der Kitte aussiest, und auf welche er förmliche Eigenthums-Ansprüche geltend macht, so daß nicht selten zwischen den Hähnen einer einzelnen Kitte Kämpfe stattfinden. Einen solchen zu veranlassen war nun auch Gerd's Absicht.

Nachdem er sich dem Gebüsch entlang so weit hinab geschlichen hatte, als er sich gedeckt wußte, warf er sich auf den Bauch und kroch langsam bis zu dem ersten einzelnen Busche, hinter dem er sich decken konnte. Hier war er etwa noch zweihundert Schritte von dem Trappenhahn entfernt, der ruhig stille stand und nur den Kopf mit den klugen Augen unablässig nach allen Seiten drehte. Gerd ahmte jetzt den Ruf nach, welchen er vorhin Geelhoofd hatte ausstoßen hören, und der schon damals den Vogel unruhig gemacht hatte. Sobald der Trappenhahn den Ruf hörte, fuhr er auf, reckte sich zu seiner vollen Höhe empor, trippelte einige Schritte gegen die Richtung hin, von wannen der Ruf erschollen war, schlug mit seinem Schweif ein Rad, sträubte die Halsfedern und entfaltete die Schwingen halb, so daß die größeren Schwungfedern beinahe den Boden berührten, und stieß den herausfordernden Kampfruf aus. Schon wollte Gerd denselben erwidern, um den Vogel näher heranzulocken,

da ertönte rechts von ihm ein zweiter ähnlicher Ruf, und nun wechselten mehrere derartige Herausforderungen, bis endlich aus einem niedrigen Gehölze vor ihm ein zweiter Trappenhahn herausſprang und in ebenſo aufgerichteter Haltung wie der erſte auf dieſen eindrang.

Anfangs trippelten beide nur unter Kollern und eigenthümlichen Kehltönen um einander herum, ſchnappten nach einander und ſchrieen ſich an; allein Gerd bemerkte wohl, daß dies nur das Vorſpiel eines ernſten Kampfes ſei. Einſtweilen aber kroch er unter dem Schutze von Gebüſchen und Geſtrüpp weiter, bis er ſich dem Wahlplatze auf etwa fünfzig Schritte genähert hatte, und als er ſich nun aufrichtete, nahm er wahr, daß die beiden Hähne ſchon mit Erbitterung hintereinander waren und mit Schnäbeln, Flügeln und Beinen aufeinander loshackten, ſo daß bald der eine, bald der andere auf den Boden kam. Gerd wollte nun keine Zeit mehr verlieren; er kniete feſt am Boden, ſchlug ſeine Doppelflinte an und harrte auf die nächſte Pauſe, die in dem Kampfe eintrat. Dann zielte er feſt auf den erſten beſten der Vögel, ſchoß und warf ihn zu Boden und ſandte ſeinen wohlgezielten zweiten Schuß der anderen Trappe nach, die ſich nun eilig und erſchrocken zur Flucht wandte, während aus dem umgebenden Dickicht und Gehölz ein ganzes Volk Trappen ſchreiend und flügelſchlagend aufſprang und davon lief.

Gerd war mit ſeinem erfolgreichen Doppelſchuß ſo ſtolz und zufrieden, als es nur ein Schütze ſein kann, holte ſeine Vögel, warf ſie ſich, nachdem er ſie vollends getödtet, auf den Rücken und trat mit ſeiner willkommenen, aber nicht leichten Laſt den Rückweg zu ſeinem Pferde an, welches ihm der Betſchuane halb entgegen führte.

„Schnell heimreiten nach Plaats, junger Baas!“ rief der Knecht und deutete auf den Horizont in Nordweſt, wo die ſchwarze Wolke immer höher geſtiegen war und ſchon eine ſogenannte „Wand“ bildete. „Dort kommen große Sturm, liebe Gott viel blitzen und donnern, große, große Regen!“

Gerd sah die Richtigkeit dieser Prophezeiung ein, band seine Vögel mit den „Ständern" zusammen, hing sie quer vor sich über den Sattel, warf dem einen Ochsen die Schlinge seiner Kampirleine um die Hörner und trabte dem Lager zu, den Ochsen auf diese Weise nöthigend, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

40. Ein kapisches Gewitter.

Frau Martha hatte der Rückkehr ihres Sohnes mit banger Unruhe und Sehnsucht entgegen gesehen, denn die Zeichen am Himmel waren ihr nicht entgangen, und sie kannte ihre Bedeutung nur allzu gut. Es war um die Zeit, wo die heftigsten Gewitter als Vorboten der mit der Tag- und Nachtgleiche eintretenden periodischen Regen zu kommen pflegen, und mit zagem Herzen gedachte sie jetzt des Gatten und Sohnes in der Ferne, welche mitten in der Einöde von diesen Schrecknissen eines tropischen Gewitters bedroht wurden. Gerd war auch kaum mit seinem Lastochsen herein und hatte dessen Bürde und seine beiden Vögel der Mutter und Sally überantwortet, als gegen Nordwesten und Norden Blitze das Firmament zu spalten begannen, welche auf mehrerer Sekunden Länge die frühe Dämmerung in einen blendendweißen Lichtglast verkehrten. Die Blitze hatten in dieser Region etwas Wilderhabenes, Großartiges, Majestätisches, wie Frau Martha und Gerd, welche doch schon manches kapische Gewitter erlebt hatten, es nie zuvor gesehen. Das eine Mal schien es, als wenn die Wolken sich öffneten und daraus ein breiter Feuerstrom hervorbreche, der im Weiterdringen sich immer mehr ausbreite und wie ein Strom glühender Lava den ganzen Horizont überfluthe. Dann schoß aus der schwarzen Wolkenschicht plötzlich Blitz auf Blitz, daß vier, fünf breite feurige Bänder am dunkelgrauen Himmel aufzuckten. Hierauf war es, als ob die Erde berste und ein ungeheures

Geschoß ausspeie, das jählings platzend seine Feuerstrahlen nach allen Himmelsrichtungen hinsende, und gleich darauf wechselte mit einem strahlenwerfenden Blitzkern eine Art feuriger Kranz oder Gürtel ab, der den ganzen Himmelsraum durchkreiste und den fernen Horizont wie ein niedriger Regenbogen überspannte, während in demselben die herrlichsten prachtvollen Farben wie von lauter Edelsteinen: Amethyst, Rubin, Türkis, Topas, Sapphir und Opal erschienen und langsam verglühten. Es war ein unbeschreiblich schöner Anblick, so furchtbar erhaben und einzig in seiner Art, daß, wie sich Gerd hernach ausdrückte, ein solches Hochgewitter in dieser Region allein schon eine Reise nach dem Kap und in das Binnenhochland herein verlohnen würde.

Bald aber kam das ergreifende Naturschauspiel so rasend schnell näher, daß seine Schrecken überwogen und die Gefahr den Geist minder empfänglich machte für die wilde Majestät. Ein Heulen und Sausen, wie Gerd es nie zuvor gehört hatte, ertönte erst hoch in den Lüften, dann senkte es sich tiefer, und ein Sturm brach aus, der die Baumkronen knickte und die uralten Stämme zerriß, als wenn sie Halme gewesen wären, und dieser Sturm trug mit unbegreiflicher Geschwindigkeit die Gewitterwolken herbei. Blitz auf Blitz zuckte im Zenith unserer Wanderer, begleitet von einem Donner, der die Erde erschütterte wie ein Erdbeben, daß die Felsenstirnen ob den steilen Klippenwänden brachen, und das Stürzen der losgerissenen Blöcke und Steine, die in dem Gürtel von Gehölz auf den unteren Lehnen Alles vor sich niederschmetterten, das Grausen noch vermehrte. Der Donner schien Menschen und Thiere ganz betäuben zu wollen. Die Thiere der Heerde drängten sich in einen einzigen dichten Knäuel zusammen und schrieen kläglich, als ob sie gleich den Menschen zu Gott flehten, daß diese Schrecken an ihnen vorübergehen möchten. Sally und die beiden Betschuanenknechte lagen mit den Gesichtern am Boden und heulten laut vor Entsetzen; die Hunde verkrochen

sich unter den Wagen und winselten. Der alte Buschmann aber lehnte, in seinen Karoß gehüllt, mit stierem Aug' und blutlosem Gesicht am Deichselbaume und bebte wie Zittergras. Gerd selbst hörte sein Herz laut pochen in der Brust; dann aber machten die ersten schweren Tropfen, die ihm auf den nackten Kopf fielen, ihn auf die Gefahr aufmerksam, welche den Seinigen drohte, und er rüttelte Kleinknaep aus seinem dumpfen Brüten auf.

„Rasch, Alter!" rief er; „wir wollen alle Vier Hand anlegen, um die Elephantenhaut über das Wagendach zu breiten, sonst sind bis morgen alle unsere Vorräthe bis zur Unbrauchbarkeit durchweicht!"

Kleinknaep nickte lebhaft und eilte die beiden Knechte aus ihrer Stumpfheit aufzurütteln und durch Schläge zum Bewußtsein zu bringen, und den vereinten Anstrengungen Aller gelang es, die schwere Elephantenhaut von ihrem Gestell zu nehmen, über die Wagenplane hereinzuheben und straff zu ziehen und alles Sattelzeug und Ochsengeschirr darunter zu bergen.

Und noch waren sie damit nicht zu Ende, so schienen die Schleusen des Himmels zu bersten, und ein Regen strömte hernieder, von dem man ohne Uebertreibung sagen konnte, er habe anscheinend wie aus Kübeln herunter gegossen, während er zugleich Alles in rabenschwarze, nur von einzelnen furchtbaren Blitzen unterbrochene Finsterniß hüllte. Das Gewitter hatte beinahe eine Stunde lang gewährt, der Regen aber dauerte zwei Stunden mit einer unbeschreiblichen Heftigkeit. Der kleine Bach, der von der Quelle ablief, schwoll zu einem wilden reißenden Flusse an, und jeder Blitz zeigte Ströme und Lachen, welche von den Bergen niederflossen in die Ebene hinab und alle Vertiefungen und Mulden füllten. Die Heerde selbst stand lange Zeit mindestens eine Spanne tief im Wasser, und die Lämmer blöckten kläglich. . . .

Endlich hatte das Gewitter ausgetobt, und ein glänzender Stern

um den anderen tauchte aus den verziehenden Wolken, bis endlich auch der Mond sein freundlich Antlitz zeigte und nur der schwache Donner, der in der Ferne ausgrollte, noch an den Sturm der Elemente mahnte. Allein an der Erdoberfläche waren der Spuren der Zerstörung so viele, daß sie schon im falben Mondlicht greulich genug anzusehen waren als entsetzliche Denkmäler der Wuth der Elemente. Noch aber winkte Gerd und den Seinigen die Ruhe nicht. Jeder trockene Lappen, den Frau Martha beschaffen konnte, mußte angewandt werden, um die Pferde damit zu reiben, daß sie trocken wurden und nicht jene böse Krankheit sie ergriff, welche bei den Boers unter dem Namen der Genicksteife bekannt ist und gewöhnlich die davon befallenen Pferde mondenlang, ja bisweilen für immer lähmt. Auch die Schafe und Lämmer, die Kälber und Fohlen mußten gerieben werden, um sie vor heftigen Erkältungen zu bewahren, und erst der Untergang des Mondes, der die Gegend wieder in dichte Dunkelheit hüllte, machte der nothgedrungenen Geschäftigkeit ein Ende und gestattete den Ermüdeten noch einige Stunden Schlaf in ihren Fellmänteln und auf Thierhäuten am feuchten Boden und ohne Feuer.

Der grauende Morgen zeigte erst den ganzen Umfang der Zerstörung, welche der nächtliche Gewitterorkan angerichtet hatte. Entwurzelte Bäume, zersplitterte und geschlitzte Stämme, herabgeworfene Aeste und Kronen bezeichneten die breite Spur, die der Sturm auf seinem Weg über die Ebene genommen hatte. Erschlagene Vögel und kleine Vierfüßler lagen inmitten dieser grauenvollen Bahn der Zerstörung, und waren schon besucht von Aasgeiern, Weihen, Füchsen und Hyänen, welchen das Gewitter eine reiche Ernte hinterlassen hatte. Aber in wunderbarer Frische grünte nun wie durch Zauberschlag alles Pflanzenleben, und zwischen den geknickten dürren Halmen der Gräser richteten sich die kleinen zarten Blattpflanzen nun kühn und frisch auf und strebten zur Sonne, und die ersten Strahlen

derselben zeigten überall blinkende Lachen und Tümpfel und Bleys in den Niederungen, und die weite Landschaft schien auf ein Mal von Hunderten von Wasserspiegeln wie von klaren Augen belebt.

Als Frau Martha aus dem Wagen kam und diese Spuren der Zerstörung betrachtete, ward sie des herrlichen Morgens nicht einmal froh. Sie gedachte des Baas und Jan's und wie es diesen ergangen in der obdachlosen heulenden Wildniß während eines solchen Sturms, und ihre Unruhe war trotz ihrer Bemühung, dieselbe zu verschweigen, für Gerd deutlich sichtbar und wollte seinem tröstlichsten und hoffnungsvollsten Zuspruch nicht weichen.

Glücklicherweise sollte Frau Martha's Unruhe nicht lange dauern. Am zweiten Abend nach der Schreckensnacht kamen Baas Doorn und Jan wohlbehalten wieder heimgeritten und waren beinahe bis zu Thränen gerührt, als sie auch ihre Lieben noch unversehrt fanden. Das furchtbare Gewitter hatte sie am Vorabend ihrer Abreise von Klein-Paradijs ereilt und ihnen zu der dringendsten Gefahr und dem größten Unbehagen noch die entsetzlichsten bängsten Sorgen und Zweifel wegen der Sicherheit der Ihrigen im Lager bei Potfontein verursacht. Sie hatten, je näher sie diesem Ort auf dem beschleunigten Heimritt kamen, desto ängstlicher gefürchtet, den Wagen umgestürzt und ihre Vorräthe von der Witterung verdorben, die Heerden versprengt und die Ihrigen erschlagen oder ertrunken zu finden.

Aber nun war ja Alles gut und Alle wieder vereinigt, wofür der Baas in dem Familien-Abendgebete mit Weib und Kindern dem Himmel nicht genug danken konnte.

41. Die Wahl eines Plaats.

Am frühen Morgen ritt der Baas mit Jan wieder aus, um selber im vollen Tageslichte noch einmal die Gegend zu besichtigen und sich die Spuren der Verheerung genau zu betrachten. Nach einigen Stunden kehrte er zurück, ruhig und ernst; sein Gesicht verkündete, daß er mit sich über den wichtigen Entschluß im Reinen war, wo er sein neues Heimwesen gründen wollte. Und als er nach dem Frühstück mit seiner Frau und den Kindern unter dem Zelte saß, das man nach dem Sturm wieder aufgerichtet hatte, und der kleine Pieter ihm die Pfeife und Trudje den brennenden Lichtspan brachte, und Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, sagte er:

„Ich weiß, meine Lieben, welche Frage Euch auf den Lippen schwebt: es ist nun entschieden, wir trekken nicht weiter, sondern bleiben hier bei Potfontein und gründen hier unseren Kraal; es ist hier besser als in Klein-Paradijs."

„Und weshalb denn, lieber Vater?" fragte Gerd. „Hätten wir dort nicht ebenfalls weites reiches Weideland, Holz genug und klares Wasser?"

„O ja, dies Alles hätten wir und vielleicht noch manche andere Vortheile, welche der dortige Platz vor diesem voraus hat. Ohne jenen Gewittersturm wären wir vielleicht auch unbedingt dorthin gezogen, um uns dort niederzulassen; aber jene furchtbare Nacht hat uns glücklicherweise gelehrt, daß es ein Mißgriff wäre, dort einen Kraal zu gründen, denn das erste beste Gewitter von gleicher Heftigkeit hätte uns sicher alle unsere Habe gekostet und unsere junge Schöpfung zerstört — sind wir selber doch nur mit Mühe dem Tod des Ertrinkens entgangen!"

Alle stießen einen Ruf des Erstaunens aus, und Baas Doorn erzählte nun, was er und Jan in jener Nacht erlebt hatten. — Sie

waren an derselben Stelle gelagert, wo sie noch die Asche von Jan's und Gerd's Lagerfeuer gefunden, und hatten das ganze Thal und seine Umgebung abgesucht und genau erforscht. Müde und schläfrig hatten sie an jenem Abend sich schon am Lagerfeuer niedergestreckt und keine Ahnung von dem nahenden Gewitter gehabt, als dieses plötzlich mit seiner vollen Heftigkeit über sie herein brach und aus dem ersten Schlummer schreckte. Geröll und Felsen donnerten in die Schlucht herab, noch ehe der Regen begann, und kaum hatte sich dieser eine Viertelstunde lang mit aller Reichlichkeit eines tropischen Regens ergossen, als von allen Seiten breite Bäche und Ströme von den umgebenden Höhen niederrannen, das kleine Flüßchen zu einem reißenden Strome anschwoll, über seine Ufer trat und das ganze Thal unter Wasser setzte. Nur mit unsäglicher Mühe hatten Vater und Sohn in der Finsterniß ihre Habseligkeiten auf die Pferde geladen und sich in den Sattel geschwungen, um die Höhen zu erklimmen, als die vom Blitze scheu gewordenen Thiere „auf die Stange bissen" und blindlings davon jagten, bis sie an der ersten Krümmung des Thales mitten im reißenden Wasser standen und ihre Reiter absitzen mußten, um sie aus der Strömung herauszubringen und den ersten besten Hügelhang hinan zu bringen, wo sie anhielten und die Thiere stille halten mußten, bis der Regen und das Gewitter vorüber waren. Das erste Morgenlicht zeigte ihnen nun das friedliche Thal von Klein-Paradijs, aus welchem sich die ausgetretenen Wasser langsam verliefen, besäet mit Steinen und Felstrümmern, zerwühlt und zerrissen von Furchen und Rinnsalen der von den umgebenden Höhen herabgestürzten Wasser, bestreut mit entwurzelten Bäumen — ein grausiges Bild der Zerstörung. Von ganzem Herzen dankten sie Gott, daß sie bei Zeiten noch gewarnt worden waren, und daß dieser Orkan sie nicht überfallen hatte, während sie schon mit Gründung ihrer Niederlassung beschäftigt oder gar mit derselben zu Ende waren. Die Wucht der Ueberschwem-

mung würde ihre Häuser niedergerissen und davon getragen und die in den Kraal eingesperrten Heerden rettungslos ersäuft haben, und glücklich, wenn sie dann nur den Verlust ihrer Habe allein und nicht auch noch den Tod des einen oder des anderen der Ihrigen zu beweinen gehabt hätten. Wie entsetzlich aber wäre jedenfalls ihre Lage gewesen, wenn sie sich Angesichts der bevorstehenden Regenzeit so von Zugthieren und allem entblößt, viele, viele Meilen weit von jeder menschlichen Niederlassung allein in der Wildniß gesehen hätten!

Diese Erzählung hatte Alle ungewöhnlich ernst und gedankenvoll gemacht, und Jan sagte voll Ueberzeugung: „Wie Unrecht thut doch oft der Mensch, wenn er über ein Ungemach oder einen kleinen Unfall murrt, der seine Pläne und Unternehmungen vereitelt! Dienen doch am Ende auch unsere Unglücksfälle nur zu unserem Besten! Welcher kleinen Mittel bedient sich doch zuweilen die Vorsehung, um uns nach ihrem Rath zu lenken, wenn der unsrige den ihrigen durchkreuzt! Dies sehe ich deutlich in den mancherlei Ereignissen, welche ich seit unserem Aufbruch von Soetwater-Kraal erlebt habe, und die mir oft nur als eine Kette von Widerwärtigkeiten erschienen, während ich sie jetzt als die größten Vortheile und sichtlichen Schickungen der Vorsehung betrachte. Hätte Gerd nicht den tollen Ritt hinter dem Strauße her unternommen, wäre er nicht krank geworden von dem Wasser der Natroonfontein, wäre er nicht durch sein Abenteuer mit dem schwarzen Rhinoceros im Sturze verletzt worden, und hätten wir uns nicht neulich beim Heruntersteigen nach dem Flusse verirrt, so wären wir nicht nach Potfontein gekommen, sondern hätten mindestens acht Tage früher Klein-Paradijs erreicht und wären dort mitten unter unseren Vorbereitungen von dem Orkan erreicht worden!“

„Da seht Ihr,“ meinte Gerd lächelnd, „wozu oft ein solcher Tollkopf wie ich nütze ist!“

„Je nun," sagte der Baas, „so ganz und gar bin ich zwar nicht Jan's Ansicht; aber ich danke doch dem lieben Gott von Herzen, daß Alles so abgelaufen ist, und wünsche nur, daß die gemachten Erfahrungen aus all' diesen Erlebnissen den Tollkopf gesetzter machen mögen, dann ist Alles gut. — Aber da nun einmal der Entschluß feststeht, meine Kinder, daß wir hier bleiben, so laßt uns denn mit Gott den Anfang machen und rüstig Hand anlegen zur Schaffung einer neuen Heimath! Die Zeit drängt, um vor den Regen unter Dach und Fach zu kommen, und wir haben ein großes Stück Arbeit vor uns!"

„Auf denn, lieber Vater!" rief Gerd, „theile die Geschäfte aus und zweifle nicht an unserem Eifer!"

42. Wie man einen Kraal erbaut.

Während Jan und Gerd mit Kleinknaep den vom Gewitterregen verschlämmten „Topf" der Quelle ausräumten, hatte sich Baas Doorn aus einem schlanken Mimosenstämmchen eine Meßruthe geschnitten und steckte die Pfähle aus, welche die Stelle des künftigen Wohnhauses bezeichneten und die Begrenzung des ganzen Kraals oder Gehöftes. Hierzu hatte er eine kleine Hügelwelle unweit dem Fuß der bewaldeten Lehnen ausersehen, um deren Fuß einerseits der kleine Bach sich wand, während anderseits ein junges Gehölz einen Theil des erforderlichen Bauholzes in der nächsten Nähe lieferte. Dann ward der Pflug vom Wagen abgenommen und rund um den künftigen Plaats eine Reihe breiter paralleler Furchen gezogen, um den Erdboden wund zu machen. Derjenige Theil des Gehölzes, welcher noch in diesen Kreis fiel, und der daran grenzte, ward niedergehauen und das Holz abseits aufgestapelt, und nun legte man nach einem heißen Tage am windstillen Abend Feuer

an das dürre Gras und Gestrüpp dieser Anhöhe und ließ Alles, was über den Boden ragte, vom Feuer verzehren. Es war ein sehr schöner Anblick, mit Einbruch der Nacht die Flammenzungen weit an der Anhöhe hinauflecken zu sehen, wie sie allen Brennstoff verzehrten und sogar noch die zur Bezeichnung eingerammten Pfähle verkohlten, und wie dann nach einer Stunde der ganze niedrige Hügel noch glühte und rauchte wie ein großer Aschenhaufen und am Morgen ganz silbergrau und schwarz gesprenkelt anzusehen war.

Und nun begann der Bau. Kleinknaep und einer der Betschuanenknechte fällten das Holz oder entästeten die vom Orkan gestürzten Bäume und schleppten sie mit Ochsen zur Baustelle. Dort aber standen Baas Doorn und seine Söhne mit Axt und Plattaxt in Händen, beschlugen die Bäume, zersägten und verzapften die Hölzer und stellten das Gerüste ihres Wohnhauses her, das einstöckig war und ein steiles Satteldach hatte. Mittlerweile hüteten Pieter und der andere Betschuanenknecht und Sally die Heerde und sammelten das zähe rauhe Gras der Restien zum Dachdecken. Hierauf wurden die Löcher für die Hauptpfosten des Gebäudes und des darum laufenden Vordachs gegraben, diese Pfosten am unteren Ende verkohlt und eingerammt dann das Gebälke dazwischen und die Dachsparren aufgesetzt, und zehn Tage harter Arbeit sahen das Werk soweit gefördert, daß wenigstens das Gerippe des Hauses fertig auf der Baustelle stand und nun noch der Ausfüllung der Wände und der Dachbedeckung harrte.

„Wie aber soll dieses grüne Holz auf die Dauer halten in einem Klima, wo die Hölzer so schnell in Fäulniß übergehen?“ fragte Gerd eines Tages den Vater.

„Dafür wollen wir den Sirocco sorgen lassen, welcher nicht ausbleiben wird,“ entgegnete der Baas lächelnd. „Bevor dieser nicht das Holz mit seinem glühenden Athem angehaucht hat, wollen wir weder das Dach decken, noch die Wände einflechten.“

Ueberhaupt gab es zunächst noch mehr zu thun. Da war noch die künftige Küche zu errichten, etwas abseits vom Wohnhause und mit einer Kammer für die braune Sally, beides mit der geräucherten und eingefetteten Elephantenhaut bedeckt. Ferner war das Gerüst zu der Bienenkorbartigen Hütte zu errichten, worin die Knechte hausten, das dann sogleich mit Zweigenund Gras durchflochten und mit Lehm beworfen und bestrichen ward und zuerst ganz vollendet dastand, weil man das Austrocknen ebenfalls dem glühenden Nordwinde aus der Wüste, dem hiesigen Sirocco, überließ. Sodann war noch ein Theil des kahlgebrannten Bodens tief zu pflügen und von Wurzelwerk und Steinen zu säubern und mit Bartweizen und Roggen und Mais zu besäen, dessen Saat noch vor der Regenzeit in den Boden gebracht werden mußte. Die schwerste Arbeit aber war die Errichtung des Kraals oder Viehhofs, der ganz mit mannshohen, fest eingerammten Palissaden umgeben werden mußte, und die Umzäunung des ganzen Plaats.

So unverdrossen auch Alle arbeiteten, so zogen sich diese Arbeiten doch sehr in die Länge, denn es kamen Störungen aller Art. Da waren zunächst Gewitter, die sehr oft, aber nicht mehr mit solcher Heftigkeit wiederkehrten, wie an jenem Abende. Da war ferner der Sirocco, welchen der alte Boer erwartet hatte, und der, wenn er auch aus Nordwest kam, dennoch kein Zephyr war, sondern eine gewaltige Landplage. Wenn er eintrat, verfinsterte sich der ganze Himmel nach Nordwest und Norden hin und nahm eine dunkelgelbe, beinahe braunröthliche Färbung an. Während der beinahe gänzlichen Windstille, welche dem Sirocco vorangeht, steigt die Hitze noch über ihr gewöhnliches Maß, die Luft wird trocken, erschlaffend, mit feinen Sandtheilchen angefüllt, und Menschen und Thiere leiden unter Athembeschwerden und Erschöpfung; der Mensch ist wie gelähmt, nicht mehr im Stande, klar zu denken oder mit kräftigem Willen zu handeln, jede körperliche Anstrengung wird ungemein

ermüdend und ruft einen überreichen Schweiß hervor, und älteren Leuten oder kränklichen Personen tritt Blut aus Mund und Nase. Dann mit einem Male weht der Wind bald anhaltend und gleichmäßig, bald in wilden Stößen, trocknet Haut und Kehle aus, erschwert das Athmen, füllt Nase und Augen und Mund mit dem feinen heißen Staub und Sand der Kalahari-Wüste, dörrt den Boden so aus, daß er tiefe und breite Sprünge bekommt, so macht, daß alles Holz sich krumm zieht und Sprünge bekommt, so daß unsere Boers genöthigt waren, die Räder ihres Wagens fortwährend zu begießen, damit nicht die Speichen und Naben sich trennten, und richtete eine Menge Schaden auch unter den jungen Thieren der Heerden an, welche trotzdem, daß sie sich dicht an den Boden legten und die Nüstern in denselben einwühlten, bisweilen verschmachteten. Und dies ist nicht zu verwundern, denn ein solcher Sirocco währt gewöhnlich sechs bis acht, oft aber auch zehn bis sechszehn Stunden ununterbrochen und ist nicht selten der Vorläufer von furchtbaren Hagelwettern, bei welchen nicht nur Schlossen von der Größe eines Taubeneies fallen, sondern zuweilen sogar unregelmäßige eckige und zackige Eisstücke von solcher Größe, daß sie nicht in ein gewöhnliches Trinkglas gehen.

Einige derartige Gluthwinde aus der Wüste reichten denn auch, wie Baas Doorn prophezeit hatte, vollkommen hin, das aufgestapelte gefällte Holz wie das Zimmerwerk der neuen Gebäude auszutrocknen, und unsere Boers machten sich nun daran, die Wände zwischen dem stehenden und laufenden Gebälk aus Flechtwerk von Zweigen, namentlich aber von langen Trieben einer rankenden Acacienart herzustellen, welche allenthalben in Menge wuchs und bei den Betschuanen unter dem Namen „Affenseile" bekannt ist. Dieses Flechtwerk ward, wie es auch in vielen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes bei den Scheunen der Bauern üblich ist, mit Lehm auf beiden Seiten verstrichen und bildete Wände, die sich für dieses Klima

leicht und haltbar genug erwiesen und den Vorzug hatten, daß man die Schäden daran jeden Augenblick und ohne Kosten und Verzug ausbessern konnte. Lehm und Thon waren in der Nähe reichlich vorhanden und lieferten auch den Stoff, aus welchem der Estrich des Fußbodens und die Decken der Zimmer hergestellt wurden, welche auf diese Weise den Angriffen der Ameisen, Tausendfüße und anderer lästigen Thiere besser widerstanden, als wenn sie von Holz gewesen wären.

Allerdings war ein solches Haus nicht elegant und allzu dauerhaft, allein es entsprach vollkommen den Zwecken dieser einfachen Menschen, welche in der Wildniß leben wollten und daher jeder körperlichen Verweichlichung und Ueberfeinerung abhold waren, dagegen der geistigen Anregung und Ausbildung sich nach Kräften befleißigten und dabei gesund an Leib und Seele und frisch und wacker blieben. Und glaubt mir, meine jungen Freunde, neben dem stolzen Bewußtsein unserer jungen Boers, ihre eigenen Baumeister und von Niemand abhängig zu sein, erfüllte diese wackeren Menschen auch noch jene weise Selbstbeschränkung und Entsagung, welche Jeder üben kann und soll, und die Jeden, der sie geübt hat, mit einem unbeschreiblichen Gefühle innerer Befriedigung und gesunder Tüchtigkeit erfüllt, und sie fühlten sich so behaglich und in ihrer rauhen und arbeitsamen Lebensweise so zufrieden, daß sie nicht mit dem reichsten Kaufherrn der Kapstadt, nicht mit dem Besitzer der größten Zuckerplantage in Holländisch-Westindien oder in Louisiana getauscht hätten.

Und es war in der That ein riesiges Stück Arbeit, eine derartige Niederlassung inmitten in der Wildniß zu gründen: Haus und Hof für eine Familie und vier Dienstleute, urbares Ackerland und Umzäunungen darum, stark genug, daß keine zahmen oder wilden Thiere zu der jungen Saat oder der heranreifenden Ernte gelangen konnten; dazu einen Viehhof für die Heerden, ganz aus Palissaden,

und noch Abtheilungen darin für Zucht- und Melkvieh, und endlich gar noch eine Umfriedigung um das Ganze herum zu künftigem Schutz und Trutz gegen jeglichen äußeren Feind.

Diese letztere Umfriedigung machte unseren Boers verhältnißmäßig die geringste Mühe. Beim Fällen und Beschlagen der Bäume, welche zu den Palissaden des eigentlichen Kraals oder Viehhofes verwendet wurden, fielen eine Menge dünnerer Zweige und Ruthen und Gerten ab, welche, wenn sie vom sogenannten Haakedorn und anderen recht stachlichten Mimosenarten waren, sorgsam aufgestapelt und in den Schatten gelegt wurden, um zu einer lebendigen Hecke verwendet zu werden. Baas Doorn hatte nämlich die Eigenthümlichkeit gewisser Acacienarten bemerkt, vermöge deren jedes große oder kleine Stück reifen und frischen Acacienholzes, wenn es nur einige Blätter und Augen hatte, alsbald überall Wurzel schlug und austrieb, wo man es in den Boden steckte, — ebenso wie wir es bei vielen unserer Weidenarten sehen. Hierauf gründete er seine Absicht, die neue Niederlassung von Potfontein mit einer derartigen fortlaufenden Hecke der allerstachlichsten Acacien, besonders des mit Fischangelähnlichen, sehr langen Dornen bewaffneten Haakedorn (A. detinens) zu umfriedigen, weil diese Art zugleich auch sehr rasch wächst und allenfalls mit Messer und Beil schon in gewissen Schranken des Wuchses und Wachsthums gehalten werden kann. Baas Doorn wußte wohl, daß eine solche Hecke, wenn sie erst einmal zehn oder zwölf Fuß hoch war, für Menschen und Thiere, — den Elephanten, das Nashorn und den wilden Büffel etwa ausgenommen, — undurchdringlich sein würde; diese großen Vierfüßler und die Raubthiere, wie Löwen und Leoparden, wollte er sich bald mit Pulver und Blei vom Leibe halten. Daher wurden jeden Abend alle Zweige und Ruthen, welche zu sogenannten Stecklingen oder Stopfern für die künftige Hecke paßten, noch auf der Grenzlinie eingegraben und ihre Bewässerung den gelegentlichen Gewitter-

regen und der bevorstehenden Regenzeit überlassen; und trotz dieser scheinbaren Verwahrlosung solcher Setzlinge, welche einen Gärtner unserer Zone in Erstaunen setzen würde, gedieh diese Heckenanlage doch sichtlich.

Alle Bauarbeit an den Häusern lag dem Baas und seinen ältesten Söhnen ob, denn obschon die Betschuanen im Allgemeinen ziemlich anstellig sind, und auch Kleinknaep für einen Buschmann ungewöhnlich brauchbar war, wie wir schon gesehen haben, — so war es doch unmöglich, diese farbigen Eingebornen zum Bau eines viereckigen Hauses zu gebrauchen. Der rechte Winkel und das Quadrat waren und blieben Begriffe, die ihnen ewig verschlossen blieben. Runde Behausungen dagegen nach Art ihrer eigenen Bienenkorbartigen Hütten von Flechtwerk und Lehm wußten sie mit einer ziemlichen Sauberkeit sehr leicht und schnell herzustellen. Jan lächelte oft über die linkische und ungeschickte Weise, mit welcher sie sich bei allen Bauarbeiten nach civilisirtem Muster anstellten, und meinte, es sei noch ein Beweis für ihre verhältnißmäßig niedrige geistige Entwickelung, daß sie sich nicht von den Mustern losreißen könnten, welche ihnen die Ameisen und alle anderen Thiere gäben, in deren Nestern und sonstigen Bauten auch durchaus Kreis und Kugel als geometrische Grundform vorherrschen.

Am Weihnachten war das Haus gedeckt und bewohnbar und ward noch bezogen, um die heilige Festzeit in den neuen Räumen zu feiern, und zwar so dankbar, so herzlich froh und heiter, so zufrieden und demüthig, als man sich nur denken kann. Wie herrlich dünkte Allen die neue Wohnung nach dem langen Bivouakiren in Zelt und Wagen, und mit welchem Behagen bediente man sich der korbartigen Stühle und Tische und Ruhebetten von Flechtwerk, welche Sally und die Betschuanenknechte aus den Stengeln eines in den Sumpfwäldern der Fluß-Niederungen ziemlich häufigen bambusartigen Rohres oder großen Grases hergestellt hatte! Wie schön

dünkte ihnen das Vordach mit seinen Pfosten, für deren Blumenschmuck Frau Martha und Trudje bereits gesorgt hatten, indem sie in den Gehölzen die schönsten Pflanzen der farbenreichsten Windenarten sammt dem Erdkloß ausgehoben und an die Pfähle gepflanzt! Wie hübsch erschien namentlich der breite, viereckige Vorplatz mit terrassenförmiger Erhöhung, der sogenannte Stup oder Stoep, welcher den gewöhnlichen Aufenthalt der Hausgenossen bildete, wenn sie unter Dach waren, was allerdings außer den Mahlzeiten und den Abendstunden nur selten war. Vor dem Stoep breitete sich die Ebene weithin aus, mit ihren Baumgruppen, Gebüschen, Gehölzen und Wäldern oft wie ein ungeheurer Park anzusehen; drüben jenseits derselben die blauen duftigen Berge der Ferne, hinter dem Hause das kleine halbkreisförmige Thal mit der Quelle und den starren, beinahe senkrechten Felsenklippen, um die Quelle herum die uralten Bäume, in deren Gezweig sich ein loses, geräuschvolles Volk von Papageien und anderen Vögeln tummelte! Vor ihnen der Kraal mit der eigenen Heerde, zu beiden Seiten die neuangelegten Felder, die theilweise schon besamt waren, theils aber auch erst umgebrochen und dem Einfluße des Sirocco ausgesetzt wurden, damit die von der Pflugschar aufgewühlten Wurzeln und Würzelchen und Strünke verdorrten und dann verbrannt werden konnten. Baas Doorn und die Seinen hatten „Gott im Herzen und die Hand am Pfluge," — was fehlte ihnen also noch zu ihrem Glücke? Mit den frohesten Hoffnungen sahen sie dem neuen Jahre entgegen, das ihnen die Regenzeit bringen sollte, und mit innigem andächtigem Dank schauten sie zurück auf die Vergangenheit und fanden die Heimath an der Potfontein in vielen Stücken schöner als die von Soetwater-Kraal. Man muß viel verlieren, um mäßiges Glück und Besitzthum als das beste und befriedigendste kennen zu lernen.

Und hatten sie nicht auch allen Grund, mit ihrem Loose zufrieden zu sein? Sie selber waren gesund und fanden für alle ihre unent-

behrlichen Lebensbedürfnisse leicht Befriedigung. Die Heerde gedieh und mehrte sich; die Thiere waren trotz der Hitze und Dürre feist geworden, denn jenes Hochgewitter und seine Regengüsse hatten an den Lehnen und Hügelhängen so viel Erde abgeschwemmt, daß eine Menge nahrhafter süßer Knollen und Zwiebeln bloßgelegt worden waren, an denen sich die Thiere äsen konnten. Die Jagd war ergiebig und versah die Küche reichlich mit Fleisch. Rings um den Kraal herum waren Gruben angebracht worden, worin Baas Doorn und seine Söhne bisweilen Nachts auf Raubwild anstanden, denn es zeigten sich mehrmals Löwen, Schakale und wilde Hunde. In einigen solchen Gruben an der Vley, welche der Bach ungefähr eine halbe Stunde vom Plaats bildete, hatten Jan und Gerd schon mehrmals Löwen und Büffel und sogar einmal ein Nashorn geschossen, weil dort eine besuchte Tränke war. An einem anderen Orte amSee des Wasserfalls war auf einem alten Nwanabaume mit breiter Krone aus Stangen und Flechtwerk ein sogenannter Hochstand angelegt worden, um die Löwen, Leoparden und Nashorne und die allfällig wiederkehrenden Elephanten zu erlegen, und alle diese Vorrichtungen hatten schon manchem der großen Thiere der Wildniß den Tod gebracht.

Lästiger aber als die großen Raubthiere waren für unsere Boers die tückischen Hyänen und die wilden Hunde, welche schon mehrere Lämmer und Zicklein „geworfen" und zerrissen hatten, darunter auch ein allerliebstes kleines milchweißes Kalb, welches Trudje's besonderer Liebling gewesen war. Gegen diese schleichenden Räuber vermochte selbst die Wachsamkeit der Hunde nicht viel, und der alte Buschmann sann daher auf ein anderes Mittel. Eines Tages, als er mit dem Baas und Gerd nach einer der Hochwiesen hinaufging, um dort Feuer an das dürre Gras und die vertrocknete Rasennarbe zu legen, brachte er von den Klippen herab einige schenkeldicke Stengel von einer sehr großen Euphorbienart, die er, sorglich mit

Zweigen eingebunden, seinem Pferde aufgepackt hatte. Diese Stengel und ihre Zweige brachte er nach einem kleinen Tümpfel in der Ebene, zerhieb sie in kleine Stücke und warf sie in das warme schmutzige Wasser. Einige Nächte darauf, als eines der Pferde von der sogenannten afrikanischen Krankheit befallen wurde und trotz aller Aderlässe nicht mehr zu retten war und schnell getödtet werden mußte, um nicht die anderen Pferde mit derselben Seuche anzustecken, ward dieses Pferd in jenen Tümpfel geführt und dort erschossen und liegen gelassen. Ebenso wurde ein alter Büffel, der an der nächsten Vley geschossen worden war, ebenfalls dorthin geschleppt, nachdem man ihn abgestreift und der besten Fleischstücke beraubt hatte, und ward ebenfalls in den Tümpfel geworfen.

„Wartet, ihr Teufel von Wölfen!" sagte Kleinknaep mit einem schadenfrohen Lachen, als er, von dieser beschwerlichen Arbeit zurückkehrend, seine Stiere nach dem Plaats trieb; „diesmal ihr an alten Buschmann denken!"

„Wie, Alter! willst Du hier auf die Wölfe anstehen und die Kadaver von dem Pferd und Büffel nur als Köder betrachten?" fragte Gerd, der auf der Heimkehr von einem Jagdritt ihm begegnete.

„O, nicht nöthig, Wölfe zu schießen," meinte der Buschmann; „Wölfe schon sterben werden — Wölfe schlau, aber viel gefräßig; wenn Aas riechen, nicht widerstehen können, auch wenn giftig ist — wenn von dem Wasser saufen, alle, alle todt — war Hyänentod, was Kleinknaep von Felsen mitbrachte!"

Und so war es auch. Mehrere Nächte lang lagen beide Kadaver unberührt, obschon die Umgebungen des Tümpfels deutlich genug zeigten, daß Hyänen und Erdwölfe und wilde Hunde dagewesen waren. Sie hatten sich aber durch den Geruch der Wolfsmilch oder des Saftes der Euphorbia abhalten lassen, den Köder „anzuschneiden." Endlich aber roch der Bissen durch die rasche Fäulniß allzu verführerisch, und sie konnten der Versuchung nicht widerstehen.

Sie fielen darüber her und fraßen von dem faulenden, mit dem Safte getränkten Fleisch, soffen von dem vergifteten Wasser und theilten das Loos vieler Aasgeier und Weihen, welche das Aas der beiden Thiere schon zuvor verkostet und ihren Vorwitz mit dem Leben bezahlt hatten. Einige Tage lang fand man in der ganzen Umgebung verendete oder verendende Hyänen und hatte nun einige Zeit Ruhe vor ihnen, obschon unsere Boers auch den Verlust eines ihrer Hunde zu beklagen hatten, der unbemerkt ebenfalls seinen Durst an jenem Tümpfel von vergiftetem Wasser gelöscht hatte.

Jan und Gerd und ihr Vater thaten manch' frohen und glücklichen Ritt auf die Antilopenjagd, um einen Vorrath von dem köstlichen wohlriechenden und feinen Fleisch dieser Thiere einzulegen, das einen höchst angenehmen Gras- und Laubgeruch hat, namentlich das von dem Eland oder der Elenn-Antilope, einer der größten der ganzen Gattung, die mit Recht für den vorzüglichsten Leckerbissen der südafrikanischen Jäger gilt und diesmal den Weihnachts-Festbraten lieferte. Während der Regenzeit mußte ja die Jagd ohnedem eingestellt werden, weil dann der Ritt durch die aufgeweichten Niederungen zu unbehaglich war. Jan hatte nicht versäumt, von seinen Jagdritten gelegentlich auch den jüngeren Geschwistern einige kleine Lieblinge mitzubringen. So hatte er Trudje ein hübsches kleines Kitzchen oder Junges von der zierlichen Aureebi oder Gazellenantilope und einen angeflügelten jungen Purpurreiher mitgebracht, welche mit einigen von Kleinknaep aus dem Neste genommenen und schnell zahm gewordenen Papageien des jungen Mädchens Zeitvertreib und Begleiter bildeten. Pieter dagegen hatte einen jungen Pavian oder Tschakma erhalten, dessen Mutter von Gerd in den Bergen geschossen worden war, wo diese lärmenden possierlichen Thiere in Menge vorkamen, welche von den Betschuanen als Vettern begrüßt und mit einer wahren Ehrfurcht betrachtet werden. Es war nach Jan's Behauptung der Hundskopfaffe, Simia cynocephalus. Außerdem hatte Pieter

noch einen Wurf von Jungen der kapischen Wildkatze, die man in der Höhlung eines gefällten Baumes gefunden und dem Knaben geschenkt hatte, wobei sich der merkwürdige Fall ereignete, daß die Alte in der Nacht bis in das Lager hereinkam und den Korb zerreißen wollte, welcher ihre Jungen enthielt, wobei sie den Hunden so kräftig Widerstand leistete und mehrere der kühnsten so gefährlich verwundete, daß Gerd sie von dem Pfosten herunterschießen mußte, woran der Baas seinen Barometer und seinen Thermometer aufgehängt hatte, um daran seine Witterungs-Beobachtungen zu machen. Aber Pieter hatte noch einen Wunsch, der ihm sehr am Herzen lag: er hatte einmal einige Dhaus oder Bergzebra mit ihren Jungen in der Entfernung gesehen, und seither ging sein ganzes Dichten und Trachten dahin, nur ein solches graubraunes junges Dhau zu besitzen, um es zu zähmen und dann zu seinem Reitpferde zu machen, was, wie ihm der Vater erzählt, unter den Boers in den Kaschanbergen nicht selten sein sollte. Ach, wie hübsch mußte es sein, solch' ein flüchtiges behendes Thier zu reiten!

Gerd hatte ein sorgsames Augenmerk auf seine beiden wilden Hunde; so oft er ein Stück Wild erlegte, brachte er ihnen ein Stück von dem Geschreide oder einige Lappen leckern fetten Fleisches mit, und die Thiere gediehen davon sichtlich. Allmählich gewöhnten sie sich an die zahmen Haushunde, und diese legten unter der Furcht vor dem Schambock ihre anfängliche Feindschaft gegen dieselben ab, obschon sie draußen jeden der wilden Hunde und der Erdwölfe oder Ohrenfüchse, welcher ihnen aufging, mit der größten Erbitterung anfielen.

Jan dagegen, der stille sinnige Naturbeobachter, verfolgte auch hier wie in Soetwater-Kraal mit Eifer seine Naturbeobachtungen. Ein kleines Stückchen Land, das er selber umgebrochen und eingezäunt hatte, bildete seinen botanischen Garten oder sein Herbarium vivum, wohin er alle möglichen Pflanzen und Gewächse verpflanzte

welche ihm auf seinen Wanderungen in der Umgebung als neu und gefällig aufstießen. Außerdem sammelte er fortwährend emsig Vogeleier, Käfer, Schmetterlinge, Vogelbälge, Schlangenhäute u. s. w., fing in Sprenkeln und Schlingen kleine Vierfüßler und Thiere, die er sich wo möglich lebend erhielt, oder deren Bälge er, wenn dies nicht gelang im Rauch gärbte oder buccanirte, um sie so aufzubewahren und sich dadurch alle einzelnen Formen und Züge des Thierlebens dieser Zone einzuprägen. Zu solchen Studien gab besonders die Regenzeit Aussicht auf Muße und Gelegenheit.

Endlich kam diese Regenzeit mit den ersten Tagen des neuen Jahres. Massenhafte Regengüsse fielen und kühlten die Atmosphäre ab, durchweichten den dürren, von tiefen Rissen und Sprüngen durchzogenen Boden; der Pflanzenwuchs erwachte wieder aus seiner Ruhe und seinem Schlummer während der Trockenheit. Die Regen waren nicht anhaltend. Gewöhnlich begannen sie kurz vor Tagesanbruch und währten bis etwa zehn Uhr; dann trat wieder Stillstand ein bis fünf Uhr, wo ein Abendregen erfolgte, welcher bis nach Einbruch der Nacht andauerte. Die auf diese Weise fallende Regenmenge war außerordentlich groß. Alle Mulden und Niederungen füllten sich mit stehenden Lachen, alle während der Sommerdürre vertrockneten Wasserrinnen verwandelten sich in Bäche und Flüsse. Wenige Tage reichten hin, um der Oberfläche der Landschaft ein ganz anderes Ansehen zu geben. Junges saftiges Grün bedeckte wie mit Zauberschlag den ganzen Boden, die Saaten keimten wunderbar rasch und wuchsen prächtig. Das ganze Gelände bedeckte sich mit einem reizenden Farbenschmuck von Blüthen aller Art; die Liliengewächse trieben unbegreiflich schnell wieder ihre Blätter und schlanken Stengel, auf denen sich die farbenprächtigsten Blumen wiegten. Die Luft ward belebt von einer ungeheuren Menge farbenreicher Insekten, von herrlichen Schmetterlingen und Libellen und großen Käfern vom schönsten Metallglanze. Jetzt war die Zeit, wo Frau

Martha die mitgebrachten Samen der verschiedensten nützlichen und Ziergewächse dem Boden anvertraute. Jetzt war der günstigste Zeitpunkt, wo der Baas mit seinen Söhnen unter einem Schuppen als Tischler hantirte und verschiedene bescheidene Geräthe und rohe Möbel verfertigte, welche zur Vollendung der häuslichen Einrichtung gehörten, und die man bisher wegen anderer Geschäfte im Freien nicht hatte besorgen können. Jetzt schlugen die Stecklinge des lebendigen Zaunes aus, und die Samen des Haakedorns, welche man früher gesammelt und in langen Linien, die man eigens dazu geflügt, ausgesäet hatte, keimten und bezeichneten die künftigen Ackerländer, welche Baas Doorn anzulegen beabsichtigte, wann erst die so gesäete Hecke einmal hoch genug heraufgewachsen sei, um Schutz vor den Vierfüßlern und der Sonne zu geben. „Wie?" fragt vielleicht mancher meiner jungen Leser; „Schatten wollte der Baas für seine Aecker? ist dies nicht ein Mißverständniß?" — Nein, meine jungen Freunde. In jener Zone ist der Schatten sogar ein wichtiges Förderungsmittel mancher Pflanzenkultur, denn der ungehemmte Sonnenstrahl würde manche zärteren Gewächse versengen. Frau Martha erwartete mit Ungeduld das Heranwachsen der breitblätterigen Bananen (Musae), welche sie gesäet hatte, um im Schutze ihrer schönen manneshohen Blätter eine Menge Gemüse und anderer Pflanzen der gemäßigten Zone zu bauen, welche im vollen Sonnenlicht schon nach dem Keimen verschmachtet oder „geschossen" wären, ohne „Köpfe" zu bilden, wie die heilsamen Salat- und Kohlarten, oder ohne fleischige Wurzeln zu treiben, wie die nördischen Rettige, die Möhren und andere Rüben, die Speisezwiebel, und selbst die mehlreichen Wurzel- und Knollgewächse der subtropischen und tropischen Zone: Maniok, Bataten, Ignamen u. s. w.

43. Schluß.

Die Regenzeit war vorüber, die Ernten von Bartweizen und Roggen standen schon im Halm, der üppigste Sommer sproßte noch, obschon man dem Herbst und Winter jener Zone entgegen ging. Unsere Boernfamilie von Potfontein hatten Nichts zu wünschen übrig, denn ihre Erfolge übertrafen selbst ihre kühnsten Wünsche. Die Heerde mehrte sich ganz nach Wunsch, und die Schrecken des Feuergewehrs hatten die Raubthiere schon seltener und vorsichtiger gemacht in ihrer Umgebung. Man hatte nun einige Muße, und daher machte der Baas eines Tages seinen Sönen den Vorschlag, ein Bischen auf die Elephantenjagd zu reiten und Elfenbein zu holen. Der Schutz des Plaats ward Kleinknaep und Geelhoofd überantwortet. Bruinneus sollte die acht Gespanne lenken, welche vor den Wagen gelegt wurden, um darin die nöthigen Lebensmittel und Vorräthe für einige Wochen im Busch mitzuführen, und eines Morgens schwang der Betschuane von der „Voorkist" des Wagens aus die lange Peitsche über seine acht Joche Ochsen hin und fuhr westwärts in die Ebene hinein, den dichten Wäldern zu, begleitet von den drei Boers zu Pferde und einigen hinten am Wagen angebundenen Beipferden und einer Meute trefflicher Hunde. Nach fünf Wochen kehrte der Zug zurück, allesammt wohlbehalten, noch mehr gebräunt von der Sonne und in der herrlichsten Stimmung, denn der Wagen enthielt die werthvollen Stoßzähne von elf Elephanten und die ungestalten Schädel einiger Rhinocerosse, welche unter dem Blei der schweren Elephantenbüchsen gefallen waren. Die Schilderung aller einzelnen Erlebnisse und Thaten auf diesem Jagdritt bildete noch Wochen lang die Unterhaltung der Boernfamilie im Stoep beim Schein der Kerze von Elephantentalg. Das waren Geschichten so wundersam neu und interessant, daß man davon ein ganzes Buch füllen könnte. Vielleicht erzähle ich sie einmal meinen

jungen Freunden in einem solchen Buche und vervollständige dadurch die Schilderung dieses Erdstriches und seiner reichen Natur. Aber außer dem Elfenbein und den anderen Trophäen brachte Baas Doorn auch noch etwas Anderes mit, was für ihn von hoher Wichtigkeit war, um in der Wildniß gedeihlich fortkommen zu können, nämlich Arbeitskräfte: zwei weitere junge Betschuanen von einem benachbarten Stamme und ein junges Betschuanenmädchen, und eine kleine Heerde von Rindvieh, die er von einem Boer erstanden, der dort drüben in den Bergen gen Westen wohnte. Er brachte ferner die Gewißheit mit, daß er Nachbarn, freundliche gute Nachbarn von seiner eigenen Race habe, und daß die wenigen zerstreuten kleinen Stämme der Betschuanen gutartige, friedliebende, arme Heiden seien, die froh waren, wenn das Gewehrfeuer der Weißen in ihrer Nähe die Raubthiere vertrieb und die Jagdausflüge derselben ihnen die willkommene Fleischkost und sonstige Vortheile lieferten, die nur aus dem Verkehr mit Weißen entsprangen.

Baas Doorn erzählte seiner treuen Martha mit Stolz und Rührung, was für mannhafte tüchtige Jungen seine Söhne seien, und wie wacker sie sich auf diesem Jagdzuge gehalten haben. „Ich hoffe," sagte er, „sie werden die Stammhalter tüchtiger Geschlechter, die einst aus diesen Wildnissen ein blühendes, reich besiedeltes Land machen sollen, ein Land freier, frommer, kühner und redlicher Männer!"

„Das walte Gott!" sagte Frau Martha mit stiller Freude.

„Und kommendes Jahr, lieber Vater, reiten wir wieder auf Elfenbein aus, nicht wahr?" fragte Gerd. „Bei den fröhlichen und günstigen Aussichten auf unser Fortkommen dürfte doch wohl Nichts aus dem Zuge werden, den wir nach Deinem früheren Plan thun sollten, um das Land aufzusuchen, von welchem Pieter van der Vliet so viel erzählte."

„Mein lieber Sohn," erwiderte der Baas, „wir haben hier noch

Vielerlei zu thun, und wer allzu viel auf einmal umspannen will, der kann Nichts recht fest halten. Darum steht so viel fest, daß ihr Beide in diesem Jahr noch nicht ausreitet, sei es nach Pieter van der Vliet's Paradies, sei es nach einem anderen Ziele. Ohnedem habt Ihr ja gesehen, daß nicht jedes Thal mit Wasser und Bäumen ein Paradies ist — es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Weil ich aber weiß und selbst erfahren habe, daß eine solche Reise hinein in fremdes Land, wo der Mensch ganz auf sich selber, seinen Witz und seinen Muth gestellt ist, am besten taugt, um aus einem Jüngling einen tüchtigen Mann heranzureifen, so versprech' ich Euch bündig und feierlich, daß Ihr eine große Reise auf eigene Faust thun sollt, sobald ich Euch hier gut entbehren kann. Und bis dahin, denk' ich, werdet Ihr hier noch Manches sehen und lernen, was Euch für Lebenszeit und auch für jenen Ritt frommen wird."

Jan ergriff dankbar und innig des Vaters Hand und sagte: „Damit bin ich von ganzem Herzen einverstanden, lieber Papa! unser jüngster Ritt auf Kundschaft hat mir bewiesen, wie viel uns noch mangelt an Erfahrung, Urtheil und Willenskraft, woran wir uns einstweilen bereichern können."

„Das Letztere thut mir noch mehr Noth, als meinem gesetzten, besonnenen lieben Jan," sagte Gerd. „Topp, lieber Vater! ich will gern noch einige Jährchen warten und mich einstweilen bemühen, zu einem größeren Unternehmen befähigter zu werden!" —

* * *

Baas Doorn hatte die Genugthuung, sich zu überzeugen, daß es seinen Söhnen mit diesem Vorhaben voller Ernst war, und da sie ihre Zusage hielten, so hielt er auch ihnen sein Versprechen. Einige Jahre später, als seine Niederlassung an der Potfontein recht ordentlich herangewachsen war und die Kopfzahl seiner Heerden für künftig einen soliden Wohlstand in Aussicht stellte, ließ er seine Söhne eine

größere Expedition in das Binnenland antreten, welche noch weit lehrreicher und interessanter war, als der Ritt auf Kundschaft und der Zug, welchen wir im Vorstehenden erzählten. Und so scheiden wir denn von unseren geneigten jungen Lesern mit dem Versprechen: falls uns Allen der liebe Gott Gesundheit und guten Muth erhält, so werden wir uns in einem oder zwei Jahren wiederum begegnen in einem anderen lebensvollen Buche, welches handeln soll von den Schicksalen und Erlebnissen der weiteren Reise unserer jungen Boers als junge Elephantenjäger.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Einige Urtheile der Presse
über
Karl Müller's Jugendschriften.

Die jungen Büffeljäger
auf den Prairieen des fernen Westens von Nordamerika.

Eine höchst lebensvolle und naturgetreue Schilderung der Thier- und Pflanzenwelt, der atmosphärischen Erscheinungen, klimatischen Verhältnisse ꝛc. jener ungeheuren und merkwürdigen Region der Prairieen, welche selber ein Naturphänomen sind. Jünglingen aus gebildeten Ständen und allen denen, welche Sinn für physische Geographie, für Länder- und Völkerkunde und Ethnographie haben, kann sicher kaum ein anregenderes, unterhaltenderes, lehrreicheres und anschaulicheres Buch geboten werden, als das obige, welches allen Ansprüchen an ein gediegenes Volksbuch entspricht und Alt und Jung befriedigen wird. **Erheiterungen.**

Ein so ausgezeichnetes Buch, daß wir es allen Jugend- und Volksbibliotheken nicht dringend genug empfehlen können. Denn es ist so verständlich und fesselnd geschrieben, daß es gewiß von Jung und Alt — und zwar nicht blos in den „gebildeten Ständen!" — mit dem lebhaftesten Interesse gelesen wird. Der Verfasser — welcher, beiläufig gesagt, nicht der bekannte Mitredacteur der „Natur," K. Müller in Halle ist, sondern in Stuttgart lebt und dort ein vielgelesenes Unterhaltungsblatt herausgiebt — hat die naturwissenschaftlichen Belehrungen, die er seinen Lesern bietet, so geschickt in die spannende Erzählung eingeflochten, daß man in der That „Lust und Lehre" zugleich empfängt. Einzelne Ausfälle gegen die naturforschenden Stubengelehrten dürften jedoch in einer Jugendschrift nicht am Platze sein, so wie manche Leser beklagen werden, daß der Schluß etwas zu rasch herbeigeführt ist. Die äußerst noble Ausstattung — großer, scharfer Druck auf feinstem Papier, sehr schöne Bilder und ein eben so eleganter als solider Einband — harmoniren mit dem werthvollen Inhalt und machen das Buch zu einem der geeignetsten Festgeschenke. Aber auch in jeder Volks- und Familienbibliothek wird es einen Ehrenplatz einnehmen.

Centralblatt für deutsche Volks- und Jugendliteratur.

Die jungen Pelzjäger
im Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie.

Das vorliegende sehr schön ausgestattete Werk, ohne Zweifel eine der schönsten Spenden auf dem diesjährigen Weihnachtstisch, bildet die Fortsetzung der vor Jahresfrist erschienenen „jungen Büffeljäger" desselben Verfassers. Wir haben es hier mit keinem Roman voll Verwickelungen und Abenteuern zu thun, sondern mit einem höchst anregenden und lehrreichen Zonen- und Natur-Gemälde, dessen geographischer Hintergrund: die unabsehbaren Einöden des polaren Nordamerika, einen der interessantesten und am wenigsten bekannten Theile unserer nördlichen Hemisphäre schildert. Es wendet sich daher dieses Werk nicht einseitig blos an die Einbildungskraft der Jugend, sondern vielmehr an Verstand und Gemüth und sittliches Gefühl seiner jungen Leser und wird eines entschieden günstigen Erfolges gewiß nicht ermangeln. **Erheiterungen.**

Einige Urtheile der Presse über Karl Müller's Jugendschriften.

Der durch seine früheren Jugendschriften rühmlichst bekannte Verfasser führt seine jungen Leser in dem vorliegenden Werke in jene große Region am Nordrand des amerikanischen Festlandes und am Saum der Eis- und Schneewelt der Polarzone, welche gewöhnlich unter dem Namen der „Pelzregion" bekannt ist. Dort hausen nämlich in wilder Freiheit jene verschiedenartigen pelztragenden Thiere, welche einen eignen Handelszweig hervorgerufen haben, den sogenannten Pelzhandel, dessen eigenthümliche Einrichtung in dem Buche beschrieben ist. Auf eine höchst anziehende Weise wird auch das Leben jener kühnen und ausdauernden Menschenklasse geschildert, welche den Fang und die Jagd der Pelzthiere betreibt und den Transport der Pelzwaaren aus den Einöden im Innern bis an die schiffbaren Ströme und über diese nach den größeren Niederlagen in Canada oder an den Küsten des Oceans vermittelt. Da der Verfasser versichert, daß er sich bei der Schilderung der Natur dieser nordischen Zone und des Thier- und Pflanzenlebens in derselben streng an die Wahrheit und an die Gesetze der Natur gehalten hat, so kann die reifere Jugend nicht allein Unterhaltung, sondern auch mannichfache Belehrung aus dem Buche schöpfen. **Frankfurter Conversationsblatt.**

In einer früheren, sehr verbreiteten Schrift: „Die jungen Büffeljäger," hatte der im Fache der Jugendschriften sehr verdiente und rühmlich bekannte Verfasser Karl Müller die Thier- und Pflanzenwelt der gemäßigten Zone Nordamerika's zu schildern unternommen. In diesem Buche führt er seine jungen Leser in die sogenannte Pelzregion Nordamerika's. Er hat dabei mit kühnen Griffen die allerdings reich vorhandenen Anläße ergriffen, ein großes und imponirendes Bild dieser Gegenden zu entwerfen. Das Leben der pelztragenden Thiere, das eigenthümliche Walten der Pelzjäger, der Transport aus den Einöden des Innern bis an die schiffbaren Ströme zieht in großen Zügen, mit Abenteuern und Vorkommnissen aller Art gewürzt, an dem Leser vorbei. Unterstützt von acht trefflichen Kupfern in lithographischem Farbendruck läßt der Text in seiner einfachen und präcisen Fassung nicht allein einen tiefen Eindruck im Gemüthe der reiferen Jugend zurück, sondern bereichert auch das Gedächtniß derselben mit nutzbaren Kenntnissen. **Die Presse.**

Esperanza

oder die jungen Gauchos in den Pampas am Fuße der Andes.

Der Herr Verfasser, welcher bereits durch seinen „Robinson der Wildniß," durch die „jungen Büffeljäger" und die „jungen Pelzjäger" sich im Reich der Jugendschriften einen klangvollen Namen erworben, bietet in diesem Zonengemälde so viel Reizendes und Schönes, daß wir nicht umhin können, diesem trefflichen Buche einen Geleitsbrief auszustellen, der da sagt: öffnet ihm Thor und Thür, wo die reifere Jugend nach einer Lectüre verlangt, welche nicht nur die Phantasie angenehm beschäftigt, sondern auch Belehrung und Unterhaltung in reichem Maße bietet.

Zeitung für die elegante Welt.

Dieses Werkchen zeichnet sich ebensowohl durch seine Ausstattung als durch seinen Inhalt aus. Es enthält acht Bilder in lithographischem Farbendruck nach den besten Zeichnungen, und der Text ist nicht allein belehrend, sondern auch anziehend und erheiternd. Der Leser wird in die Bucht von Rio de Janeiro geführt; ein interessantes Kapitel handelt von den Wundern der Tropenwelt; dann geht's um das stürmische Cap Horn herum; eine Meuterei bricht auf dem Schiffe aus, und in Folge dessen wird an der unwirthlichen Küste von Patagonien gelandet. Die Andes werden einer eingehenden Schilderung unterworfen und endlich auch die „Ansiedelung von Esperanza," von welcher aus Ausflüge in die Prairien gemacht werden u. s. w. — Doch das Gesagte genügt zur Empfehlung des trefflichen Buches, das sich ganz besonders zu Weihnachtsgeschenken eignet.

Tagespost.

Einige Urtheile der Presse über Karl Müller's Jugendschriften.

Der Verfasser, der die allgemeinste Anerkennung erworben, versucht es hier mit großem Glück von den südlichen und nördlichen Prairieen von Nordamerika den Schauplatz seiner Schilderung nach dem minder bekannten Theile von Südamerika, nämlich den Andes und den Pampas des westlichen Patagoniens zu verlegen. Gerne wird „die reifere Jugend gebildeter Stände" an dies lebendig entworfene und in der Erzählung, die das Ganze verbindet, unausgesetzt fesselnde Zonengemälde herantreten. Was an ihr hier vorübergeführt wird, ist die in bestimmten Umrissen vor der Phantasie und dem Verstande entfaltete Schilderung der Natur und der Bewohner jener Gegenden, bei der die Lokalfarben treu wiedergegeben sind. So führt denn der Verfasser seine jungen Freunde von Rio de Janeiro aus, läßt sie einen Blick in die Wunder der Tropenwelt thun; schildert bei der Fahrt um das Kap Horn eine Meuterei an Bord, landet an der Küste Patagoniens und führt sie von hier von der Küste am Fuße der Andes durch die höchst anziehende Waldregion, über die Hochebenen, in die Schneeregion, von hier aber in eine Estanzia im Araucarienwalde, wo ein hergerichtetes Winterquartier den Namen „Esperanza" erhält. Auch die folgenden Abschnitte seit der Begründung der Ansiedelung von Esperanza, der Ritt in die westlichen Prairieen, die Geschichte einer in den Pampas verirrten Englischen Familie, der Ueberfall der Indianer, ein zweiter Ausflug in die Pampas und die Schilderung des hier gefeierten Weihnachtsfestes werden unsere junge Leser im höchsten Maße fesseln. Wenn nun die acht beigegebenen Kupfer in lithographischem Farbendruck nicht wenig dazu beitragen, den Eindruck so mancher Scene für die Phantasie zu erhöhen, so glauben wir mit vollem Rechte die Eltern, die ihren reiferen Söhnen und Töchtern ein eben so belehrendes als anziehendes Weihnachtsgeschenk machen wollen, auf diese „Esperanza" hinweisen zu dürfen.

Stettiner Zeitung.

Die jungen Canoéros des Amazonenstroms.

An den Fäden einer schlichten Erzählung, wie eine Familie und zwei amerikanische Jünglinge aus Peru über die Kette der Anden nach den Urwäldern am Amazonas flüchten, hier eine Zeit lang inmitten dieser großartigen, wunderbaren Natur leben, ihre Bedürfnisse an der Hand dieser Natur befriedigend, bis sie ein Floß erbaut haben und den großen Strom herab nach den Stätten der Ansiedler zu fahren im Stande sind, an diese schlichte, durch keine sonderlichen Erlebnisse verbrämte Erzählung reihen sich die belehrenden und lebendigen Schilderungen des großartigen Naturlebens von Südamerika, seiner Pflanzen- und Thierwelt, seines Klima's und seiner Bodenbeschaffenheit perlenartig an. Die Kupfer, sämmtlich Buntdrücke, sind schön und ansprechend und bilden eine schöne Beigabe des Ganzen.

Breslauer Montagszeitung.

Der sehr beliebte Erzähler bietet eine Erzählung, welche das tropische Südamerika darstellt, von der peruanischen Küste am stillen Ocean über die Cordilleren durch die Binnenwälder jenseits derselben zu den großen Strömen. Freilich ist diese Schrift vorzugsweise für die reifere Jugend bestimmt, allein wir können sie um so mehr im Allgemeinen auch für ältere und ernstere Leser empfehlen, als dem Verfasser viele Notizen von Reisenden mitgetheilt worden sind, deren Benutzung dem Buche höhere Bedeutung verleiht.

Düsseldorfer Zeitung.

Man findet in dem verständigen und anziehenden Buch nicht nur dieselbe Darstellungsweise, sondern auch einige Personen, welche jungen Lesern aus den früheren Büchern dieser Art: die jungen Pelzjäger, Esperanza u. s. w. noch bekannt und lieb sein werden. Diesmal geht's in die unermeßlichen Gebiete am Amazonenstrom, und auch hier weiß der Verfasser Belehrendes und Unterhaltendes wohl zu verbinden und seine Leser ein anschauliches Bild von Land und Bewohnern, von Pflanzen- und Thierwelt gewinnen zu lassen. Wir meinen, auch dieses Buch werde der Jugend vollen Beifall erringen.

Hausblätter.

H/S 132 000

D.11

Die jungen Boers

im

Binnenlande des Kaps der guten Hoffnung.

Ein Sittengemälde aus Süd-Afrika

zu

Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände

von

Karl Müller,

Verfasser des „Robinson der Wildniß," der „jungen Büffeljäger,"
der „jungen Pelzjäger," der „Esperanza oder der jungen Gauchos," der „jungen Canoëros des
Amazonen-Stroms" u. s. w.

Mit acht Kupfern in lithographischem Farbendruck.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1862.